P.O.germ. 1588ˣ-1

Wette

Theodor

oder

des Zweiflers Weihe.

Bildungsgeſchichte

eines

evangeliſchen Geiſtlichen.

Erſter Theil.

Berlin,
bei G. Reimer.
1822.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Erſtes Buch.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Erſtes Kapitel.

Das Poſthorn erſcholl den Lindengang herauf. Das iſt der Bruder Theodor, rief Friederike. Bald fuhr der Wagen in den Hof, und die Schweſter, ungeduldig den lang erſehnten Bruder zu empfangen, eilte die Treppe hinunter. Sie war überraſcht, einen Begleiter bei ihm zu finden, den er ihr als ſeinen Freund Landeck vorſtellte, mit dem er, wie er geſchrieben, die Reiſe nach ***, zu ſeinen Eltern, gemacht hatte, und der ihm nun ins mütterliche Haus hieher gefolgt war. Die Mutter ſchloß den geliebten Sohn, den ſie ſeit zwei Jahren nicht geſehen, und der jetzt von der entfernten Univerſität zum Beſuch kam, zärtlich in die Arme, und hieß ſeinen Begleiter willkommen. Mutter und Schweſter fanden ihren Liebling wenig, aber zu ſeinem Vor-

theil verändert; ſeine Geſtalt war kräftiger, ſein Anſehen männlicher, und ſein Auge dunkler und feuriger geworden. Friederike mußte dagegen mit Erröthen von ihrem Bruder hören, daß er in der blühenden Jungfrau kaum die Schweſter wieder erkannt habe, und ein Seitenblick auf den Fremden zeigte ihr, daß ſein Auge mit Wohlgefallen an ihr hing.

Es war Abend, und bald kam der alte Pfarrer, welcher gewöhnlich die Abendſtunden im Hauſe ſeiner vieljährigen Freundin zuzubringen pflegte. Theodor begrüßte ihn, ſeinen Jugendlehrer, mit Herzlichkeit und Wärme, und ſtellte ihn ſeinem Freunde als jenen würdigen Mann vor, deſſen er oft mit Dankbarkeit gegen ihn erwähnt habe. Nach einem gleichgiltigen Geſpräch ſagte die Mutter: Unſer Gaſt wird ſich gern in die Ordnung des Hauſes fügen, und Du, Theodor, wirſt ihrer hoffentlich nicht entwöhnt ſeyn: gehen wir an unſere tägliche Abendbeſchäftigung.

Es beſtand in dieſem Hauſe die alte löbliche Sitte, jeden Abend eine Andachtsübung zu halten. Theodors Mutter war der Meinung, daß das Haus wie für Ordnung, Sittlichkeit und Tugend, ſo auch für Andacht

und Gottſeligkeit die erſte und wichtigſte Pflanzſtätte, und die häusliche Frömmigkeit die Grundlage eines wahren lebendigen kirchlichen Lebens ſey. Sie war Beſitzerin des Rittergutes im Dorfe, und glaubte als ſolche der ganzen Gemeinde in allem Guten als Beiſpiel vorangehen zu müſſen; und da ſie ein zahlreiches Geſinde hatte, und dieſes nicht bloß zur Ordnung und Arbeit, ſondern auch zur Frömmigkeit anhalten zu müſſen glaubte, ſo zog ſie es regelmäßig mit zum häuslichen Gottesdienſt. Der Pfarrer pflegte gewöhnlich dieſe Andachtsübung zu leiten; und nur wenn ihn Krankheit oder Abweſenheit abhielt, übernahm die Hausfrau ſelbſt dieſes Geſchäft, das ſie bei ihrem Geiſt und ihren Kenntniſſen nicht ohne Erfolg zu verrichten wußte.

Die Hausglocke ertönte, und das Geſinde verſammelte ſich. Der Pfarrer las eine Stelle aus der Bibel vor, und erklärte ſie, worauf er mit einem herzlichen Gebet ſchloß. Es war eine jener Stellen, welche von der Gerechtigkeit durch den Glauben und nicht durch die Werke des Geſetzes handeln. Der Ausleger ſprach mit Nachdruck von der Unzulänglichkeit aller menſchlichen Werkthätigkeit,

und

und wie dadurch kein wahrer Friede zu erlangen ſey; der Menſch müſſe, in Demuth ſeine Unwürdigkeit erkennend, die Gnade Gottes in Chriſto ergreifen, durch deſſen Blut wir von allen Sünden rein gewaſchen worden. Alle Hausgenoſſen ſchienen von dem Sinne dieſer Rede tief ergriffen zu ſeyn, und ſelbſt Theodor konnte ſich des Eindrucks nicht ganz erwehren. Nur ſein Freund fühlte ſich in dieſem Kreiſe fremd und unbehaglich; er war unaufmerkſam und zerſtreut, und nur der ſeelenvolle, auf den Pfarrer gerichtete Blick der andächtigen Friederike zog ihn an.

Als er ſich zu Nacht mit Theodor allein auf dem Schlafzimmer ſah, konnte er ihm ſein Befremden über dieſe ihm ganz ungewohnte Andachtsübung nicht verbergen, und kaum hielt er ſeinen Spott zurück. Mir ſelbſt, ſagte Theodor, ob ich gleich von Jugend auf daran gewöhnt bin, kommt die Sache jetzt fremd und ſtörend vor. Ich zweifle, ob dadurch etwas weſentlich Gutes geſtiftet wird, zumal wenn ſolche veraltete und unverdaute Begriffe, welche dem gemeinen Mann unfaßlich und ungenießbar ſind, und für das Leben keine Frucht bringen können, vorgetragen werden.

den. Unpaſſender kann kein Thema für eine Andachtsübung gewählt ſeyn, als dieſes von der Gerechtigkeit durch den Glauben. Er wollte dieß ſeinem Freunde deutlicher auseinander ſetzen, dieſer brach aber das Geſpräch kurz ab mit der Erinnerung: daß er ja wiſſe, daß er theologiſche Geſpräche nicht liebe. Dagegen geſtand er ihm mit Lebhaftigkeit, welch einen tiefen Eindruck die Schönheit Friederikens auf ihn gemacht habe.

Theodor erwiederte lächelnd: Nun ſo bewährt ſich die Gleichſtimmung unſerer Herzen ganz; eine gewiſſe Scheu, von der ich mir ſelbſt nicht klare Rechenſchaft geben konnte, hat mich bisher abgehalten, Dir ein gleiches Geſtändniß zu machen: Deine Schweſter Thereſe hat mich ganz bezaubert. Und nun ergoß er ſich in das Lob ihrer Schönheit und Anmuth, ihres Geiſtes, ihres Witzes.

Das höre ich gerne, ſagte Landeck, und ich kann Dich auch mit der Verſicherung erfreuen, daß Du meiner Schweſter nicht mißfallen haſt. Aber zugleich darf ich Dir nicht verbergen, daß an eine Verbindung mit ihr nicht zu denken iſt, wenn Du die Grille Deiner Mutter ausführſt und Landprediger wirſt. Es iſt Schade,

ſagte

ſagte meine Schweſter, daß der liebenswürdige geiſtreiche junge Mann ſich in das Dorfleben vergraben ſoll; er verdiente in höheren Kreiſen zu glänzen. Und ſo ſage ich auch und habe es ſchon oft geſagt: ein Menſch von Deinem Vermögen, Deinen Gaben und Kenntniſſen iſt zu gut für einen Dorfpfarrer, und ſollte höher hinaufſtreben. Was kannſt Du auch auf dem Dorfe viel Gutes wirken? Ich lobe mir einen höhern Wirkungskreis, aus welchem man ins Große und Weite greifen, und für die Vervollkommnung eines ganzen Volkes arbeiten kann.

Er ahnete nicht, daß er mit dieſen Worten das Gemüth ſeines Freundes tief erſchütterte. Theodor ſagte ihm, ohne weiter etwas zu erwiedern, gute Nacht, und zog ſich auf ſein Zimmer zurück. Er brachte die Nacht ſchlaflos zu im Zwieſpalt mit ſich ſelbſt, im Zweifel über die Wahl ſeines Berufs, im Schwanken zwiſchen dem Gehorſam gegen die Mutter und einer ihm erſt jetzt klar gewordenen Abneigung vor dem geiſtlichen Stand und der damit ſich verbindenden Liebe zu der ſchönen Thereſe, der er, wie ihm ſo eben geſagt worden, und wie er ſelbſt ſchon dun-

kel gefühlt hatte, entſagen ſollte, wenn er kei-
nen andern Beruf wählte.

Seine fromme Mutter hatte ihn nämlich zufolge eines Gelübdes, das ſie im Gebet um die Geneſung ihres geliebten Gemahls gethan, zum geiſtlichen Stande beſtimmt. Ihr Gebet war erhört worden, der Himmel hatte ihr das theure Leben noch auf mehrere Jahre geſchenkt. Ihr gleichgeſinnter Gemahl billigte, was ſie gelobt hatte, und der Pfarrer des Orts half ihr den frommen Plan beſtimmter ausbilden.

Er machte bemerklich, daß die Wirkſamkeit der Geiſtlichen häufig durch ihre beengte ökonomiſche Lage beſchränkt und geſtört werde; daß ſie durch die Sorge für die Landwirthſchaft nicht nur von ihrem Studium abgehalten, ſondern auch in verdrießliche und unwürdige Verhältniſſe mit ihren Gemeindegliedern verwickelt würden, zumal wenn ſie von dieſen Zehenten und andere Abgaben zu empfangen hätten. Dadurch hatte er ſchon Veranlaſſung gegeben, daß ſeine großmüthige begüterte Freundin die Pfarrſtelle ihres Orts von aller Abhängigkeit dieſer Art befreit, die

damit

damit verbunden geweſenen Aecker zu ihrem Gute geſchlagen, die Ablöſung aller Zehenten und Zinſen veranlaßt, und eine anſehnliche Beſoldung in baarem Geld ausgeſetzt hatte. Er wies darauf hin, daß ihr Sohn als Erbe eines großen Vermögens, wenn er auch eine noch ſo kümmerliche Pfarrei erhielte, im Stande ſeyn werde, der wahren geiſtlichen Muſe zu leben, und ſelbſt noch der Wohlthäter ſeiner Gemeinde zu werden.

Ja, ſetzte er hinzu, was hindert, daß Ihr Sohn mein Nachfolger hier im Orte werde? Sollte er auch den Beſitz des Gutes antreten, ſo kann er doch mit der Stellung des erſten Gutsbeſitzers das Amt des geiſtlichen Hirten verbinden. Sie haben ſchon längſt die Ablöſung aller Dienſtbarkeit und anderer Pflichtigkeiten gegen das Rittergut bewirkt, Sie haben die Gerichtsbarkeit an den Staat zurückgegeben, welchem ſie nach Ihrer Einſicht allein gebührt, und der Gemeinde haben Sie, auf Ihr Patronatsrecht Verzicht leiſtend, das Recht, ihren Geiſtlichen und ihre Schullehrer zu wählen, zugeſtanden, indem Sie ſich mit dem Einfluß begnügten, welcher dem erſten Gutsbeſitzer,

zumal

zumal wenn er mit ſeinem Reichthum Bildung und Frömmigkeit verbindet, nicht fehlen kann. Der Beſitz des Rittergutes kann daher Ihren Sohn als Pfarrer in keine ſtörenden Verhältniſſe mit der Gemeinde bringen; vielmehr wird er dadurch in Stand geſetzt werden, ſeine geiſtliche Wirkſamkeit durch einen wohlthätigen Einfluß auf die weltlichen Verhältniſſe ſeiner Heerde zu erhöhen und zu unterſtützen. Er wird der Patriarch ſeiner Gemeinde werden. Das Gut mag er verpachten oder verwalten laſſen, da er es nicht ſelbſt verwalten kann. Aber vielleicht kann Ihre Tochter einen Gemahl finden, der das Gut gern übernimmt; und welches glückliche ſegensreiche Verhältniß würde zwiſchen dem Gutsherrn und dem Pfarrer beſtehen, welche durch die Bande der Verſchwägerung und der gleichen Geſinnung verknüpft in einträchtigem Verein für das leibliche und geiſtliche Wohl der Gemeine wirkten?

Die Mutter zog die letztere Ausſicht vor; in jedem Fall aber that es ihrem Herzen wohl, ihren Sohn als künftigen Pfarrer der Gemeinde zu denken, für welche ſie ſchon ſo viel gethan hatte.

Der alte Pfarrer übernahm die Erziehung des heranwachſenden Sohnes. Er drang darauf, und die Mutter willigte gern ein, daß er die Schule des Dorfs, worin er ſelbſt mit Unterricht gab, beſuchen ſollte, indem er bemerkte, daß nichts ſo wohlthätig auf das Gemüth der Jugend wirke, als die Gemeinſchaft und der Umgang mit ihres Gleichen, daß der Stolz und die Eigenſucht, wozu vornehme Kinder ſo leicht geneigt ſeyen, nicht beſſer unterdrückt werden könne, als dadurch, daß ſie mit ärmern und geringern Kindern Unterricht und Spiele theilten. Der Nachtheil der Rohheit, welche ſie in ſolchem Umgang annehmen könnten, werde weit überwogen durch den wohlthätigen Einfluß auf die Geſinnung.

Da Theodor als ein fähiger Knabe die andern Kinder in Fortſchritten weit übertraf, ſo ſorgte der Pfarrer dafür, daß er in anderer Hinſicht die Ueberlegenheit der Bauerknaben fühlte. Er hatte wöchentliche Kampf- und Wettſpiele für die Jugend des Dorfes in verſchiedenen Klaſſen angeordnet, denen ein junger Bauer, in ſolchen Uebungen wohlerfahren, vorſtand. Daran mußte auch Theodor

Theil nehmen, und da die Knaben des Dorſes meiſtens ſtärker und geſchickter waren, ſo ſah er ſich nicht ſelten von ihnen übertroffen. In der That bildete ſich ein recht ſchönes Verhältniß zwiſchen ihm und den anderen Kindern. Ohne daß der Abſtand zwiſchen ihnen ganz ausgeglichen war, betrugen ſie ſich gegen einander mit Offenheit und Vertrauen, ohne Schüchternheit von der einen und ohne Anmaßung von der andern Seite. Theodor gab den Andern oft nach, um ſie nicht von ſich zurückzuſtoßen, und dieſe erzeigten ihm alle mögliche Gefälligkeit. Als er die höhern Knabenjahre erreicht hatte, wurde er gewiſſermaßen als der Anführer und Häuptling aller Knaben des Dorfs angeſehen; alle huldigten ihm und hingen ihm an, und keiner war, der nicht das Leben für ihn gelaſſen hätte. Als der beſſre Schwimmer hatte er einmal einen ſeiner Geſpielen, den ſchon der Strom fortgeriſſen hatte, mit eigener Gefahr gerettet. Das bewahrte ein jeder in ſeinem Herzen, und gelobte, ein gleiches für ihn zu thun.

Theodor blieb im Dorfe bis zum ſechszehnten Jahre. Neben der öffentlichen Schule hatte er in den ſpätern Jahren Privatunterricht

richt bei dem Pfarrer gehabt, wozu aber, um ihn auch hier nicht ohne Gemeinſchaft zu laſſen, ein fähiger Knabe des Dorfs gezogen wurde, mit welchem er eine engere Freundſchaft knüpfte. Zuletzt waren beide Knaben dem Unterricht des Pfarrers allein überlaſſen. Nun aber erklärte dieſer, daß er ſeine Lehrlinge nicht wohl ohne den Nachtheil der Einſeitigkeit in ihren Kenntniſſen weiter bringen könne, und trug bei Theodors Mutter darauf an, daß die Knaben in eine öffentliche gelehrte Schule gethan würden, wozu er eine jener Kloſterſchulen vorſchlug, in welchen die Jünglinge, von allem zerſtreuenden Einfluß des bürgerlichen Lebens ferngehalten, allein der Wiſſenſchaft, der Muße und der jugendlichen Gemeinſchaft leben. Der Mutter ward es ſchwer, ihren Liebling von ſich zu laſſen, den ſie nach dem Verluſt ihres Gatten mit verdoppelter Zärtlichkeit umfing, und machte den Vorſchlag, ob ſie nicht zur Vollendung des Unterrichts einen oder ein Paar Lehrer berufen ſolle, indem dann auch zugleich die heranwachſende Friederike daran Theil nehmen könne. Aber der Pfarrer zeigte ihr die Nothwendigkeit, daß die Knaben nicht allein größerer Fortſchritte wegen, ſondern vorzüglich auch wegen der beſſern

Ausbildung ihres Charakters, aus dem häuslichen Kreiſe entlaſſen, in eine größere Gemeinſchaft mit ihres Gleichen verſetzt, und einer ſtrengeren regelmäßigeren Lebensweiſe übergeben werden müßten, und die Mutter willigte ein.

Als Theodor mit ſeinem Jugendfreunde, den wir Johannes nennen wollen, die Univerſität bezog, war es ausgemacht, daß beide ſich der Gottesgelahrtheit widmen ſollten. Beide hatten eine fromme Erziehung erhalten, und in der Kloſterſchule, wo ſich der gottesfürchtige Rektor ihrer annahm, und ſie zu ſeinen häuslichen Andachtsübungen zuzog, waren ſie in der Ueberzeugung und Stimmung geblieben, welche ſie aus dem väterlichen Hauſe mitgebracht hatten. Beide waren ſich in ihren Kenntniſſen ziemlich gleich, aber von Charakter und Anlagen ſehr verſchieden. Johannes war von ſtillem ruhigem Charakter, und ſein Geiſt weniger zur Selbſtthätigkeit und zum freien Denken, als zur Empfänglichkeit und zum Aneignen und Feſthalten des Dargebotenen geſchaffen: daher er am meiſten Neigung zum Studium der Sprachen und Geſchichte hatte. Theodor dagegen

hatte ſchon als Kind einen vorſtrebenden eindringenden Geiſt gezeigt, und ſeinen Lehrer nicht ſelten durch vorwitzige Fragen in Verlegenheit geſetzt; auf der Kloſterſchule hatte er ſich mehr in der Mathematik und Logik, als in der Philologie ausgezeichnet, und mit Ungeduld ſehnte er ſich nach den Vorträgen über die Philoſophie, die er auf der Univerſität zu hören Gelegenheit haben ſollte.

Im erſten Jahre hörten beide Freunde ungefähr dieſelben theologiſchen Vorleſungen über die bibliſche Sprachkunde und Auslegung und die Kirchengeſchichte; daneben aber trieb Theodor mehr die Philoſophie, und Johannes mehr die Sprachkunde und Geſchichte. Wenn ſich ſchon in dieſen verſchiedenen Nebenſtudien eine abweichende Richtung zeigte, ſo trat ſie noch mehr hervor in der Art, wie die beiden Freunde die empfangenen theologiſchen Kenntniſſe und Anſichten verarbeiteten und ſich aneigneten.

Ihr Lehrer in der Bibelauslegung, ein alter, ſehr gelehrter und zugleich helldenkender Mann, pflegte ſeinen Zuhörern über ſtreitige Stellen eine Menge von Meinungen und

Anſich-

Anſichten vorzulegen, und die Gründe für und wider anzugeben, ohne ſich beſtimmt für die eine oder die andere zu entſcheiden. Er erklärte gerade die Evangelien, und verfehlte nicht, die verſchiedenen Meinungen neuerer Ausleger über die Wunder anzuführen, indem er zwar die ſchwachen Seiten derſelben bemerklich machte, aber ſie doch nicht ſchlechthin verwarf.

Der Eindruck, den dieſe Vorträge auf beide Jünglinge machte, war ſehr verſchieden. Während Johannes die Zweifel der Neueren zwar fleißig in ſeinen Heften bemerkte, ſie aber als Erzeugniſſe eines müßigen vorwitzigen Scharfſinns betrachtete, denen er keinen großen Werth beilegte, und über die er ſich nicht einmal erzürnen konnte, faßte ſie Theodor begierig auf, beſchäftigte ſich angelegentlich damit, und erweiterte und bildete ſie beſtimmter aus, indem er ſeine unterdeß gewonnenen philoſophiſchen Einſichten dazu benutzte, das, was man aus ſprachlichen und geſchichtlichen Gründen bezweifelt hatte, aus Grundſätzen und Begriffen zu beſtreiten.

Nicht ſelten entſtand unter den beiden Freunden Streit über dieſe Dinge, ohne daß

ſie ſich verſtändigen konnten. Johannes be- rief ſich immer auf den klaren Wortverſtand, zeigte nicht ſelten mit Scharfſinn das Will- kührliche und Sprachwidrige der neuern Er- klärungen, und hielt faſt immer die alte An- ſicht feſt.

Theodor bewies aus philoſophiſchen Grün- den, daß Wunder etwas unmögliches ſeyen; und wenn er gegen den Wortverſtand nichts einwenden konnte, ſo warf er Zweifel gegen die Glaubwürdigkeit der ganzen Erzählungen auf, indem er die Widerſprüche und Abweichungen, die ſich zwiſchen den verſchiedenen Evangelien bemerken laſſen, geltend machte.

Johannes wußte auch dagegen Rath, in- dem er ſolche Verſchiedenheiten theils als nur ſcheinbar, theils als unweſentlich, theils als natürliche Folgen der Verſchiedenheit der Ver- faſſer betrachtete, und ſich immer an Einzel- nes hielt. Theodor warf alle ſeine mühſamen Erörterungen über den Haufen, indem er das Ganze mehr ins Auge faßte und durchgreifende Urtheile wagte.

Das Ergebniß der theologiſchen Studien des erſten Jahres war für Theodor die Er-

ſchütte-

ſchütterung aller ſeiner bisherigen Ueberzeugungen von der Geſchichte der Entſtehung des Chriſtenthums; die heilige Umſtrahlung, in welcher ihm bisher das Leben Jeſu und die ganze evangeliſche Geſchichte erſchienen, war verſchwunden, aber anſtatt einer beruhigenden geſchichtlichen Klarheit hatte er nichts als Zweifel, Ungewißheit, Unzuſammenhang erhalten. Johannes hingegen hatte, außer der beſſern beſtimmteren Einſicht in den bibliſchen Wortverſtand, und außer der Berichtigung mancher das Weſentliche nicht betreffenden Anſichten, nichts Neues von Bedeutung gewonnen, und nichts von demjenigen aufgegeben, was er durch den Unterricht des Pfarrers erhalten hatte; und wenn er nicht im Stande war, Theodors Zweifel zu überwinden, ſo machten dieſe doch keinen Eindruck auf ihn, und ſtörten ihn nicht in ſeiner Ueberzeugung.

Mit dem zweiten Jahre ging die verſchiedene Richtung der beiden Freunde noch weiter auseinander.

Johannes blieb bei dem bisherigen Lehrer der Bibelauslegung, Theodor aber, der bei ihm nur Zweifel, nicht Entſcheidung und

Gewißheit fand, wandte ſich zu einem andern jüngern Ausleger, der in dem Rufe der Irrlehre ſtand, und vor welchem der alte Pfarrer gewarnt hatte. Johannes erinnerte ihn daran, aber Theodor erwiederte, daß er im Streben nach Wahrheit nichts fürchten könne, als die Ungewißheit und Zurückhaltung, und bat ihn mit ihm zu gehen, damit ſie beide vereinigt prüfen könnten. Johannes erbot ſich auch, einigen Stunden mit beizuwohnen, um zu ſehen, ob ihm dieſer Mann zuſage. Aber er fühlte ſich ſogleich durch die Oberflächlichkeit der Spracherklärung, die ſich ihm nicht verbarg, abgeſtoßen, und erklärte, daß er hier ſeine Rechnung nicht finde, während Theodor durch die Freimüthigkeit und den glänzenden Scharfſinn des Mannes mächtig angezogen war, und bei ihm zu bleiben beſchloß. Er folgte mit Vergnügen den ſcharfſinnigen kühnen Combinationen, durch welche aus den Sitten und Begriffen der Zeit, aus den geſchichtlichen Umſtänden, aus verborgenen unbewußten Andeutungen, welche in der Erzählung ſelbſt aufgezeigt wurden, das Wunderbare und Unerklärliche der evangeliſchen Geſchichte in ein Natürliches und Begreifliches aufgelöſt wurde; mehr aber noch zog ihn an

und befriedigte ihn die ungezwungene klare Entwickelung des Sinnes der Ausſprüche Jeſu und deren Zurückführung auf allgemeine Vernunftwahrheiten.

Neben dieſer biblischen Vorleſung hörte Theodor gerade damals bei einem Kantiſchen Philoſophen Vorträge über die Sittenlehre, wodurch ihm eine ganz neue Welt aufgeſchloſſen wurde. Die Gedanken der Selbſtſtändigkeit der Vernunft in ihrer Geſetzgebung, der Freiheit des Willens, durch die er über Natur und Schickſal erhaben ſey, der Uneigennützigkeit der Tugend, die ſich allein ſelbſt genüge und keines Lohnes bedürfe, der reinen Achtung vor dem ſelbſtgegebenen Sittengeſetz, ergriffen ihn mit mächtiger Gewalt, und erfüllten ihn mit hohem Selbſtgefühl. Jene dunkeln Vorſtellungen von der Liebe Gottes und Chriſti, von der Wiedergeburt, vom Anziehen eines neuen Menſchen, vom Walten der Gnade Gottes im menſchlichen Gemüth, die er aus dem Unterricht ſeines Jugendlehrers in ſich trug, überſetzte er ſich nun in dieſe Sprache, und ſo erſchienen ſie ihm klarer und ſicherer. Wenn ihm nun ſein Bibelausleger in Chriſto nichts als den

Kanti=

Kantiſchen Weiſen zeigte, der, was unſere Zeit klar und rein zu denken im Stande ſey, in zeitgemäßen Bildern und Begriffen vorgetragen: ſo fühlte er ſich dadurch ungemein erhoben und befriedigt. Es war ihm, als wenn die hohe, von Nebelglanz umfloſſene Geſtalt Chriſti freundlich zu ihm herniederſtieg, und vom hellen Licht des Tages beſchienen, neben ihn träte, um ihm auf ſeine Fragen Antwort zu geben. Die Ehrfurcht vor ihm ſchien ſich zu mindern, aber die Achtung und das Vertrauen wuchs.

Doch fehlte es auch nicht an Zweifeln, durch welche dieſe Achtung und dieſes Vertrauen erſchüttert wurde. Manche Ausſprüche Jeſu konnte der Lehrer Theodors nur mit Mühe in anerkannte Vernunftwahrheiten umdeuten, und der Verdacht bot ſich an, daß ſich Jeſus nach dem Aberglauben ſeiner Zeit bequemt habe oder von Schwärmerei nicht ganz frei geweſen ſey; von andern Ausſprüchen blieb nach der gegebenen Deutung nur ein ganz leerer allgemeiner Gedanke übrig, welcher mit der Umhüllung, in welcher er enthalten war, in gar keinem richtigen Verhältniß ſtand. Aus dem hochgeachteten Leh-

rer, von welchem ſich Theodor wißbegierig Antwort und Verſtändigung erbat, wurde Chriſtus nicht ſelten ein Freund, mit welchem er ſtritt und rechtete.

Er theilte manche ſolcher Zweifel ſeinem Freunde Johannes mit, deſſen Freundſchaft und Anhänglichkeit gegen ihn unwandelbar war, ob er gleich nicht ſelten mit entſchiedenem Widerſpruch gegen ihn auftrat, und in der Stille den Kopf über ihn ſchüttelte. Wenn ihm nun Theodor zeigte, daß dieſer oder jener Ausſpruch Chriſti mit der Vernunftwahrheit nicht ganz zuſammentreffe, ſo pflegte er gewöhnlich zu erwiedern: Allerdings verſtehe ich Vieles noch nicht ganz, was Chriſtus gelehrt hat; aber ich glaube, daß er, der ohne Sünde und Irrthum war, nichts als die Wahrheit gelehrt hat, und hoffe, daß ich, im Vertrauen auf ihn, immer mehr an Einſicht wachſen werde. Vieles, was ich früher nicht verſtanden, aber gläubig angenommen hatte, habe ich nun verſtehen gelernt. Wir ſind Kinder an Verſtande; wie wollen wir ſogleich an die männliche Reife deſſen, in welchem die Fülle der Gottheit wohnt, hinanreichen?

Theodor

Theodor hielt dieſe Demuth für Feigheit und Trägheit. Wozu, ſagte er, hat uns Gott die Vernunft gegeben, wenn wir nicht prüfen ſollen? Und hat nicht der Apoſtel ſelbſt dazu aufgefodert, indem er ſagt: Prüfet alles, und das Beſte behaltet?

Du vergiſſeſt, wandte Johannes ein, in welcher Beziehung er dieſes geſagt hat. Die menſchlichen Geiſter, menſchliche Lehre und Meinung ſollen wir prüfen, nicht den Geiſt Gottes, der in Chriſto in unendlicher Fülle war, und dem wir nur demüthig gehorchen müſſen.

Aber, verſetzte Theodor, wenn das Göttliche in menſchlicher Sprache und in menſchlichen Begriffen zu uns redet, ſo müſſen wir doch das Geſagte zu verſtehen, den wahren Sinn vom falſchen zu unterſcheiden ſuchen, zumal wenn wir daſſelbe nicht unmittelbar vernehmen, ſondern erſt durch die zweite und dritte Hand überliefert erhalten.

Darauf wußte Johannes nichts bedeutendes zu erwiedern; denn die Lehre von der Eingebung der heil. Schrift, an welche er glaubte, die er aber nicht hinreichend gegen die Zweifel Theodors zu ſchützen verſtand, mochte er nicht zur Sprache bringen.

So

So ging unſer Freund raſchen Schrittes vorwärts auf der Bahn des Zweifels. Oft ſchwindelte ihm, wenn er von der ſteilen Höhe, auf welcher er fortwandelte, hinabſchaute in das enge ſtille Thal des einfältigen Jugendglaubens, in welchem er ſo ruhig und ſo glücklich gelebt hatte. Aber es zog ihn eine geheime Gewalt unwiderſtehlich fort, und ein kühner Muth hob ſein Herz. Er hoffte dem Ziele nahe zu ſeyn, wo ihn, wie er wähnte, Klarheit, Friede und Ruhe erwartete.

Er war nur zu bald am Ziele des Zweifels, ohne zu finden, was er hoffte. Die Kantiſche Lehre von der Gottheit, welche von der Vernunft gefodert werde, damit ſie die Herrſchaft der Tugend in der Welt herſtelle und ſie durch Glückſeligkeit belohne, fiel wie ein Wetterſtrahl in ſeine Seele, der das heilige Feuer der Andacht in ihr auslöſchte, und eine grauenvolle Finſterniß in ihr zurückließ. Die Tugend an ſich bedarf Gottes nicht; ſie hat ihr Geſetz und ihre Kraft in der Vernunft; nur damit ſie im Kampfe mit der Sinnlichkeit deſto leichter ſiege, muß ein allmächtiger Gott ſeyn als Richter und Belohner: welch ein ſtolzer, aber auch troſtloſer

ſer Gedanke! Gott iſt nicht, und wir durch ihn und von ihm und für ihn, ſondern die Vernunft iſt und er um ihretwillen und durch ſie. Iſt das ein weſenhafter lebendiger Gott, und nicht vielmehr ein Gebild unſerer Gedanken? Iſt das jener Gott, welcher zu den Erzvätern und Propheten geredet, und ſich in thatkräftigen Erweiſungen geoffenbart hat? Iſt das der Vater Jeſu Chriſti, von dem er ſagt, daß er nichts thue und rede, was er nicht von ihm ſehe und höre?

Solche und ähnliche Zweifelsfragen that Theodor an ſich, ohne ſie leider anders als mit einem ſchrecklichen Nein! beantworten zu können. Er fühlte ſich ſo allein und troſtlos mit ſeiner ſelbſtſtändigen ſich ſelbſt genugſamen Vernunft, gleich einem Kinde, das ſeinen Vater verloren hat. Ihm war der himmliſche Vater geraubt, zu dem er ſonſt mit kindlichem Vertrauen aufgeblickt hatte, und auch der Freund und Führer, Jeſus Chriſtus, der eingeborne Sohn des Vaters, war von ihm gewichen. Er machte bald mit Schrecken die Entdeckung, daß er nicht mehr beten könne. Was konnte ihm jetzt das Gebet anders ſeyn, als ein Selbſtgeſpräch, als ein Sammlen und

Steigern der eigenen Gedanken? Kraft und Troſt von oben konnte er ſich nicht mehr erflehen; von einem ſolchen Gott etwas bitten, hieß ja von ſich ſelbſt bitten. Ein ſolcher Gott, der nichts iſt als die ewige Ordnung der Welt, die Gewähr der ſittlichen Geſetzgebung, kann nichts thun, als was in ſich ſelbſt nothwendig und von Ewigkeit her ſo beſtimmt iſt: wie ſollte das Gebet ſeinen Willen umlenken und eine Wirkung hervorbringen, die nicht von ſelbſt ſchon auch ohne daſſelbe erfolgen würde?

Mit Thränen fiel Theodor ſeinem Johannes um den Hals, und entdeckte ihm ſeinen Schmerz. Dieſer wußte nichts zu erwiedern, als daß er mit großer Rührung ſagte: Wenn Du ſelbſt nicht mehr beten kannſt, ſo will ich für Dich beten; und die Innigkeit, mit welcher er ihn an ſein Herz drückte, zeigte, daß er es mit Ernſt und Inbrunſt thun werde. Dieſe Entdeckung machte den guten Johannes ſehr nachdenklich, und er war eine lange Zeit ſtill und in ſich gekehrt.

Eines Tages aber kam er mit heiterm Auge zu Theodor, ergriff ſeine Hand und ſagte: Ich bin außer Sorgen um Dich, und

ſey Du nur auch gutes Muthes. Der Herr führt Dich einen andern Weg als mich, den Weg der ſchweren Prüfung, und er wird einen guten Ausgang geben. Der Apoſtel ſagt: Uns bleiben Glaube, Hoffnung und Liebe, dieſe drei, die Liebe aber iſt die größte unter ihnen. Bleibe nur in der Liebe, ſo wirſt Du auch den Glauben und die Hoffnung wiederfinden. Liebe bis in den Tod, erwiederte Theodor, ihm um den Hals fallend; ich ſchwöre ſie Dir, ich ſchwöre ſie der ganzen Welt. So lange unſere Herzen ſchlagen, ſind wir vereint durch die Begeiſterung für Wahrheit und Tugend, für alles Gute und Schöne.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß unſer Freund auf der Bahn, die er eingeſchlagen, nicht zurückging; und es iſt unnöthig, alle weiteren Schritte einzeln anzugeben, durch welche er nach und nach dem ganzen alten Glaubenslehrgebäude entſagte. So oft jene Bangigkeit und innere Leere wiederkehrte, ſo wenig ließ er ſich dadurch erſchüttern und wankend machen. Die Freudigkeit des Geiſtes ging ihm keinesweges ganz verloren, und was er an der gottſeligen Ruhe und Innigkeit

keit des Gemüths, an der höhern Weihe des Glaubens entbehrte, wurde ihm gewiſſermaßen erſetzt durch die Begeiſterung für ſittliche Ideale, für welche er bei fortgeſetztem Studium der Philoſophie immer mehr Nahrung gewann. Beſonders erfüllte ihn ganz die glühende Liebe für die Freiheit, und die Hoffnung ihrer Einführung in das Leben der Völker. Er ergriff mit Lebhaftigkeit die durch die franzöſiſche Revolution in Umlauf gebrachten politiſchen Ideen, und verband um ſo lieber mit dem Studium der philoſophiſchen Sitten- und Religionslehre das der Rechtslehre und Politik.

Dieß gab auch Veranlaſſung zu ſeiner Bekanntſchaft mit Landeck, dem Sohn eines vornehmen ***ſchen Staatsbeamten, welcher die Staatswiſſenſchaft zu ſeinem Hauptſtudium machte, und die Abſicht und Hoffnung hatte, in den höhern Staatsdienſt zu treten. Er war ein vielſeitig gebildeter Jüngling, der einen hellen Verſtand mit einer hochfliegenden Begeiſterung für ſein Vaterland verband, und dadurch unſern Theodor ſehr anzog. Aber es fehlte ihm, der in dem zerſtreuten, vielfach bewegten Leben der Hauptſtadt erzogen war, und

keine

keine ächte religiöſe Bildung empfangen hatte, ſehr an der Tiefe und Innigkeit des Gefühls und an der Feſtigkeit des Charakters; und ſelbſt in ſeinen Studien war er mehr ſchnell und umfaſſend, als anhaltend und gründlich. Und ſo hatte er auch gar keinen Sinn für die Religion und was ſich darauf bezog.

Theodor, dem dieß noch immer Herzensſache war, würde dadurch von ihm abgeſtoßen worden ſeyn, wenn ihn nicht der Eifer für die praktiſche Philoſophie, den er mit ihm theilte, und eine gewiſſe andere Theilnahme, deren Grund ihm ſelbſt nicht ganz klar war, immer von neuem zu ihm hingezogen und bei ihm feſtgehalten hätte. War es die Mannichfaltigkeit der Kenntniſſe, das Urtheil eines feingebildeten Geſchmacks, wodurch Landecks Geſpräche ſo unterhaltend und ſelbſt unterrichtend waren, was ihn ſo ſehr an ihn feſſelte? Oder war es der feine Ton ſeiner Sitte, ſeine Bekanntſchaft mit der großen Welt, in deren Verhältniſſen er ſich ſchon jetzt mit Sicherheit und Leichtigkeit bewegen zu können ſchien, und die Freudigkeit, mit welcher er einer großen Laufbahn und einem weitgreifenden Wirkungskreis entgegenging, wo

er Macht und Gelegenheit zu erhalten hoffte, ſeine liebſten Ideale auszuführen? So viel iſt gewiß, daß Theodors Einbildungskraft ſich gern in die Ausſichten verlor, welche ſich für ſeinen Freund öffneten, und daß er es ſelbſt gern hörte, wenn Landeck zu ihm ſagte, er ſolle doch auch dieſe Laufbahn wählen, zu welcher er alle erfoderlichen Kenntniſſe und Fähigkeiten beſitze, und die ihm allein für ſeinen umfaſſenden Geiſt einen würdigen Spielraum eröffnen könne. Wie ſchön wäre es, ſetzte er mit hochſchlagendem Herzen hinzu, wenn wir vereint für unſere geliebten Ideale wirkten; wie ſtark wollten wir ſeyn im Kampfe mit der Gemeinheit und Beſchränktheit!

Theodor hörte ſolche Reden an, ohne daß noch in ihm der Gedanke aufſtieg, dem Wunſch und Gelübde ſeiner Mutter entgegen, ein anderes Fach zu wählen. Doch konnte er ſich eines niederſchlagenden Gefühls nicht erwehren, wenn er ſeine jetzigen Ueberzeugungen mit ſeinen frühern und denen ſeiner Mutter und des alten Pfarrers verglich, und daran dachte, daß er bald in ſeinem Geburtsorte an derſelben Stelle predigen ſollte, von welcher der alte gläubige Mann eine ihm

ach!

ach! nur zu fremd gewordene Lehre zu verkündigen pflegte.

Die Zeit nahete heran, wo er während der Ferien zum Beſuch nach Hauſe reiſen ſollte. Es war der Wunſch der Mutter, daß er alsdann den erſten Verſuch im Predigen machen ſollte; denn ſie wünſchte ihn ſobald als möglich an heiliger Stätte zu ſehen, und der Pfarrer hatte, wiewohl mit einigem Widerſtreben, ſeine Einwilligung dazu gegeben. Es ſchien ihm der Verſuch noch etwas zu früh zu ſeyn; indeſſen glaubte er, daß unter dieſen Umſtänden kein großer Nachtheil daraus entſtehen, und daß es vielleicht für Theodor zur Aufmunterung dienen könne.

Unſer Freund war entſchloſſen, in dieſer Predigt durchaus ſeiner Ueberzeugung getreu zu bleiben, und Johannes, den der Umgang mit Landeck etwas mehr von ihm entfernt hatte, der aber immer mit gleicher Liebe und Treue an ihm hing, beſtärkte ihn in dieſem Vorſatze. Ich liebe Dich, ſagte er, aus alter Gewohnheit und Neigung; aber was mir Dich jetzt noch werther gemacht hat, iſt der unerſchrockene muthige Eifer für die Wahrheit

heit, und die Lauterkeit, mit welcher Du we- der Dir ſelbſt noch Andern etwas verhehlſt. Wie ſollte ich Dich von dieſer Lauterkeit ab- mahnen, wenn es darauf ankommt, vor Dei- ner Mutter, Deinem Lehrer und Deinen alten Freunden als Verkündiger der Wahrheit auf- zutreten? Was Du ſagſt, ſey reiflich erwogen und durchdacht; aber ſprich es freimüthig aus, wie es Dir in der Seele liegt.

Es war die anfängliche Verabredung, daß die beiden Freunde zuſammen in die Heimath reiſen ſollten; als aber Landeck Theodoren zu überreden gewußt hatte, den Weg über die Hauptſtadt zu nehmen, um ihn bis dahin zu begleiten und ſeine Familie kennen zu lernen, ſo ergriff Johannes den Vorwand, daß er einen Umweg über das Harzgebirge nehmen, und in dortiger Gegend einen Verwandten beſuchen wolle, um ſich von der ihm läſtigen Geſell- ſchaft Landecks loszumachen, und ſich die Ver- legenheit zu erſparen, welche ihm der Aufent- halt in der Hauptſtadt drohete. Er war, ohne Rohheit und Schwerfälligkeit der Sitten, zu natürlich und ſchlicht, um nicht den Vorneh- men gegenüber ſchüchtern und verlegen zu wer- den; dazu hatte er einen in ſeiner Geſinnung

 begrün-

begründeten Widerwillen gegen die feine Welt, die ihm zu eitel, leer und gottlos zu ſeyn ſchien. Theodor fühlte ſich dagegen gerade von der Ausſicht, die große Welt kennen zu lernen, angezogen, und unter der Bedingung, daß Johannes bald nachkommen ſolle, ließ er ihn ſeinen Weg ziehen, und begab ſich mit Landeck auf die Reiſe nach * * *.

Die Tage, die er hier in Landecks Familie zubrachte, vergingen ihm wie im Rauſche. Eine neue reiche glänzende Welt that ſich vor ihm auf; es war, als wenn die Welt der Ideen, mit welcher er bisher nur in der Beſchauung des reinen Gedankens Berührung und Verkehr gehabt, in lebendiger warmer Erſcheinung ſich vor ihm ausbreitete. Die ſchönen Gebäude der Stadt, deren ſchönſte Vereinigung ſich gerade vor ſeinem Fenſter in ſtiller Größe darſtellte; die Sammlungen von Merkwürdigkeiten und Kunſtwerken, die er mit ſeinem Freunde durchlief; das Theater, wo er die Meiſterwerke deutſcher Dichtung mit gleich viel Geſchmack und Pracht darſtellen ſah, wo ihn der bis jetzt noch wenig gekannte Zauber der Muſik umfing; die Feinheit und Geiſtigkeit der geſelligen Unterhaltung im Landeckſchen

Hauſe,

Hauſe, wo ſich die bedeutendſten Männer der Stadt verſammelten, die in ihren Geſprächen einen Reichthum von Erfahrungen und Ideen entwickelten, über welchen Theodor erſtaunte, indem er dasjenige, was er bisher nur in Büchern und Hörſälen kennen gelernt, jetzt aus dem Munde einflußreicher hochgeſtellter Geſchäftsmänner, mit weit mehr Beſtimmtheit, Sicherheit und Lebendigkeit gefaßt, wieder hörte; endlich die Anmuth und Liebenswürdigkeit des engeren häuslichen Zirkels, in welchem die reizende Thereſe glänzte, bald als gefühlvolle Vorleſerin und Sängerin, bald als die Ordnerin heiterer Spiele, immer als die Seele einer lebhaften witzigen Unterhaltung: alles dieſes war wohl im Stande, unſern Freund in eine Art von geiſtigem Taumel zu verſetzen, in welchem er ſich ſelbſt zu vergeſſen und zu verlieren Gefahr lief.

Nicht ohne einige Ueberwindung entſchloß er ſich zur Abreiſe, als ſchon einige Tage über die feſtgeſetzte Zeit verſtrichen waren, und der Abſchied wurde ihm leichter, da ſich Landeck erbot, mit ihm zur Mutter zu reiſen. Die Erinnerung an das, was ſie in der Hauptſtadt geſehen und erfahren, machte den vor-

nehmſten Gegenſtand ihrer Unterhaltung auf der kurzen Reiſe aus, und Theodor wurde nicht müde, über dieſes und jenes, beſonders aber über die Familienverhältniſſe Landecks, Erkundigung einzuziehen.

Zweites Kapitel.

Wir verließen unſern Freund im nächtlichen Kampfe mit ſich ſelbſt über die Wahl ſeines künftigen Berufs. Die Liebe zu Thereſen ſchien zuletzt die Oberhand in ſeinem Gemüthe zu behalten, ohne indeß noch ſeinen Vorſatz, dem Willen der Mutter treu zu bleiben, ganz über den Haufen zu werfen. Der Schlaf floh ihn bis gegen Morgen, wo ihn ein leichter Schlummer umfing. Die Sonne ſtand ſchon hoch, als er das Bett verließ und ans Fenſter trat. Die liebliche Gegend, die ſich von anmuthigen Hügeln umſchloſſen im Hintergrunde ins Meer verlor, lag, von der Frühlingsſonne warm beſtrahlt, vor ſeinen Augen ausgebreitet da. Alle Erinnerungen ſeiner glücklichen Jugend zogen wie heimkehrende Frühlingsvögel in ſeine von Sehnſucht erfüllte Seele ein.

Hier

Hier habe ich, ſprach er, den ſchönen Traum der Kindheit verlebt, hier ſollte ich als Mann leben und wirken, und was ich geträumt, in ſchöne Erfüllung bringen: und wie? ich wollte dieſen geliebten ſichern Kreis verlaſſen, eine theure Mutter betrüben, und mich dem ungewiſſen Treiben der großen Welt Preis geben?

Er blieb ſinnend am Fenſter ſtehen, und durchirrte mit den Augen die Gegend, indem er bald dieſen, bald jenen Lieblingsplatz aufſuchte, und ſich der dort genoſſenen Freuden erinnerte. Aber bald ruhete ſein Blick auf der unermeßlichen Fläche des Meeres, die ſich im fernen Norden mit der Bläue des Himmels verſchmolz; ein ſehnſüchtiges Träumen hielt ihn halb bewußtlos gefangen, und er erwachte erſt, als aus dem Chaos mannichfaltiger unbeſtimmter Bilder, das vor ſeiner Seele ſchwankte, die lächelnde Geſtalt Thereſens auftauchte, die ihm zu winken ſchien. Er fuhr mit der Hand über die Stirne und beſann ſich; in dieſem Augenblick hörte er die muntere Friederike über den Gang nach ſeiner Thüre kommen. Sie bot ihm ſcherzend einen guten Morgen, indem ſie ihn wegen ſeines langen Schlafens aufzog, und ihm meldete, daß ſein Freund

Lan-

Landeck ſchon mit ihr und der Mutter einen Spaziergang gemacht habe. Sie zog ihn mit ſich herunter in den Garten, wo gefrühſtückt werden ſollte.

Mit einer gewiſſen Verlegenheit, die aber ſeine Zärtlichkeit erhöhete, begrüßte Theodor ſeine Mutter. Er fühlte in ſich einen leiſen Vorwurf, daß er daran gedacht hatte, ihr untreu zu werden. Die ſchlafloſe unruhige Nacht hatte ihn weich geſtimmt, er konnte ſeine Mutter nicht ohne Rührung anſehen, und ſie ſelbſt war ſo innig froh ihren geliebten Sohn wieder neben ſich zu haben. Sie führte ihn, während ſich Landeck von Friederiken ihren kleinen Thiergarten zeigen ließ, zu den Aurikelbeeten, die eben jetzt in voller Blüthe ſtanden. Dieſe ſeine Lieblingsblumen, die er ſonſt ſelber gepflegt hatte, ſahen ihn mit ihren klaren Augen an, als wollten ſie ihn fragen, ob er ſie wirklich verlaſſen wolle. Er zerdrückte eine Thräne im Auge, und wandte ſich.

Indem die Mutter mancherlei Fragen an ihn richtete über ſein bisheriges Leben, ſagte ſie zuletzt: Du haſt mir, lieber Theodor, ſo wenig geſchrieben über Deine theologiſchen Studien. Du weißt, daß ich, ohne mich mit

Eurer

Eurer Gelehrſamkeit beſaſſen zu können, doch ſehr viel Theil nehme an dem, was darin weſentlich und wahrhaſt fruchtbringend iſt, und Du hätteſt mir manches mittheilen können, was auch für mich von Nutzen geweſen wäre.

Theodor mußte ſich zuſammennehmen, und erwiederte: Ich muß Dir geſtehen, liebe Mutter, daß ich mit Fleiß über dieſe Dinge geſchwiegen, und auch ſeit einiger Zeit dem guten alten Pfarrer nichts mehr darüber geſchrieben habe. Ihr beide wißt nicht, wie es jetzt in der theologiſchen Welt ausſieht, welche neue Entdeckungen gemacht, welche überraſchende Ausſichten aufgeſchloſſen ſind, in welches Labyrinth des Zweifels man eingeführt wird. Ich habe mich nicht leichtſinnig hingegeben, und redlich gerungen und gekämpft; aber ich kann Dir nicht verhehlen, daß ich meine ganze frühere Ueberzeugung habe aufgeben müſſen.

Die Mutter ſah ihn betroffen an; aber ihr mildes Auge erheiterte ſich bald wieder, und ſie ſagte: Es wird ſo ſchlimm nicht ſeyn! Die Gottesgelehrten ſtreiten ſich oft um Worte und Formeln, und wenn ein neues Syſtem aufgebracht iſt, ſo erheben die anderen Aelteren ein Zetergeſchrei, als wenn die Kirche Chriſti

über den Haufen geworfen werden ſollte, und nach wenigen Jahren zeigt ſich, daß alles doch beim Alten geblieben, daß nur die Rede gewechſelt oder eine Anſicht, die auch wahr und nothwendig iſt, mehr hervorgehoben worden iſt. Ich habe geleſen, wie der fromme Spener und ſeine Schule von den Glaubenseiferern angefeindet worden iſt, und doch hat ſich zuletzt gezeigt, daß dieſe Schule bei einer gewiſſen Einſeitigkeit auf die Belebung der thätigen Frömmigkeit vortheilhaft gewirkt hat. Ich erinnere mich, daß Dein ſeliger Vater ſich mit dem Pfarrer noch über mehrere ſolche Streitigkeiten unterhalten hat, und daß immer das Ergebniß davon war, daß die Wahrheit aus dem Streite ſiegreich hervorgegangen. Du biſt noch zu jung und raſch, um gleich die rechte Mitte zu finden, aber Du wirſt ſie ſchon finden. Bilde Dir doch nicht ein, daß das, was ſeit anderthalbtauſend Jahren und länger der Grund des Heils für die Menſchen geweſen iſt, durch eine neue Lehre könne erſchüttert werden. Chriſtus geſtern und heute und derſelbe in Ewigkeit, iſt mein Wahlſpruch, und daran halte Du Dich nur auch.

Ach! liebe Mutter, erwiederte Theodor, was jetzt die theologiſche Welt bewegt, iſt etwas

ganz

ganz anderes, als irgend ein früherer Gegenſtand des Streites, von dem Du wiſſen kannſt. Es gilt jetzt das Ganze des chriſtlichen Glaubens, ſeine Grundveſten und Hauptſtützen. Du wirſt erſchrecken, wenn ich Dir ſage, daß die neuern Theologen an der Gottheit Chriſti zweifeln, und ihn für nichts als den weiſeſten Menſchen halten wollen.

Wenn ich dieß ernſtlich nehmen ſollte, antwortete die Mutter, ſo fände ich es allerdings bedenklich; aber ich kann es wieder für weiter nichts als Wortſtreit halten. Chriſtus hat ſelbſt geſagt, daß auch Andere vor ihm Götter genannt worden, und daß er, den der Vater geheiliget und in die Welt geſandt habe, um ſo eher Gottes Sohn genannt zu werden verdiene. Wenn ihn deine Neuerer nur für den Weiſeſten der Menſchenkinder halten, wenn ſie nur glauben, daß Er der Weg und das Leben iſt, ſo kann ich ihnen den Eigenſinn, womit ſie ihm die Gottheit abſprechen, zwar nicht ganz verzeihen, aber ich glaube doch, daß es nur eine Art von Eigenſinn iſt. Können ſie leugnen, daß uns durch Chriſtum die Wahrheit und Gnade geworden, und daß ihre eigene hochgeprieſene Weisheit ſelbſt nur ein Ausfluß der Weisheit Chriſti iſt? Sey unbekümmert,

mein

mein Sohn, fügte ſie hinzu, Du wirſt ſchon noch durchdringen. Rede aber doch mit unſerm Freund und Lehrer, dem Pfarrer, der Dich gewiß beruhigen wird.

Theodor war froh, daß das Geſpräch abgebrochen war, und machte ſich bald auf den Weg, den Pfarrer zu beſuchen. Landeck hatte unterdeſſen Gelegenheit gefunden, mit dem Gutsverwalter Bekanntſchaft zu machen, und mit ihm einen Spazierritt verabredet. Es war Theodoren nicht unangenehm, daß ſein untheologiſcher Freund den Beſuch beim Pfarrer verſchieben, und ihn das erſte Mal allein gehen laſſen wollte, da er den Drang fühlte, mit ſeinem alten Lehrer ungeſtört zu ſprechen und ſich mit ihm zu verſtändigen.

Das Dorf Schönbeck lag zu den Füßen zweier Hügel, die ſich ſanft über daſſelbe erhoben. Auf dem einen ſtand das ſogenannte Schloß oder die Wohnung des Rittergutes mit den Nebengebäuden; der andere trug die Pfarrwohnung mit der Kirche und Schule. Der Garten des Ritterguts erſtreckte ſich das Thal hinunter bis an den Garten des Pfarrers, und die freundlichen Nachbarn konnten ſich auf dem

kürze-

kürzerem Wege durch die Gärten beſuchen; Theodor aber wählte den längeren Weg durch das Dorf. Er ging den Lindengang hinunter, welcher das Schloß mit dem Dorfe verband. Es war hier ſchon am vorigen Abend ruchbar geworden, daß Theodor angekommen ſey; der fremde Herr, der eben mit dem Verwalter durchgeritten war, hatte ſchon Aufſehn erregt; und indem Theodor langſam die große Straße hinab ging, war faſt kein Haus, aus welchem man ihn nicht freundlich grüßte, und viele ſeiner Schulfreunde kamen heraus und reichten ihm die Hand. Er ging den zweiten Lindengang hinauf, welcher den Kirchberg mit dem Dorfe verband, und erinnerte ſich lebhaft ſeiner morgentlichen Gänge nach der Schule und in die Unterrichtsſtunden beim Pfarrer. Er wählte den Umweg durch den Kirchhof, den er als Knabe gern und oft mit der Mutter beſucht hatte.

Hier lag das Grab des Vaters, deſſen er ſich noch lebhaft als einer hohen freundlichen Geſtalt erinnerte, und daneben das einer älteren Schweſter, die er kaum noch gekannt, deren Bild aber, durch ein Gemälde, das im Beſitz der Familie war, und durch die häufigen Geſpräche der Mutter angefriſcht, ihm oft in

kind=

kindlichen Träumen als ein lächelnder Engel erſchienen war. Dem Kirchhof hatte ſchon der Vater eine Einrichtung gegeben nach dem Muſter derer, die er in der Schweiz und bei den Herrnhutern geſehen, und die in ihm ein ſo liebliches Bild zurückgelaſſen. Die Gräber waren, wie die Beete eines Blumengartens, in einer gefälligen Ordnung angelegt, und waren ſelbſt Blumenbeete, welche man ſorgſam pflegte. Der Vater hatte den katholiſchen Gebrauch, die Gräber täglich mit Weihwaſſer zu beſprengen, ſo ſinnig und rührend gefunden, daß er wenigſtens etwas Aehnliches einzuführen verſuchte. Er legte mit vielen Koſten einen Brunnen an, der, von Trauerweiden umſchattet, und mit einem paſſenden Bildwerk verziert, ſein Waſſer ſprudelnd in ein zierliches Becken ergoß. Er wußte die Dorfbewohner dazu zu gewöhnen, daß ſie die Gräber ihrer Verſtorbenen mit Blumen bepflanzten und täglich begoſſen. Ein jedes Grab war mit einem Kreuz bezeichnet, an welchem der Name, der Geburts- und Sterbetag des darin Ruhenden zu leſen war, und ſelbſt das Grab des Gutsherrn hatte weiter keine Auszeichnung.

Theodor trat zu dem Brunnen, nahm eines

der

der dort befindlichen Schöpfgefäße, und ging die Blumen, welche auf dem Grabe ſeines Vaters und ſeiner Schweſter blüheten, zu begießen. Unwillkührlich ſprach er das kurze Gebet, welches ihn ſeine Mutter gelehrt hatte, wenn ſie mit ihm dieſe Gräber beſuchte, und welches die Hoffnung der Auferſtehung enthielt. Er beſann ſich, daß ihm durch die neuere Theologie auch dieſer Glaube genommen, und dafür die Idee einer bloß geiſtigen Unſterblichkeit gegeben war. Er fühlte in dieſem Augenblick lebhaft, daß die letztere Ueberzeugung nicht ſo beruhigend, wie jene ſey. Er erinnerte ſich, welchen Eindruck die Feier des Auferſtehungsfeſtes, am Oſter-Morgen, im Freien auf dem Kirchhof gehalten (welchen Gebrauch der Pfarrer, von den Herrnhutern entlehnt, in ſeiner Gemeinde eingeführt hatte), auf ihn gemacht, wie ihn die Rede des im feſten Glauben an die Auferſtehung ſprechenden Predigers getröſtet und ſeine Thränen getrocknet hatte; und er konnte ſich nicht bergen, daß er mit ſeiner jetzigen Ueberzeugung nicht im Stande ſey, einen ſolchen Vortrag zu halten. Er war tief bewegt, und fühlte ſich noch nicht geſtimmt, mit dem Pfarrer zu reden. Er ging durch die Reihen der Gräber, und las die

Inſchrif-

Inſchriften einiger neuaufgerichteter Kreuze, welche die Namen von Jugendgenoſſen nannten. Das machte ihn noch trauriger und weicher. Da hörte er auf dem nahen Spielplatz der Schule den muntern Lärmen der ſich tummelnden Dorfjugend, und ging hin, ihr zuzuſehen.

Der Schullehrer, einer ſeiner älteren Jugendfreunde, bemerkte ihn bald, und kam heraus, ihn zu begrüßen. Theodor erkundigte ſich nach dem Zuſtand der Schule, und es knüpfte ſich ein längeres Geſpräch über die Erziehung des Volks an. Theodor hatte auch darüber manche neue Ideen erhalten, die er dem Schullehrer mittheilte. Der Pfarrer, der ihn von ſeinem Garten aus geſehen hatte, kam dazu, und nahm an der Unterhaltung Theil.

Als der Glockenſchlag den Schullehrer abgerufen hatte, und Theodor mit dem Pfarrer nach deſſen Wohnung ging, ſagte dieſer: Sie haben, wie ich merke, Bekanntſchaft mit den neuern Ideen über die Volkserziehung gemacht, und ſcheinen mehr Gewicht auf die Ausbildung des Verſtandes und die Bereicherung mit Kenntniſſen zu legen, als mir billig vorkommt. Der gemeine Mann ſoll allerdings in ſeinem

Kreiſe

Kreiſe verſtändig und einſichtig ſeyn, er ſoll ſeinen Ackerbau mit Verſtand treiben, und die Gemeinde-Angelegenheiten ordnen helfen; aber das wird ihm am beſten die Erfahrung und Uebung lehren, und er bedarf dazu keiner naturgeſchichtlichen und anderen Kenntniſſe, von denen er doch nur übel zuſammenhängende Bruchſtücke erhalten kann. Die Hauptzüge von der Geographie und Geſchichte des Vaterlandes, mehr beiläufig, als in zuſammenhängendem Unterricht beigebracht, ſind das einzige, was ich aus dieſer Gattung in den hieſigen Schulplan aufgenommen habe; manches Andere kommt noch bei der Erklärung der Bibel vor, und außer dem Religionsunterricht iſt das Rechnen und Schreiben die Hauptſache. Das Rechnen gibt diejenige Verſtandesübung, deren der gemeine Mann allein bedarf; übrigens regt ſeinen Geiſt das Leſen der Bibel und der Religionsunterricht hinreichend auf.

Theodor äußerte ſeinen Zweifel an der Zweckmäßigkeit des vielen Bibelleſens für die Jugend, indem die Sprache der Bibel nicht ſelten unverſtändlich ſey, fremdartige morgenländiſche Begriffe und Bilder darin vorkämen, und viele Geſchichten Anſtoß geben könnten; und er erklärte

klärte ſich für die Nothwendigkeit, der Jugend einen bloßen Auszug der Bibel in die Hände zu geben.

Dieß verwarf der Pfarrer ſehr beſtimmt, indem er ſagte, daß die Jugend durchaus mit der ganzen Bibel müſſe bekannt gemacht werden. Da es unmöglich ſey, die ganze Bibel in der Schule durchzuleſen, ſo habe er den Schullehrer angewieſen, eine Auswahl zu treffen, nur die ſchönſten und fruchtbarſten Stellen leſen zu laſſen, und die Lücken durch eine kurze Erzählung auszufüllen. Aber meiſtens zeige ſich, daß die Kinder das Uebergangene zu Hauſe nachzuleſen pflegten.

Theodor erinnerte ihn an die Züge von Unkeuſchheit und Laſterhaftigkeit, welche die bibliſche Geſchichte enthalte, und fragte, ob er nicht glaube, daß dergleichen einen ſchädlichen Eindruck machen könnten. Aber der Pfarrer leugnete es beſtimmt, indem er bemerkte, daß die unſchuldige natürliche Art, mit welcher von Geſchlechtsverhältniſſen in der Bibel die Rede ſey, dieſen Dingen allen ſchädlichen Reiz benehme, und ſelbſt die lüſterne Neugier der Jugend nicht anfache; und da er ſich auf Theodors eigene Erfahrung berief, ſo mußte ihm dieſer Recht geben.

Aber

Aber Theodor ging weiter, und warf ein, daß die religiöſen Vorſtellungen der Bibel oft in Begriffe der Zeit eingekleidet und an Beziehungen geknüpft ſeyen, die nur durch gelehrte Forſchungen aufgeklärt werden könnten. Er wies gerade auf die Stelle hin, welche der Pfarrer am vorigen Abend erklärt hatte, und ſuchte ihm zu zeigen, daß die Lehre von der Verwerfung der Gerechtigkeit aus den Werken des Geſetzes nur gegen das Vorurtheil der damaligen Juden gerichtet, und mit Unrecht in unſere Glaubenslehre aufgenommen worden ſey. Das Geſetz, ſagte er, iſt nichts weiter, als das Moſaiſche Geſetz, und da wir dieſem nicht mehr anhangen, ſo iſt auch für uns jene Lehre von keiner Bedeutung mehr.

Daran ſehe ich, antwortete der Pfarrer, daß Sie bei jenem Neuerer, vor dem ich Sie gewarnt habe, in der Schule geweſen ſind.

Nun entſpann ſich zwiſchen Beiden ein lebhafter Streit über die Rechtfertigungslehre, welcher zu keiner Verſtändigung führte, indem die Streitenden von ganz verſchiedenen Grundbegriffen ausgingen. Theodor verſtand unter dem Glauben nichts als die ſittliche Ueberzeugungstreue, durch welche der Menſch allein ein

gutes Gewiſſen, oder in der Sprache der Bibel das Wohlgefallen Gottes erlangen könne; der Pfarrer aber nahm den Glauben für das gläubige Ergreifen der Gnade Gottes in Chriſto, wovon er weiter keine klare Rechenſchaft geben konnte. Theodor behauptete, daß der Menſch allein durch Tugend glücklich werden könne, daß er kraft der Freiheit des Willens im Stande ſey, das Geſetz zu erfüllen, und ſeine begangenen Fehler nur durch thätige Beſſerung wieder gut machen könne, worin allein die Vergebung der Sünden beſtehe. Der Pfarrer aber leugnete, daß der Menſch aus eigener Kraft Gutes thun könne, und behauptete, daß alle Tugend Sünde ſey, die nicht aus dem Glauben komme. Als ihm Theodor Gründe aus der Vernunft entgegenſetzte, berief ſich der Gegner auf das Anſehen der göttlichen Offenbarung in der Schrift, und ſo kamen ſie immer weiter auseinander. Mit dieſer Lehre, ſagte der Pfarrer halb unwillig, werden Sie keine Erbauung ſtiften, ſondern nur Verwirrung anrichten.

Theodor fühlte es ſchmerzlich, daß er ſeinen väterlichen Freund aufgebracht hatte. Er bat ihn um Verzeihung, und geſtand ihm nicht

ohne

ohne tiefe Bewegung, daß er es ſelbſt ſchon gefühlt habe, daß er mit dieſen Ueberzeugungen das Predigtamt nicht verwalten könne. Ach! ſetzte er hinzu, mancher Troſt iſt mir ſchon dadurch geraubt, und doch kann ich nicht dahin zurück, wovon mich ein ernſtes Forſchen abgeführt hat. Er theilte ihm hierauf die eben erſt gehabte Unterredung mit ſeiner Mutter mit, und ſagte ihm, daß ſie das ſo leicht nehme, was ihn in ſolchen ſchweren Zwieſpalt gebracht habe.

Wohl, erwiederte der Pfarrer, hat ſie Unrecht, dieſe Irrlehren für nichts weiter, als gelehrte Paradoxieen zu halten. Indeß kann ich keinesweges dazu meine Stimme geben, daß Sie das Studium der Theologie aufgeben. Bei dieſen Ueberzeugungen können Sie auch nicht einmal ein frommer glücklicher Menſch werden, und ſchon um Ihrer Ruhe willen müſſen Sie den Glauben wieder zu gewinnen ſuchen. Er rieth ihm hierauf, über die chriſtliche Glaubenslehre den Vortrag eines andern ältern Lehrers auf der Univerſität, der im Rufe der Rechtgläubigkeit ſtand, zu hören, und ſich fleißig mit der Leſung der alten Kirchenväter zu beſchäftigen. Dieſe, meinte er, hätten auch von der Philoſophie Gebrauch ge-

macht, aber erkannt, daß ſie dem Glauben untergeordnet werden müſſe. Theodor verſprach es zu thun, und gab ihm die Hand darauf.

Hierauf fragte ihn der Pfarrer, ob er nicht Willens geweſen ſey, in der hieſigen Kirche zu predigen. Theodor zweifelte, ob er es werde thun können, ohne ihn und die Mutter zu betrüben, indem er doch nicht anders reden könne, als ſeine Ueberzeugung gebiete. Aber der Pfarrer ermunterte ihn dazu, indem er ſagte: Sie werden vielleicht dadurch, daß Sie fühlen, wie wenig eine ſolche Lehre ſich zum Volksglauben eignet, den Rückweg aus Ihrer Verirrung finden. Theodor verſprach ſich auf die Predigt vorzubereiten, und die beiden Freunde ſchieden mit Herzlichkeit von einander.

Es wurde Theodoren nicht leicht, mit der Predigt zu Stande zu kommen. Er war unſchlüſſig in der Wahl des Gegenſtandes, von welchem er handeln ſollte; und als er die Wahl getroffen, ſchien ihm die Vortragsweiſe zu kalt und trocken auszufallen, und er arbeitete das Ganze ein Paar Mal um. Endlich war er fertig, und der Tag war da, wo er auftreten ſollte.

ſollte. Das ganze Dorf war auf die Predigt geſpannt, die Kirche wurde ganz angefüllt, und auch von Theodors Familie blieb niemand zurück.

Die Predigt handelte vom Gebet und deſſen Erhörung, und der Hauptinhalt derſelben war folgender: Man ſolle nur um geiſtliche Güter, um Tugend und Weisheit, bitten, und alles, was unſere leibliche Wohlfahrt betreffe, in Gottes Hände legen, indem man ſich ganz in ſeinen Willen ergebe, und, was er uns ſende, Glück oder Unglück, mit Selbſtverleugnung annehme; wenn man ſo bete und es ernſtlich thue, ſo könne man der Erhörung gewiß ſeyn, indem das ernſtliche Gebet auch den ernſtlichen Willen, ſich der geiſtlichen Güter theilhaftig zu machen, mit ſich führe, und ſo der menſchliche Wille mit dem göttlichen eins werde. Der Vortrag Theodors war für einen Neuling ausgezeichnet gut, die Dorfbewohner lobten die gute Ausrede, und Theodors Angehörige den guten Anſtand. Aber der Eindruck der Predigt war demungeachtet nicht der vortheilhafteſte.

Der Pfarrer war der erſte, der ihm ſein Urtheil ſagte. Er lobte nicht nur den guten

Vor-

Vortrag, ſondern auch die klare und leichte Anordnung der Predigt und den für den erſten Verſuch hohen Grad von Faßlichkeit; aber den Inhalt fand er zu ſehr verſtändig und abgezogen, und die gegebene Anſicht vom Gebet nicht ganz richtig. Der Chriſt, ſagte er, kann auch um leibliches Wohl bitten, wenn er, wie dort Chriſtus, hinzuſetzt: nicht mein Wille, ſondern dein Wille geſchehe. Und dann haben Sie vergeſſen, daß wir vor allen Dingen um Kraft zum Guten beten müſſen, ohne welche unſer beſter Wille nichts vermag.

Theodor hatte jetzt keine Luſt mit ihm zu rechten, denn er war geſpannt, zu ſehen, welchen Eindruck ſeine Predigt auf die Mutter gemacht habe, und eilte nach Hauſe. Er fand ſie in großer Bewegung. Deine Predigt, ſagte ſie zu ihm, hat mich ſonderbar geſtimmt, ich weiß nicht, ob ich mich darüber freuen ſoll oder nicht. Ich ſehe, Du könnteſt ein guter Prediger werden, aber ich fürchte zugleich, daß Du Recht haſt, wenn Du die neue Lehre für ſo ſehr abweichend von der alten hältſt. Wie Du vom Gebet denkſt, ſo iſt mir nicht gelehrt worden, und ſo habe ich nie gebetet, und bete noch nicht ſo. Du weißt, ich glaube die Ge-

neſung

neſung Deines ſeligen Vaters von ſeiner erſten Krankheit von Gott erfleht zu haben, und noch jetzt bete ich täglich für Dich und Friederiken: ſoll ich das nun unterlaſſen?

Dieß traf Theodoren tief, er rief: Nein, liebe Mutter, Sie ſollen es nicht unterlaſſen, und er fiel ihr mit Thränen in die Arme. Sein Herz war überwunden, aber ſein Kopf nicht.

Friederike ſagte, er predige faſt wie der neumodiſche Prediger in der benachbarten Stadt, womit ſie, ohne es zu wollen, etwas für Theodoren ſehr Empfindliches ſagte, da er wußte, daß dieſer Prediger anfangs durch den Reiz der Neuheit Viele an ſich gezogen, jetzt aber eine leere Kirche hatte.

Theodor ſprach Nachmittags einige verſtändige Männer aus dem Dorfe, und dieſe wußten es ihm nicht zu verbergen, daß er mit ſeiner Predigt keine Erbauung geſtiftet hatte.

Alle dieſe Urtheile waren für unſern Freund nicht wenig niederſchlagend; indeß ließ er ſich doch von der Mutter bewegen, noch einen Verſuch zu machen. Es war der Beſuch eines Verwandten angekündigt worden, von dem man

wußte,

wußte, daß er ſich freuen würde, Theodoren predigen zu hören. Um nicht wieder mit dogmatiſchen Begriffen anzuſtoßen, wählte er ein moraliſches Thema, und handelte von der Selbſtbeherrſchung, deren Werth für die Tugend er zeigte, und deren Mittel er angab.

Der alte Pfarrer ſagte ihm darüber folgendes: Er verwerfe keinesweges ganz die moraliſchen Predigten, und er ſelbſt wähle oft dergleichen Gegenſtände, auch ſey ja die Bibel voll von ſittlichen Ermahnungen. Aber man müſſe dann die Liebe, den Eifer für die Sittlichkeit zu erregen und ihr inneres lebendiges Weſen lebendig darzuſtellen wiſſen; Theodor aber habe nur das Außenwerk der Tugend und gleichſam ihren Mechanismus berührt, nicht ihr inneres Leben ſelbſt; die Selbſtbeherrſchung habe an ſich keinen Werth, indem auch der Böſewicht davon könne Gebrauch machen, ſie ſey nur ein Mittel und Werkzeug der Tugend, welche allein in der guten Geſinnung beſtehe. Freilich ſey es ſchwer, das Weſen der Tugend zu ſchildern, aber dazu ſey uns als Muſter und Vorbild Chriſtus gegeben, auf den man nur hinzuweiſen brauche; wer in ſeiner Liebe und Gemeinſchaft ſey, bedürfe keiner Beſchreibung der Tugend und keine Vor-

ſchrift,

ſchrift, die Liebe führe ihn von ſelbſt zum rech-
ten Ziele. Und weil Theodor davon keinen Ge-
brauch gemacht, ſo habe er auch den Weg zum
Herzen nicht gefunden.

Die Mutter war durch dieſe zweite Pre-
digt gerade nicht verletzt, aber auch nicht be-
ſonders erfreut; und Friederike ſagte: dieſe Pre-
digt habe ihr ordentlich bange gemacht, ſo ernſt-
haft könne ſie nicht mit ſich ſelbſt verfahren,
ſie thue, wozu ſie das Herz treibe und könne
nicht lange Ueberlegung anſtellen. Sie ſagte
damit ohngefähr daſſelbe, was der Pfarrer ge-
ſagt hatte, daß wo der Trieb des Herzens da
ſey, alles Sittenpredigen überflüſſig ſey. Theo-
dor verſtand dieß aber nicht, indem ihn die
wiſſenſchaftliche Erforſchung der Sittenlehre als
Verſtandesbeſchäftigung zu ſehr angezogen hatte,
als daß er ihren Werth nicht hätte überſchätzen
ſollen.

Jetzt trat die Abneigung vor dem Predigt-
amt in Theodors Gemüth entſchiedener hervor,
ohne daß er ſich jedoch davon beſtimmte Re-
chenſchaft gab.

Drittes Kapitel.

Landeck wußte ſich indeſſen ſehr gut zu unterterhalten, indem er die ländlichen Vergnügungen, die ſich ihm reichlich darboten, beſtens benutzte. Er ritt, fuhr, jagte, durchſtreifte die Gegend, deren lieblichſte Anſichten er zeichnete, und wußte bald Theodoren, bald ſeine Schweſter und Mutter zu Ausflügen und Ergötzlichkeiten zu veranlaſſen. Die Uebungsſpiele der Dorfjugend hatten ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen, er nahm daran Theil, wußte dieſe und jene Veränderung und Verbeſſerung anzubringen, und veranlaßte ein größeres Kampfſpiel, womit er eine Art von Volksfeſt zu verbinden wußte. Alle Dorfbewohner, auch Theodors Familie, waren als Zuſchauer zugegen, und die Munterkeit und der Frohſinn, womit Landeck den Ordner des Feſtes machte, und die Gewandtheit und An-

muth, die er in den mitgemachten Uebungen entwickelte, gewannen ihm alle Herzen.

Friederike hatte noch keinen ſo ſchönen und einnehmenden Jüngling geſehen, wie ihr Landeck erſchien. Er wußte ihr durch eine zarte, kaum bemerkte Aufmerkſamkeit, durch die Theilnahme an ihren noch halb kindiſchen Liebhabereien, in die er einen von ihr ſelbſt nicht geahnten tieferen Sinn zu legen wußte, durch die zarte Empfänglichkeit für jede Schönheit der Natur, und durch eine ſtets heitere und anziehende Unterhaltung zu gefallen. Der Sohn eines benachbarten Gutsbeſitzers, der ſchon längſt eine ſtille Neigung für Friederiken hatte blicken laſſen, und dem ſie auch nicht abhold war, erſchien ihr, als er jetzt einen Beſuch machte, gegen Landeck in einem ungünſtigen Lichte, und kam ihr unbedeutend und geiſtlos vor.

Auch Theodors Mutter gewann Landeck lieb, ob ſie gleich bald an ihm bemerkte, daß es mit ſeiner Frömmigkeit nicht zum beſten ſtehe. Er hatte ſich ſo oft, als ihm nur möglich war, von den häuslichen Andachtsübungen losgemacht; mit dem Pfarrer ſprach er wenig, und immer nur über wiſſenſchaftliche und ſolche

Gegen=

Gegenſtände, welche mit der Religion in kei-
ner näheren Beziehung ſtanden, und auch mit
der Mutter vermied er ſich darauf einzulaſſen.
Dieſe Erfahrung beunruhigte ſie, und ſie be-
zeigte gegen Theodor ihr Befremden darüber.
Dieſer verhehlte ihr nicht, daß ſie ganz recht
geſehen habe, und daß dieſe Seite es ſey, von
welcher er mit ſeinem Freunde faſt gar keine
Berührung habe; dagegen lobte er ihn wegen
ſeines guten Herzens, ſeiner Begeiſterung für
alles Gute und Schöne, und wegen ſeines
ernſten wiſſenſchaftlichen Eifers. Da die Mut-
ter die Beſorgniß äußerte, daß dieſer Umgang
dazu könne beigetragen haben, ſeine religiöſen
Ueberzeugungen zu ändern: ſo verſicherte er
ihr, daß ſchon vorher, ehe er Landeck gekannt,
dieſe Veränderung mit ihm vorgegangen ſey,
daß er den Umgang mit ihm für ſehr nützlich
und zu ſeiner Ausbildung zuträglich halte, und
bemerkte überdieß, daß die meiſten und gerade
die geiſtreichſten Jünglinge, die er auf der
Univerſität kennen gelernt, von ähnlicher Ge-
ſinnung und Anſicht, wie Landeck, ſeyen, und
daß er, außer ſeinem Johannes, auf allen
Umgang Verzicht leiſten müſſe, wenn er ſolche
Jünglinge meiden ſolle. Die Mutter konnte
das viele Gute und Liebenswürdige, das Lan-

deck

deck an ſich trug, nicht leugnen, auch nicht darauf dringen, daß Theodor ſeiner Freundſchaft entſagen ſolle; aber ſie verbarg nicht, daß ſie ein unheimliches Gefühl in ſeiner Nähe nicht unterdrücken könne.

Die Zeit war gekommen, wo Landeck Schönbeck verlaſſen, und nach *** zurückreiſen ſollte. Theodor widerſtand kaum der Luſt, mit ihm zu gehen; aber er fürchtete ſeinen Johannes, der unterdeſſen angekommen war, zu ſehr zu betrüben, wenn er ſich auch für die Rückreiſe nach der Univerſität ſeiner Begleitung entzöge; auch hielt ihn die Rückſicht auf das warnende Wort der Mutter ab. Beim Abſchied Landecks konnte Friederike ihre gewohnte Heiterkeit nicht behaupten, und unterdrückte mit Mühe ihre Bewegung. Landeck hatte zuletzt Gelegenheit gehabt, einige Augenblicke mit ihr allein zu ſeyn; und ob ihn gleich ſeine Feinheit und ſein Gefühl für das Schickliche abhielt, ihr eine Erklärung ſeiner Liebe zu machen, da er noch zweifelte, ob ſein Vater in dieſe Verbindung willigen würde; ſo wußte er ihr doch ſeine zärtliche Neigung deutlich genug zu offenbaren, und Friederike zeigte ſich nicht unempfindlich gegen ihn.

Durch Landecks Entfernung ſchien eine Lücke

in

in der Familie entſtanden zu ſeyn, und man war um ſo ſtiller und trauriger, als auch die Abreiſe Theodors nahe bevorſtand. Die Mutter hatte eine beſondere Unterredung mit Johannes, deren Gegenſtand Theodor und die Richtung, die er in der Theologie genommen hatte, war. Was ihr Johannes ſagte, gereichte ihr ſehr zur Beruhigung. Auch dem Pfarrer theilte er ſeine beruhigende Anſicht mit, und dieſer ging um ſo lieber in dieſelbe ein, da er immer mit Vergnügen bemerkt hatte, daß Theodor, ſo entſchieden er die neuen Ueberzeugungen feſthielt, doch noch nichts weniger als mit ſich ſelbſt einig und in fortdauerndem Kampfe mit ſich ſelbſt ſey. Er nahm ihm nochmals das Verſprechen ab, die Vorträge des alten rechtgläubigen Lehrers über die Glaubenslehre zu hören, und die alten Kirchenſchriftſteller zu leſen, und entließ ihn mit ſeinem Segen.

Die Mutter nahm mit inniger Rührung Abſchied von ihrem geliebten Sohne, indem ſie ſagte: Ich habe Dich als den alten, treuen, frommen Sohn wiedergefunden; was das übrige betrifft, ſo muß ich Dich Gottes Leitung und Dir ſelbſt überlaſſen. Ich kann nicht fürchten, daß das, was ich über Dich gelobte, als ich Dich

noch

noch an meiner Bruſt nährte, und was ich oft im Gebet zu Gott wiederholte, was Dein Vater auf dem Sterbebette mit ſeinem letzten Willen beſiegelt hat, nicht in Erfüllung gehen werde. Theodor verſicherte, daß es ſein redlicher Wille ſey, ihrem Wunſche nachzukommen, und bat ſie um Verzeihung wegen der Beſorgniſſe, die er ihr gemacht habe. Friederike ſagte mit einer Wehmuth, welche Theodor noch nie an ihr bemerkt hatte: wenn er nicht hieher ins Dorf zurückkehren wolle, ſo möge ſie auch nicht da leben. Theodor war von dieſem Abſchied tief erſchüttert; der Gedanke, ſeinen Lebensberuf zu ändern, war jetzt tief in den Hintergrund ſeiner Seele getreten, und das reizende Bild Thereſens wich der rührenden Geſtalt ſeiner Mutter.

Johannes trug darauf an, den Weg über einen Ort zu nehmen, wo ſich eine Herrnhuter-Gemeinde befand. Er ſagte, daß man ihm das Feierliche, Anſprechende und Ergreifende des Gottesdienſtes der Brüder nicht genug habe rühmen können; und ſelbſt ſolche, welche die Strenge des alten Lehrbegriffs aufgegeben, und ſich eher zum Unglauben hingeneigt, ſeyen dagegen nicht unempfindlich geweſen. Er machte Theodoren Hoffnung, daß er vielleicht durch die dort zu machenden

den Erfahrungen das Vertrauen und die Liebe zu dem erwählten Beruf wieder finden könne. Die Herrenhuter ſeyen bei weitem nicht ſo ſtreng und einſeitig in der Lehre, als man glaube, was ſich ſchon darin zeige, daß ſie verſchiedene Confeſſionen in ihre Verbrüderung aufgenommen; in ihren Predigten und in der Liturgie gelte ihnen die Erregung und Rührung des frommen Gefühls als Hauptzweck, und Theodor werde vielleicht an ihrem Beiſpiel lernen, wie man das Dogmatiſche im Religionsunterricht umgehen oder doch wenigſtens die Strenge darin vermeiden könne.

Theodor ging den Vorſchlag ein, und Johannes freute ſich, als er ſah, daß die Herrenhutiſchen Anſtalten und Einrichtungen nicht nur die ganze Aufmerkſamkeit und Theilnahme ſeines Freundes in Anſpruch nahmen, ſondern auch ſichtbar einen ziemlich vortheilhaften Eindruck auf ihn machten. Die Liturgie hatte ſeinen vollkommenen Beifall, und ſelbſt die Predigt mißfiel ihm nicht ganz, und er würde ſehr von ihr ergriffen worden ſeyn, wenn ihn nicht die zu häufigen Beziehungen auf Jeſu Blut und Wunden und ähnliche Bilder geſtört hätten. Der Feier eines Liebesmahles wohnte er mit wahrer Andacht bei, und geſtand, daß

er nun erſt ein Bild von den Verſammlungen der erſten Chriſten erhalten habe. Aber einige Geſpräche mit einem Vorſteher und Prediger der Gemeinde verriethen ihm eine Gemüths=ſtimmung und Anſicht, die ihm durch ihre Kränklichkeit und Beſchränktheit ſehr mißfiel. Dazu las er einige Lehr= und Erbauungsbücher der Brüdergemeinde, und fand, daß auf gewiſſe ihm anſtößige Dogmen zu viel Werth gelegt, und mit den Gefühlen der Freundſchaft und Sehnſucht zu dem Erlöſer ein götzendieneriſches Spiel getrieben werde, und daß die Selbſtbetrachtung und der ſogenannte Umgang mit Chriſto zu ſehr von der Einbildungskraft beherrſcht, und nicht von Eitelkeit und Anmaßung frei ſey. Ihm als Kantianer mußte die Demuth, welche die Seele der ganzen Herrnhutiſchen Denkart und Gefühlsſtimmung ausmacht, und die ſich ſelbſt in dem äußeren Betragen der Brüder abſpiegelt, übertrieben und heuchleriſch vorkommen. Die ſtrenge Sitte der Gemeinden, die klöſterliche Abſonderung der Geſchlechter, den Gebrauch des Looſes und mehreres dergleichen, fand er ebenfalls tadelnswerth; beſonders aber war ihm der Mangel an Theilnahme an den bürgerlichen und volksthümlichen Angelegenheiten, und die Gleich=

gültigkeit, mit welcher die Brüder ſich dahin und dorthin verpflanzen laſſen, in der Seele verhaßt. Wir wiſſen, daß unſerm Freunde die Idee der Freiheit und Selbſtſtändigkeit der Völker über alles ging, und erklären uns daraus hinreichend dieſen ſeinen Widerwillen gegen die Brüdergemeinde.

Johannes wollte ſie gegen den letzteren Vorwurf in Schutz nehmen, und verwies auf das Vorbild der erſten Chriſtengemeinde, die ſich ebenfalls von der Vaterlandsliebe und der Theilnahme am Staatsleben losgeſagt habe. Aber Theodor wandte dagegen ein, daß es mit den erſten Chriſten eine ganz andere Bewandtniß gehabt habe, als mit den Herrnhutern; bei jenen ſey die Abgezogenheit von den weltlichen Angelegenheiten dadurch nothwendig geweſen, daß die Staatsregierungen unchriſtlich und ſelbſt gegen das Chriſtenthum feindſelig geſinnt waren; bei dieſen aber ſey dieſe Abgezogenheit erkünſtelt, und gehe aus träger Liebloſigkeit hervor. Dieſes Urtheil fand Johannes zu hart, und bemerkte, es ſey heilſam, daß auch zu unſerer Zeit in einer chriſtlichen Verbindung ein Denkmal und Zeichen derjenigen Anſicht und Lebensrichtung daſtehe, welche,

 über

über alle weltliche Trennung erhaben, rein chriſtlich menſchlich ſey, um uns zu erinnern, daß wir eher Chriſten und Menſchen als Deutſche oder ein anderes Volk ſeyen. Aber Theodor fand dieß eben irrig und krankhaft, und behauptete, daß das Beſondere die Grundlage des Allgemeinen, nicht umgekehrt, ausmache.

Indeß vereinigten ſich beide Freunde in der Anerkennung, daß die enge feſte Gemeinſchaft der Brüdergemeinde, der Geiſt der Ordnung, Eintracht und Verbrüderung alles Lobes werth ſey; und es iſt gewiß, daß Theodor einen weit günſtigeren Eindruck davon empfangen hatte, als er ſich ſelbſt in ſeinem Eifer gegen die entdeckten Fehler geſtand.

Viertes Kapitel.

Nach der Rückkehr zur Univerſität gingen die beiden Freunde wieder mit Fleiß an ihre theologiſchen Studien, und Theodor folgte dem Rathe des Pfarrers, und nahm die Vorleſungen jenes alten Lehrers über die Glaubenslehre an. Er hatte ſich vorgenommen, ſie durchzuhören, es koſte ihn, was es wolle, um ſich keinen Vorwurf machen zu können; aber beinahe hätte er dieſen Vorſatz nicht ausführen können, ſo groß war der Widerwille, welchen ihm dieſe Vorleſungen erregten. Dieſer Lehrer war ſehr ſtreit- und verketzerungsſüchtig, und verſchonte ſelbſt ſeine Amtsgenoſſen nicht mit gehäſſigen Anſpielungen: das verdroß Theodoren um ſo mehr, als er ſahe, daß der Eifer des Mannes nicht uneigennützig war. Seine Vorleſungen waren ſchlechter beſucht, als die

ſeiner jüngeren Amtsgenoſſen, und er konnte ſeinen Verdruß darüber nicht verbergen.

In der Einleitung zur Glaubenslehre ſtellte er mit Ausführlichkeit, und nicht ohne Scharfſinn, die verſchiedenen theologiſchen Syſteme hinſichtlich des angenommenen Erkenntnißgrundes der Religionswahrheit dar. Das eine Syſtem (in welchem Theodor ſein eigenes erkannte), nach welchem die Vernunft als Erkenntnißquelle der Religionswahrheit anerkannt, und ihrer Prüfung der Inhalt der heil. Schrift untergeordnet werde, nannte er Rationalismus, und eiferte gewaltig dagegen. Es ſey, ſagte er, die Lehre des Unglaubens und des Eigendünkels; die menſchliche Vernunft ſey verfinſtert und könne von Gott und göttlichen Dingen nichts aus eigener Kraft wiſſen, in ihrer Leitung gehe man irre, verfalle in Trug und Sünde, und laufe dem Teufel in die Hände. Er behauptete nicht nur, daß der Rationaliſt Chriſtum und ſeine Erlöſung verſchmähe und von ſich ſtoße, ſondern auch, daß er nicht an Gott glauben könne, und, wenn er folgerichtig verfahre, ſchnurſtracks dem Atheismus entgegen gehe.

Theodor fühlte ſich etwas getroffen, indem er ja ſelbſt der troſtloſen Kälte inne geworden

war,

war, welche die aus bloßer Erkenntniß des Verſtandes gewonnene Ueberzeugung vom Daſeyn eines Gottes mit ſich führte. Aber ihn erbitterte die Härte, mit welcher der Eiferer allen Vernunftgebrauch, den bloß formalen des ordnenden Verſtandes ausgenommen, verwarf, und das andere Syſtem, welches er als das rechtgläubige pries, kam ihm ganz unhaltbar und unvernünftig vor.

Der Lehrer nannte dieß zweite Syſtem Supernaturalismus, und es ruhete, nach ſeiner Anſicht, auf der Annahme einer übernatürlichen Offenbarung, welche in der Schrift niedergelegt ſey: dieſe Offenbarung dachte er ſich als eine außerordentliche, gleichſam willkührliche Einwirkung Gottes auf die menſchliche Vernunft, als die Mittheilung von Wahrheiten, auf welche die ſich ſelbſt überlaſſene Vernunft nie würde gekommen ſeyn. Chriſtus ſey dadurch der Mittler einer ſolchen Offenbarung geworden, daß in ihm Gottheit und Menſchheit auf eine geheimnißvolle Weiſe vereinigt geweſen, und die Propheten und Apoſtel hätten durch den auf ſie herabgeſendeten göttlichen Geiſt, der ihren menſchlichen Geiſt erregt und geleitet, göttliche Eingebungen erhalten,

und er verglich dieſe wunderbare Einwirkungs-
art mit dem Spielen einer Flöte, welche durch
den ihr eingeblaſenen Hauch, aber nicht aus
eigener Bewegung, Töne von ſich gebe. Uns
liege nun ob, die göttliche Offenbarung mit gläu-
bigem Gehorſam anzunehmen, nicht daran zu
deuteln und zu künſteln, nichts hinweg zu thun
und nichts hinzuzuſetzen.

Theodor konnte ſeinen Unwillen über dieſe
Behauptungen gegen Johannes nicht zurückhal-
ten. Nein! rief er, das iſt zu arg, das heißt
das Geſchöpf Gottes, welches doch unſere Ver-
nunft iſt, mit Füßen treten. Wäre es nicht
eben ſo gut, die Offenbarung würde einem
Stock oder Stein als einem Menſchen darge-
boten, wenn die Vernunft nichts mehr iſt, als
ein Werkzeug, welches der göttliche Geiſt be-
wegt?

Johannes konnte die Uebertreibung des Pro-
feſſors nicht leugnen, meinte aber, der Mann
wiſſe ſich nur nicht zu mäßigen. Es ſey frei-
lich nicht in Abrede zu ſtellen, daß die Ver-
nunft die Offenbarung aufzunehmen im Stande
ſey, was ein Stock und Stein nicht vermöge;
indeß ſey doch die Offenbarung für ſie die
Quelle aller höhern Erkenntniß.

Mit

Mit dieſer Einſchränkung und Milderung ſchien Theodoren nicht viel gewonnen zu ſeyn. Es werde doch nach dieſem Syſtem immer verlangt, daß die Vernunft bei der Annahme der Offenbarung ſich leidend verhalten, und ſich aller Beurtheilung enthalten ſolle; und dadurch werde der Vernunft etwas zugemuthet, was ihrer Natur zuwider ſey.

Auch hierin mußte Johannes nachgeben, indem er als guter Ausleger wohl wußte, daß man bei der Erklärung der Schrift mit einem leidenden Auffaſſen des Sinnes nicht auskomme, und daß man des vergleichenden Urtheils bedürfe; aber er machte einen Unterſchied zwiſchen der gläubig thätigen Auffaſſung und der zweifelſüchtigen dünkelhaften Prüfung: man müſſe im Ganzen von der göttlichen Wahrheit der Schrift überzeugt ſeyn, dann könne man Einzelnes prüfen, ohne den Glauben zu verlieren.

Theodor glaubte in dieſer Meinung das Geſtändniß zu finden, daß man bei der Erklärung der Schrift von einem Vorurtheil ausgehn müſſe, und hielt dieß für unwürdig eines redlichen Forſchers der Wahrheit. Johannes war verwirrt, und konnte nicht weiter ſtreiten.

Ein

Ein Vortrag deſſelben Lehrers, in welchem er behauptete, daß der Rationaliſt, wenn er redlich ſeyn wolle, das Predigtamt nicht verwalten könne, erſchütterte Theodoren heftig. Er ging von dem Satz aus, daß Chriſtus ſeine Kirche auf den Glauben an ſeine göttliche Sendung gegründet, und ſeine Apoſtel ausgeſandt habe, den Glauben an Gott den Vater, den Sohn und den heiligen Geiſt zu verkündigen. Er habe ſich den Weg und das Leben genannt, und deutlich geſagt, daß man nur durch ihn zum Vater komme. Es ſey nun für einen chriſtlichen Lehrer nicht genug, die chriſtliche Wahrheit an ſich zu verkündigen (wenn ſie ſich überhaupt ſo verkündigen laſſe), ſondern er müſſe ſie im Namen Chriſti verkündigen, wie es die Apoſtel gethan und diejenigen, welche von ihnen das Predigtamt empfangen hätten; dieſen Glauben an und durch Chriſtum habe auch Luther zum Grundſtein der geläuterten evangeliſchen Kirche gemacht, derſelbe ſey in den öffentlichen Bekenntnißſchriften niedergelegt, und wer ihn nicht bekenne und lehre, werde nicht nur Chriſto und ſeiner Kirche, ſondern ſelbſt dem Staate ungetreu, der nur die auf dieſen Glauben gegründete Kirche anerkenne und ſchütze. Die Rationaliſten, ſagte er, möchten auf dem

philo-

philoſophiſchen Katheder ihr Weſen treiben, aber in die chriſtliche Kirche gehörten ſie eben ſo wenig, als Socrates und Mendelsſohn.

So hatte Theodor die Sache noch nie angeſehen; er hatte nur gefühlt, daß ſeine neue Ueberzeugung mit dem Glauben derer, vor denen er predigen ſollte, nicht übereinſtimme, nicht aber, daß ſie ſich ſchlechterdings gar nicht mit dem chriſtlichen Lehramt vertrage. Er wollte ſich den Eindruck, den dieſe Behauptungen auf ihn gemacht hatten, wegvernünfteln, indem er ihre Richtigkeit gegen Johannes in Zweifel zog. Er führte die Stelle an, wo Jeſus ſagt: Es werden nicht alle, die zu mir ſagen: Herr, Herr! in das Himmelreich kommen, ſondern die den Willen thun meines Vaters im Himmel; und wollte damit beweiſen, daß das Bekenntniß Chriſti nicht zur Seligkeit erfoderlich ſey. Aber Johannes zeigte, daß Chriſtus beides verlange, das Bekenntniß ſeines Namens, und die Vollziehung des göttlichen Willens. Theodor führte ferner an, daß Jeſus zu dem Schriftgelehrten, welcher über das vornehmſte Gebot vernünftiglich, wie ſich die Bibel ausdrückt, antwortete, geſagt habe: Du biſt nicht ferne von dem Reiche Gottes:

womit

womit Jeſus deutlich genug erklärt habe, daß die Ueberzeugung von den allgemeinen ſittlichen Wahrheiten auch ohne ſein Bekenntniß zur Seligkeit hinreiche; er konnte aber nichts erwiedern, als Johannes die Erklärung geltend machte, daß Chriſtus nur habe ſagen wollen, der Schriftgelehrte ſey dem Reiche Gottes nahe, und auf dem Wege an ihn zu glauben. Endlich glaubte Theodor einen vollkommenen Sieg davon zu tragen durch Anführung der Stelle: Gott ſiehet die Perſon nicht an, ſondern in allerlei Volk, wer ihn fürchtet und recht thut, der iſt ihm angenehm. Aber er wurde beſchämt, als Johannes die Bibel zur Hand nahm, und ihm zeigte, daß der Apoſtel Petrus dieß nur in dem Sinne geſagt habe, daß alle Gottesfürchtigen und Redlichen, von welchem Volk ſie ſeyen, zur chriſtlichen Kirche zugelaſſen werden könnten; dieſe Erklärung war unwiderleglich, da es ſich in jener Stelle von der Zulaſſung des römiſchen Hauptmanns Cornelius und ſeines Hauſes zur chriſtlichen Taufe handelt.

Jetzt hatte unſer Freund keine Ruhe mehr, und der Vorſatz, den geiſtlichen Beruf aufzugeben, keimte wieder in ihm auf. Landeck

hatte

hatte nicht verfehlt, bei ſeiner Rückkehr ihm einen Gruß von Thereſen zu bringen, und durch manche leiſe Andeutungen zu verrathen, welchen Antheil die Schweſter an ihm nehme, wodurch die Neigung Theodors wieder lebhaft erwachte. Landeck vertraute ihm auch, daß ſein Vater ihm gern behülflich ſeyn würde, wenn er ſich entſchließen wollte, ſich dem Staatsdienſt zu widmen. Theodor lieh dieſen Aeußerungen jetzt ein viel aufmerkſameres Ohr. Indeß warf er ſich bald mit erneuetem Eifer in das Studium der Religionsphiloſophie, indem ihm eine neue Ausſicht aufgegangen war, der Theologie eine beruhigende Seite abzugewinnen.

Er hatte kürzlich einen jungen Mann auf der Univerſität kennen gelernt, der ſich mit der Philoſophie und der ſchönen Litteratur beſchäftigte, ſich auch fleißig mit der Malerei abgab, aber wenig Vorleſungen beſuchte. Er verachtete die Kantiſchen Philoſophen, welche auf dieſer Univerſität lehrten, und zog die neuere Lehre Schellings und der andern Naturphiloſophen vor, las auch mit Eifer die Schriften von den beiden Schlegel und deren Genoſſen. Theodor war durch die erſte Unterhaltung mit ihm ſehr geſpannt worden, ſeine Anſichten näher kennen zu lernen, und ſuchte mit ihm

in häufigere Berührung zu kommen. Sebald (ſo hieß der neue Freund) ſprach viel und lebhaft, zumal wenn er aufmerkſame Zuhörer hatte, und es hielt daher für Theodoren nicht ſchwer, ihm nach und nach alle ſeine Gedanken zu entlocken. Schwerer ward es ihm, zum Worte zu kommen, und von ſeinen Anſichten etwas mitzutheilen. Indeß ließ er Sebalden durch einige Einwürfe merken, daß er mit der Kantiſchen Philoſophie ſehr vertraut ſey, und reizte ihn dadurch zum heftigen Widerſpruch gegen dieſe Lehre.

Ihr Standpunkt, ſagte er, ſey der niedrige Standpunkt der Reflexion, ſie ziehe den Menſchen herab, zerſplittere und erkälte ihn, ſetze alles Heil in den Verſtand, der doch das große Leben der Natur nicht verſtehen könne, und ſey nicht fähig, eine großartige beruhigende und begeiſternde Anſicht zu verſchaffen.

Theodor geſtand ihm, daß er durch dieſe Lehre ſeine Ruhe verloren habe, aber den Ausweg aus ihr nicht finden könne, da ihm ihre Grundſätze zu feſt und zu gut geordnet zu ſeyn ſchienen.

Sebald ſagte dagegen: So lange man ſich in dem niederen Kreiſe dieſer Lehre befinde, könne ſich auch kein Ausweg zeigen, man müſſe

ſich zu einem höheren Standpunkt erheben, und den ganzen Plunder hinter ſich laſſen; als dieſen höheren Standpunkt nannte er ihm die intellectuelle Anſchauung, ohne davon jedoch beſtimmte Rechenſchaft geben zu können.

Das Geſpräch lenkte ſich auch auf die Theologie, und Sebald äußerte ſich höchſt verächtlich über den Lehrer, welchem Theodor bisher am meiſten vertraut hatte. Er ſey ein gemüthloſer Menſch und flacher Kopf, der, mit etwas Sprachkenntniß, etwas Pſychologie und einigen Kantiſchen Begriffen ausgerüſtet, ohne alle höhere Anſchauung des Alterthums und der Religionsgeſchichte, an das hohe Gebäude der chriſtlichen Religion ſeine zerſtörende Hand lege.

Theodor wurde empfindlich, und fragte ihn, ob er denn die ſcharfſinnigen Erklärungen dieſes Mannes von den evangeliſchen Wundern und ſeine pragmatiſche Entwickelung der ganzen evangeliſchen Geſchichte kenne?

Ich kenne ſo viel davon, erwiederte Sebald, als mir hinreicht, alles als Kleinkrämerei eines beſchränkten Geiſtes zu verachten. Wer wird ſich mit Wundererklärungen abmühen? Wunder geſchehen täglich, und das größte Wunder iſt, daß die Welt geſchaffen iſt.

Aber

Aber, ſagte Theodor, die Philoſophen, denen Du ſo viel vertraueſt, laſſen ſich doch ſelbſt in die Naturforſchung ein, und tragen davon den Namen. Sollen wir nun in der Geſchichte unſerer Religion aller Anwendung der erworbenen Naturerkenntniß entſagen, und uns wieder dem alten Aberglauben überliefern?

Sebald antwortete: Die Naturphiloſophen wollen der bisherigen flachen erfahrungsmäßigen Naturforſchung tiefere Geſetze, die nur durch Speculation gefunden werden können, unterlegen, ſie wollen den Blick in das geheimnißvolle Weſen der Dinge eröffnen. Was thun aber die Wundererklärer? Sie wenden einige Ergebniſſe der bisherigen Naturerfahrung an, um die Erſcheinungen einer höhern Weltoffenbarung in alltägliche Geſchichten zu verwandeln, und bedenken nicht, daß uns überall in der Natur das Geheimniß umgibt, und daß wir um ſo weniger jene Geheimniſſe durchdringen können.

Du ſcheinſt alſo auch, verſetzte Theodor, an eine Offenbarung im Chriſtenthum zu glauben? Und nun theilte er ihm die Anſichten des alten Profeſſors über den Offenbarungsglauben mit, die ihn ſo ſehr abgeſtoßen hatten.

Das iſt, ſagte Sebald, ein Flachkopf von anderer Art, der nicht blos in Begriffen, ſondern ſelbſt in Worten und Buchſtaben verſtrickt iſt, und das Chriſtenthum ebenfalls bloß aus dem Standpunkt der Reflexion, nur von der entgegengeſetzten Seite, betrachtet. Mit welchem Recht ſetzt er die Offenbarung der Vernunft entgegen? Die Vernunft iſt die erſte urſprüngliche Offenbarung des göttlichen Weſens der Dinge, mit ihr faſſen wir das ewige Abbild Gottes in der Natur und Geſchichte; im Chriſtenthum, im Uebergange vom Alterthum zur neuern Zeit, haben ſich die ewigen Ideen, welche die Geſchichte bewegen, in ewigen Sinnbildern offenbart; die Geſchichte dieſer Offenbarung hat eine höhere Bedeutung, als die gemeine Geſchichte, deren Grund und Vorbild ſie iſt.

Theodor ſchüttelte den Kopf zu dieſen Aeußerungen, und konnte ſich nicht darein finden. Sebald foderte ihn auf, Schellings Schriften zu leſen, und erbot ſich, ihm einige mitzutheilen. Beſonders empfahl er ihm Schellings Vorleſungen über das akademiſche Studium, worin er eine ganz andere und höhere Anſicht der Theologie, als die bisherige, finden werde,

und

und Theodor verſprach, ſich damit ernſtlich be-
kannt zu machen.

Dieſe Vorleſungen über das akademiſche Studium zogen unſern Freund ſehr an. Was darin gegen das beſchränkte ungläubige Verfahren der neuern Bibelerklärer geſagt war, erſchütterte ihn ſehr; er fand es nur zu treffend, wenn Schelling dieſe Theologen mit denjenigen Geiſtern vergleicht, welche, für die Hölle nicht gottlos genug und für den Himmel zu ungläubig, in einem Mittelzuſtand zwiſchen Verdammniß und Seligkeit verharren. Er ſelbſt hatte ja durch dieſe Theologie ſeine Ruhe verloren, und wußte noch nicht, wie er ſie wieder finden ſollte. Was aber Schelling von der wahren Anſicht der Geſchichte des Chriſtenthums und der chriſtlichen Kirche ſagt, war ihm nicht viel mehr verſtändlich, als was er darüber von Sebald gehört hatte.

Die Idee einer hiſtoriſchen Conſtruction des Chriſtenthums, durch die es nicht als eine empiriſche, ſondern als eine abſolute göttliche Erſcheinung begriffen werden ſoll, wornach die Menſchwerdung Gottes als eine Menſchwerdung von Ewigkeit zu denken und Chriſtus als ſymboliſche Perſon zu faſſen iſt, ſchien unſerm Freunde nicht mit der lautern Ueberzeugung

von der geſchichtlichen Wahrheit des Chriſtenthums vereinbar zu ſeyn. Uebrigens verletzte ihn die Geringſchätzung, mit welcher von den heiligen Büchern geſprochen iſt, in denen er noch immer die Quelle aller Wahrheit verehrte. Aber die dunkele Ahnung von etwas höherem, als er bisher gefaßt hatte, von einer über dem Sittlichen, worin er bisher befangen geweſen, liegenden Bedeutung der Religion, war durch dieſe Leſung in ſeine Seele geworfen; die geheimnißvolle Tiefe in Schellings Vortrag zog ihn unwiderſtehlich an, und er beſchloß, die übrigen Schriften dieſes Mannes aufmerkſam zu leſen.

Theodors bisherige Ueberzeugungen waren unterdeſſen noch durch einen andern Vorfall erſchüttert worden Einer ſeiner, durch Landecks Vermittelung gewonnenen Univerſitätsfreunde, welchen er als einen begeiſterten Anhänger der Kantiſchen Sittenlehre kannte, war gefährlich krank geworden. Es ließ ſich nicht verbergen, daß er an den Folgen geheimer Ausſchweifungen litt, von denen weder Theodor noch Landeck etwas geahnet hatten. Er wurde von allen ſeinen Freunden bedauert, und Theodor beſonders nahm ſich ſeiner an, beſuchte

ihn

ihn oft, und gewann ſein Vertrauen. Er konnte ſich nicht enthalten, ihm ſein Befremden über die Urſache ſeiner Krankheit zu erkennen zu geben, und ihm Vorwürfe darüber zu machen, daß er die Lehren der Weisheit, die er ſo gut gefaßt, nicht beſſer ausgeübt habe.

Der kranke Freund verſicherte ihn, daß er oft und ernſtlich gekämpft habe, von ſeinen Verirrungen zurückzukehren, daß es ihm aber nie auf die Länge gelungen ſey. In früher Jugend verführt, habe er die Gewohnheit zu ſündigen angenommen, und ſeine durch üppige Bilder genährte Einbildungskraft ſey in ihm in gewiſſen Stunden ſo überwiegend geworden, daß alle Gründe der Vernunft, die er ſich vorgehalten, nichts dagegen vermocht hätten. Dieſes Kampfes müde, habe er zuletzt gelernt, ſein Gewiſſen durch Scheingründe zu beſchwichtigen, indem er die Ehe- und Keuſchheits-Geſetze als die Feſtſetzungen einer hergebrachten Sitte, nicht als die Gebote der freien Vernunft, anzuſehen, und die Befriedigung des Geſchlechtstriebes, ohne den Treubruch für etwas Gleichgültiges zu halten, ſich überredet habe. Ach! ſagte der Unglückliche, unſere ſo hochgeprieſene Vernunft wird gar zu leicht zur So-

phiſtin, die ſich in den Dienſt unſerer Lüſte begibt, und im beſten Fall iſt ſie doch nicht im Stande, uns die Kraft zur Ueberwindung derſelben zu geben. Was mich jetzt am meiſten niederdrückt, ſetzte er ſeufzend hinzu, iſt das Bewußtſeyn, daß mir bei der Anerkennung der begangenen Fehler die Kraft und das Vertrauen fehlt, ſie in Zukunft zu vermeiden.

Theodor wußte ihn nicht zu tröſten, und bedurfte ſelbſt eines innern Haltes, um nicht zu wanken. Es war ihm klar, daß, wenn er bisher von ſolchen Verirrungen frei geblieben, er es nicht ſich ſelbſt und ſeiner ſittlichen Vernunfterkenntniß zu verdanken habe, ſondern der guten Erziehung, die er von ſeiner Mutter erhalten, ihrer wachſamen Sorge, alle ſchädliche Einflüſſe von ihm zu entfernen, und den frommen Eindrücken, welche er von dem Unterricht des Pfarrers empfangen hatte. Dabei erinnerte er ſich, was ihm dieſer und Friederike über ſeine moraliſche Predigt geſagt hatten, und ſehnte ſich um ſo mehr nach dem höheren Aufſchluß, den ihm die neuere Philoſophie verſprach, und warf ſich mit allem Eifer auf das Studium derſelben.

Sein Verſtand ſträubte ſich gleich Anfangs gegen den Gang, den dieſe Philoſophie nimmt.

Sie

Sie verwirft die Reflexion, und will zu einer höheren Anſchauung erheben, zu der Idee des Ueberſchwenglichen, aus welchem Alles hervorgegangen; und doch macht ſie wieder vom Verſtande den beſtimmteſten Gebrauch, will das Verhältniß des Endlichen zum Unendlichen ausmeſſen, und die Entſtehung aller Dinge aus dem ewigen Urquell in beſtimmter Folge ableiten. Unſern Freund ſprach die Anſicht eines über die ganze Natur verbreiteten Lebens, die Verſchlingung alles Einzellebens in das Allleben, das Aufgehen alles Endliche in das Unendliche, ſehr an, und er fand darin ein Gefühl wieder, das ihn oft bei Betrachtung der Natur ergriffen hatte. Ihm hatte dieß als Poeſie gegolten, und nun ſollte es Wiſſenſchaft ſeyn; dieſe Wiſſenſchaft ſchien ihm aber aller feſten und ſicheren Geſetze zu entbehren. Bedenklicher aber wurde er noch über die Ideen ſelbſt, welche ihm dieſe Philoſophie darbot.

Er entdeckte bald, daß in ihr die wahre Idee Gottes, und der Glaube an die Unſterblichkeit der Seele verloren gehe. Ein Gott, der um ſich ſelbſt zu erkennen, ſich in die Welt ſchaffend ergießt, und ſich in ewigen Umwandlungen immer wieder ſelbſt vernichtet und

von neuem gebiert, ſchien ihm zwar lebendiger und weſenhafter zu ſeyn, als der Gedanken-Gott, den ihm die Kantiſche Philoſophie gelehrt hatte, aber auch unheiliger und irdiſcher, und eigentlich kein Gott, nichts als das bleibende und ſich verjüngende Leben der Natur, über welchem ein geheimnißvolles Schickſal, die Nothwendigkeit des Entſtehens und Vergehens, ſchwebt. So viel vom Abſoluten die Rede war, ſo ſah Theodor doch nur zu wohl ein, daß dieſer Gott nichts weniger als abſolut, ſondern einer unerklärlichen Bedingtheit unterworfen ſey. Iſt aber Gott Alles in Allem, und geht Alles aus ihm hervor und in ihn zurück, ſo iſt keine perſönliche Unſterblichkeit der Seele denkbar, ſondern der Menſch iſt eben auch nur eine jener Erſcheinungen, in welchen ſich das Alleben offenbart, und die wieder von demſelben verſchlungen werden.

Was Theodoren aber am meiſten gegen dieſe Philoſophie einnahm, war die Einſicht in die Unmöglichkeit, auf ihren Grundſätzen eine Sittenlehre aufzuführen. Wenn Alles aus und in Gott iſt, und Alles auf dieſelbe Idealität zurückgeführt werden kann, wenn das Abſolute, das in den Dingen erſcheint, ſchlechthin iſt, was es iſt, und Alles, wie es nun

einmal iſt, zum Seyn deſſelben gehört, ſo verſchwindet der Unterſchied des Guten und Böſen, es iſt nichts Unvollkommenes in der Welt, Alles iſt durch Gott geheiligt, oder vielmehr Gott ſelbſt iſt durch das Unvollkommene entheiligt, und der Menſch findet keine Stütze, an welcher er ſich aus dem Verſchlungenſeyn in das Naturleben erheben kann. Die Idee eines heiligen, über allen Wandel erhabenen göttlichen Willens iſt nach dieſer Anſicht verloren, und mit ihr der höchſte ſittliche Antrieb. Auch die Freiheit, ſah Theodor ein, könne in dieſer Philoſophie nicht behauptet werden, da Alles und ſelbſt Gott der Nothwendigkeit unterworfen ſey, und Alles, was irgend geſchieht, als Offenbarung des Abſoluten ſchlechthin ſeyn müſſe, wie es ſey.

Sebald, dem Theodor ſeine Zweifel mittheilte, ſprach viel hin und her, ohne etwas zu ſeiner Verſtändigung beizutragen, und ſchien zu verrathen, daß er ſelbſt bei weitem nicht mit dieſer Lehre im Klaren ſey Er gebrauchte mit Gewandtheit die ſchellingiſchen Formeln, und drehete ſich in einem Cirkel herum, aus dem ſich Theodor nicht heraus finden konnte.

Auf deſſen Einwurf, daß nach dieſer Philo-

ſophie keine Sittenlehre möglich ſey, ließ er ſich nur oberflächlich ein, und ſprach von der Begeiſterung, welche die Sittenlehre überflüſſig mache, von dem Inſicheinbilden des Universums und dergleichen mehr. Theodor hatte ſchon aus einigen ſeiner Aeußerungen Verdacht geſchöpft gegen ſeine ſittliche Geſinnung, und nun erfuhr er von Landeck, daß er ein etwas lockerer Geſelle ſey, der mit ſeinem Vater in Spannung lebe, Schulden mache, und ſchon manche verliebte Abentheuer gehabt habe. Unſer Freund war nunmehr gegen ihn auf ſeiner Hut, indeß brach er den Umgang mit ihm nicht ab, da ihn die Lebendigkeit und der Reichthum ſeines Geiſtes anzog, und er die Unterhaltung mit ihm ſo ſehr anregend fand.

Beſonders ſchätzte Theodor Sebalds Kenntniſſe in der ſchönen Litteratur und der Kunſtgeſchichte, und hörte ihn gern über das Weſen der Dichtung und Kunſt reden, worüber er manche neue Ideen aufſtellte. Theodor verdankte ihm den erſten Wink über die Bedeutung des Schönen. Bisher hatte er, wie in der Theologie, ſo auch in der Dichtung und Kunſt, das Sittliche allein geſucht und zu oberſt geſetzt; er hatte den Gedanken, die Geſinnung, die Rührung für das Weſen des

Schö-

Schönen gehalten, und daher Schiller über Göthen geſetzt. Jetzt wies ihn Sebald auf die dichteriſche Form des Ganzen hin, durch welche allein ein Kunſtwerk als ſolches Werth habe, und ein Bild des Univerſums werde, was jedes Kunſtwerk ſeyn ſolle. Theodor ahnete etwas, wovon ein dunkeles Gefühl in ſeiner Seele lag, und rang, es ſich klar zu machen, indem er Göthes Meiſterwerke las und wieder las, um das zu finden, worin die dichteriſche Form beſtehe. Was er zunächſt gewann, war der Sinn für die ſchöne ruhige klare Darſtellung Göthes, und mit erhöhetem Vergnügen las er jetzt die Meiſterwerke der Alten, beſonders die Tragödien des Sophokles, wieder.

Sebald lobte ihn wegen ſeines Eifers für die Bildung ſeines Geſchmackes, und ſtellte dabei die Behauptung auf, daß dieß ein vorzügliches Bildungsmittel für die Theologen ſey, indem Kunſt und Religion eng mit einander verbunden ſeyen. Theodor ließ ſich dieſe Behauptung gefallen, und fand darin einen guten Sinn. Aber er ſchöpfte Verdacht, als er merkte, daß Sebald dem Katholicismus wegen der Begünſtigung der Kunſt vor dem Proteſtantismus den Vorzug gab, und ſelbſt den Aberglauben

glauben darum in Schutz nahm, weil er ihm eine poetiſche Seite abzugewinnen wußte. Dagegen ſträubte ſich Theodors noch immer lebendiger Wahrheitsſinn, und ſo wenig ihm noch das Weſen der Schönheit klar war, ſo glaubte er doch, daß die Wahrheit damit nicht könne in Zwieſpalt ſtehen.

Nachdem unſer Freund dieſe neue Bahn des Wiſſens durchlaufen hatte, ſah er ſich nur noch mehr verwirrt, als vorher. Johannes warnte ihn vor dieſer Lehre noch nachdrücklicher, als vor der Kantiſchen Philoſophie, die ihm doch noch den Glauben an Gott und Unſterblichkeit, und eine feſte ſittliche Ueberzeugung gelaſſen habe, und bewog ihn, die weitere Beſchäftigung damit aufzugeben.

Da Theodor die Vorträge des alten Dogmatikers, ſeinem Verſprechen gemäß, ausgehört hatte, ſo erinnerte ihn Johannes an ſein zweites Verſprechen, ſich mit den Kirchenvätern bekannt zu machen, und ſchlug ihm vor, daß ſie bei demſelben Profeſſor, der in dieſem Fache als ſehr ſtark bekannt war, ein Privatiſſimum über die Patriſtik annehmen wollten. Es geſchah; aber es war vorauszuſehen, daß dieſes Studium, in dieſer Unklarheit und Ungewißheit,

heit, und unter einer ſolchen Leitung unter-
nommen, nicht zum Vortheil der Theologie auf
Theodoren einwirken würde. Bei den älteren
Kirchenvätern, Clemens, Origenes u. a., fand
er viel Anwendung der Philoſophie, und die-
ſes würde ihn gefreut haben, wenn mehr
Sicherheit und Schärfe und weniger Willkühr
darin geweſen wäre. Er war bisweilen über-
raſcht durch die lichtvollen Gedanken, welche
er fand; eine ſolche Achtung vor der Vernunft
und Wiſſenſchaft hätte er dieſen Männern nicht
zugetraut. Aber daneben fand er ſo viel Wun-
der- und Geheimnißſucht, und ſo wenig Strenge
und Ernſt des Sinnes für Wahrheit, und es
hielt für ihn ſo ſchwer, aus ihrem oft weit-
läufigen Vortrag, aus ihren allegoriſchen Be-
trachtungen über die Bibel, die einzelnen wiſ-
ſenſchaftlich bedeutenden Gedanken herauszule-
ſen, daß er wenig Luſt fühlte, ſich mit dieſem
Studium länger abzugeben. Als er aber vol-
lends zu den ſpäteren Vätern, Athanaſius,
Baſilius, Auguſtinus u. A. kam, und immer
mehr Härte der dogmatiſchen Beſtimmungen,
die ihm doch oft nur Spitzfindigkeiten zu ſeyn
ſchienen, immer mehr Abneigung vor der Ver-
nunft, und mehr Unterwerfung unter das An-
ſehen der Kirche und kirchlichen Ueberlieferung

fand:

ſand: ſo verzichtete er völlig auf die Hoffnung, ſich mit dieſen Männern in Uebereinſtimmung zu ſetzen. Beſonders hatte er gegen Auguſtinus einen entſchiedenen Widerwillen; und da es ſeinem Scharfſinn nicht entging, wie weit die eigenthümlichen Meinungen dieſes heftigen zu Uebertreibungen geneigten Mannes von der Lehre griechiſcher Kirchenväter abwichen, und ihm nicht unbekannt war, welchen Einfluß das Auguſtiniſche Syſtem auf die Ausbildung der ſpäteren Kirchenlehre und ſelbſt des lutheriſchen Lehrbegriffs gehabt: ſo fühlte er ſich um ſo mehr berechtigt, das angenommene Syſtem der Kirche als ein bloß menſchliches Erzeugniß fallen zu laſſen, womit aber bei ſeiner Freimüthigkeit und Entſchloſſenheit zugleich dem theologiſchen Studium der Stab gebrochen war.

Fünf-

Fünftes Kapitel.

Da es unſerm Freund ſo viel koſtete, ſeinen bisherigen Beruf aufzugeben, da es unvermeidlich war, eine geliebte Mutter dadurch zu betrüben, und Störung in die Familie zu bringen: ſo würde er vielleicht noch lange Aufſchub geſucht und es wenigſtens vermieden haben, der Mutter darüber eine beſtimmte Erklärung zu geben. Aber Landeck, der nicht unterlaſſen hatte, das Andenken an Thereſen in Theodors Herzen friſch zu halten, indem er bald dieſes bald jenes Anziehende von ihr mitzutheilen wußte, veranlaßte die Beſchleunigung des entſcheidenden Schrittes durch die Nachricht, daß ſeine Schweſter einen Freier habe, den der Vater begünſtige, zu dem ſie aber keine Neigung fühle, und ſich daher nicht entſchließen könne, ihm ihre Hand zu geben. Er ſetzte lächelnd hinzu, dieſe Abneigung gegen einen ausgezeichneten jungen Men=

Menſchen, der, wie er beſtimmt wiſſe, ſeiner Schweſter ſonſt nicht mißfallen habe, müſſe ihre Urſache haben.

Theodor konnte ſeiner Bewegung nicht Herr werden, und brach mit dem Geſtändniß hervor, daß die Neigung zu der ſchönen Thereſe, wenn er deren Erwiederung hoffen könne, das Schickſal ſeines Lebens beſtimmen ſolle, und daß er entſchloſſen ſey, ſeine Abſagung vom geiſtlichen Stande der Mutter zu erklären, ſo ſchwer es ihm auch werde.

Und willſt Du dann mit nach *** gehen und Dienſte nehmen? fragte Landeck mit Lebhaftigkeit; und da es Theodor bejahete, ſagte er: Das iſt genug, um meine Schweſter ſtandhaft zu machen; ich brauche ihr nur zu ſchreiben, daß Du kommen wirſt, ſo weiß ſie ſchon ſo viel, als ſie zu wiſſen braucht.

Theodor bat ihn, ihr durchaus nichts von ſeiner Liebe zu ſchreiben, indem er ſich jetzt noch nicht den Muth zutrauete, ſeiner Mutter mit der Aenderung ſeines Berufs zugleich eine Neigung zu bekennen, die ſie vielleicht noch mehr beunruhigt hätte, und er es für eine kindliche Treuloſigkeit hielt, dieſe Neigung dem geliebten Gegenſtande zu erklären, und ſie der Mutter zu verhehlen. Landeck verſprach, es

nicht

nicht zu thun, und er würde es auch ohne⸗dieß, aus einem gewiſſen Gefühl der Schick⸗lichkeit, unterlaſſen haben.

Der Entſchluß unſeres Freundes, die ihm von Landeck längſt empfohlene Laufbahn zu erwählen, war dadurch noch mehr vorbereitet worden, daß ſeit einiger Zeit die Regierung des ***ſchen Staats von einem neuen beſſern Geiſt beſeelt zu werden ſchien, indem ſie meh⸗rere zeitgemäße Veränderungen getroffen, manche freiſinnige Ideen in Ausführung gebracht, und ſich bei einigen Gelegenheiten in einem ent⸗ſchieden vaterländiſch deutſchen Sinn erklärt hatte, ſo daß das geſammte deutſche Vaterland ſeine Augen auf ſie gerichtet hielt, und von ihr ſein Heil erwartete. An der Wiedergeburt ſeines Vaterlandes mit arbeiten zu helfen, war für Theodor ein erhebender Gedanke, der ihm auch Kraft gab, den Schmerz zu überwinden, den ihn das Losreißen von dem Lieblingsplane der Mutter koſtete.

Er theilte den gefaßten Entſchluß ſeinem Johannes mit, den er jetzt nicht mehr über⸗raſchen konnte, nachdem er den letzten Ver⸗ſuch, ihn für die Theologie zu erhalten, hatte ſcheitern ſehen. Beide Jugendfreunde gelobten

ſich

ſich ewige Treue, wenn ſie auch ihr Lebens⸗weg noch ſo weit von einander abführen ſollte. Und nun ging Theodor an das ſchwere Ge⸗ſchäft, ſeinen Entſchluß der Mutter zu mel⸗den. Nicht ohne große Bewegung ſchrieb er an ſie folgenden Brief.

„Geliebte Mutter!“

„Du weißt, wie ich Dich liebe und an Dir hange, und wirſt mir daher glauben, daß ich tief den Schmerz mitfühle, den Dir dieſes Schreiben verurſachen wird. Der lange Kampf, den ich beſtanden habe, iſt endlich entſchieden, und ich bin feſt entſchloſſen, nicht in den geiſt⸗lichen Stand zu treten. Ich habe Alles ge⸗than, um mir eine religiöſe Ueberzeugung zu verſchaffen, die ich mit gutem Gewiſſen als Prediger verkündigen könnte; aber es iſt mir nicht möglich geweſen. Beiliegendes Schrei⸗ben an den guten alten Pfarrer enthält die ausführliche Darlegung meiner Gründe, die mich beſtimmen, dieſen Schritt zu thun, und er mag Dir davon ſo viel mittheilen, als Du wiſſen willſt. Du liebſt mich ſo rein, liebe Mutter, und Dein ganzes Leben war eine Aufopferung für Deine Kinder; Du achteſt die Freiheit des Menſchen ſo hoch, und haſſeſt

nichts

nichts mehr als die Unlauterkeit und den Selbſtbetrug; und Dein ſtarkes Herz hat ſchon ſo manchen Schmerz überwunden: Du wirſt mich daher in meinem Entſchluſſe weder durch Einwendungen, noch durch eine allzu große Trauer, die ich nicht ertragen könnte, wankend machen. Wenn Du nichts dagegen haſt, ſo bin ich geſonnen, nach *** zu gehen, und in ***ſche Staatsdienſte zu treten, wozu mir Landecks Vater behülflich ſeyn will. Kann ich nicht für das Reich Gottes im kleinen ſtillen Kreiſe eines Landpredigers wirken, ſo will ich es mit Gottes Hülfe in einem größeren thun. Mich begeiſtert der Gedanke, von oben herab für das Wohl von Millionen wirkſam zu ſeyn, und eine neue beſſere Geſtalt des deutſchen Vaterlandes mit herbeiführen zu helfen, und Dir, geliebte Mutter, wird dieſe Ausſicht Erſatz ſeyn für das, worauf Du nun Verzicht leiſten mußt. Dein Geiſt, Dein Herz wird mich in dieſen höheren Wirkungskreis begleiten, ich werde Gott und Dich ſtets vor Augen haben, und mit redlichem Willen mich beſtreben, Wahrheit, Gerechtigkeit, Menſchenwohl zu befördern. Alles Uebrige wollen wir noch vor der Hand auf ſich beruhen laſſen: bei Deinem rüſtigen Alter kannſt Du noch das väterliche Gut

[library stamp] ... München

lange verwalten, und vielleicht kehre ich nach einer Reihe von Jahren, die ich in Arbeit und Thätigkeit verbracht, an den Ort zurück, wo ich ſo glückliche Tage der Jugend verlebt habe, und erheitere Dir die letzten Jahre Deines Lebens. Auf jeden Fall werde ich jeden Zeitraum der Muße dazu benutzen, an Deiner und der geliebten Schweſter Seite auszuruhen, und dieſe Ausſicht wird die zärtliche Friederike beruhigen."

Theodor erbrach mit Zittern den nach einigen Wochen einlaufenden Brief der Mutter, womit ſie den ſeinigen beantwortete, fand ſich aber ſehr dadurch beruhigt. Wir rücken auch dieſen Brief ein, in welchem ſich der edle milde Geiſt der Mutter und ihre fromme Ergebung und Ruhe ſo ſchön ausſpricht.

„Dein Entſchluß, mein geliebter Theodor, ob ich ihn gleich herannahen geſehen, hat mich allerdings tief erſchüttert. So ſehr man zum Verzichtleiſten vorbereitet ſeyn mag, ſo wird doch das ſchwache Herz durch die eintretende Nothwendigkeit, einem geliebten Beſitz, einem lang gepflegten Wunſche zu entſagen, hart angegriffen, und ſo iſt es auch mir gegangen. Ich habe Dich, wie Du weißt, beim letzten

Abſchie-

Abſchiede Deiner freien Wahl überlaſſen, und war redlich entſchloſſen mich darein zu ergeben, und nun koſtet es mich doch Thränen. Doch das ſoll Dich, mein lieber Sohn, nicht erweichen und erſchüttern; bleibe bei Deinem Entſchluſſe, und zage und wanke nicht, denn die Schrift ſagt: Ein Zweifler iſt unbeſtändig in allen ſeinen Wegen. Ich habe mein Gelübd erfüllt, indem ich alles gethan habe, was ich thun durfte, um Dich zum geiſtlichen Amte zu beſtimmen; ein unfreiwilliges Opfer wollte ich dem Herrn nicht darbringen. Dein Vorſatz, nach *** zu gehen und ***ſche Dienſte zu nehmen, ſcheint zu ſehr mit Deinem gefaßten Entſchluſſe, dem geiſtlichen Stande zu entſagen, zuſammen zu hängen, als daß ich etwas dagegen einwenden könnte. Ich füge nur die Warnung hinzu: Laß Dich nicht vom Glanze der großen Welt blenden, bleibe Deinem Herzen und der frommen Geſinnung getreu, die Du bis jetzt ungeachtet Deiner theologiſchen Zweifel bewahrt haſt. Wenn Du das thuſt, und ich hoffe es ſicher, ſo wirſt Du bald inne werden, daß nur im ſtillen häuslichen Kreiſe des Landlebens ſichere ſegensreiche Wirkſamkeit und Ruhe des Gemüths zu finden iſt. Es wird Dir heilſam ſeyn, dieſe Erfahrung ſelbſt

 zu

zu machen, die meinige kann Dir hier nichts helfen, und ich will ſie Dir nicht aufdringen. Gott geleite Dich auf Deiner neuen Laufbahn, und ſtehe Dir mit ſeiner Gnade bei.“

„Friederiken thut es ſehr weh, daß Du Dich unſerm Kreiſe entziehen willſt, aber ich hoffe, ſie wird ſich darein zu finden wiſſen. Mein alter frommer Freund, der Pfarrer, der Dir hierbei ſchreibt, hat ſehr viel zu meiner Beruhigung beigetragen. Er iſt mit Dir inſofern zufrieden, als Du ſeinem Rathe gefolgt biſt, und Dich nicht leichtſinnig losgeriſſen haſt, und er erkennt in der Wendung, welche Dein Lebensweg nimmt, eine höhere Leitung, wie auch ich thue. Nochmals, mein Sohn, bleibe fromm, wahrhaft und redlich, ſo wird ſich Alles zum Beſten lenken.“

Theodor war durch dieſe hingebende Liebe der Mutter ſo ſehr gerührt, daß er beinahe in ſeinem Entſchluſſe gewankt hätte; und nur der Gedanke, daß er ſeiner Ueberzeugung nicht untreu werden könne, hielt ihn darin aufrecht. Denn nichts macht uns mehr zum Gehorſam und zur Verzichtleiſtung auf den eigenen Willen geneigt, als die willige Hingebung derer, welche berechtigt ſind, die Erfüllung ihrer Wün-

ſche

ſche von uns zu erwarten, und die wir ſtatt deſſen durch unſern Eigenſinn betrüben wollen. Theodor gelobte ſeiner Mutter unwandelbare Treue, und legte ſich die Verpflichtung auf, alles anzuwenden, um ihr den Schmerz zu verſüßen, den ihr ſein Schritt verurſacht hatte.

Hierauf warf ſich unſer Freund mit Eifer auf einige Studien, die er noch zur Vorbereitung auf ſeine künftige Laufbahn für nöthig hielt. Die allgemeine Bildung, die er ſich bisher verſchafft hatte, war eine gute Grundlage, auf der er fortbauen konnte, und es blieben ihm nur noch einige Lücken auszufüllen übrig.

Es währte nicht lange, ſo lief ein Brief des Pfarrers ein, der ihm den Tod ſeiner Mutter meldete. Eine Erkältung, die ſie ſich auf einer kleinen Reiſe zugezogen, hatte ſie auf das Krankenlager geworfen, und ein heftiges Fieber hatte bald ihrem ſchönen Leben ein Ende gemacht. Ihr Tod war ſanft und ruhig geweſen; in den letzten Augenblicken war die Klarheit ihres Geiſtes ganz zurückgekehrt, ſie hatte Theodors mit ruhiger Hoffnung gedacht, und die weinende Friederike getröſtet und geſegnet. Ueber die äußeren Angelegenheiten der Familie

hatte

hatte ſie, wie es ſchien, abſichtlich nichts beſtimmt, und ſich damit begnügt, ihre Tochter dem Schutze des Pfarrers anzuvertrauen, und den Treueſten ihres Geſindes einige Vermächtniſſe zu hinterlaſſen. Von Friederiken waren einige Zeilen an Theodor beigelegt, welche einen tiefen Schmerz, aber mehr Faſſung verriethen, als man dem Mädchen bei ihrem leichten Sinne hätte zutrauen können. Sie meldete zugleich, daß ſie auf den Rath des Pfarrers und des Arztes mit einer benachbarten Jugendfreundin zu ihrer entfernten Tante reiſen werde, und daß er dorthin ſeine Briefe an ſie richten ſolle.

Theodors Schmerz zu beſchreiben, unterlaſſen wir billig. Er war ein zärtlicher Sohn und fühlender Menſch, und man begreift, wie ihn ein ſolcher Schlag treffen mußte. Er würde ſich ſogleich aufgemacht haben, um mit ſeiner Schweſter am Grabe der geliebten Mutter zu weinen, wenn er jene nicht abweſend gewußt hätte. Ihn ſchmerzte vorzüglich der Gedanke, daß er ſeine Mutter noch kurz vor ihrem Tode hatte betrüben müſſen, und er quälte ſich ſogar mit der Vermuthung, daß die Gemüthserſchütterung, die er ihr verurſacht hätte, zu ihrer Krankheit beigetragen haben könne. Aber der

Pfar-

ter und Friederike beruhigten ihn darüber vollkommen, indem ſie ihn verſicherten, daß die Entſchlafene ſich lange vorher mit vollkommener Ruhe, und ſelbſt mit freudiger Zuverſicht über ihn und ſeine getroffene Wahl geäußert habe, und daß ſelbſt im Augenblick des Todes kein Kummer und keine Sorge deßwegen in ihrem Gemüth aufgeſtiegen ſey.

Es verging einige Zeit, ehe ſich der Tiefgebeugte wieder ſo weit aufrichtete, daß er im Zuſammenhang ſeine Studien fortſetzen konnte. Ihn beunruhigte dabei noch die Sorge um Friederiken, der es bei der Tante nicht gefiel, und die doch auch nicht Luſt hatte, nach dem verödeten Schönbeck zurückzukehren, und einſam ihr Leben zu vertrauern. Sie ſchrieb ihm, daß der Pfarrer für Neuhof (ſo hieß der junge Mann aus der Nachbarſchaft, deſſen wir ſchon Erwähnung gethan haben) bei ihr ein gutes Wort eingelegt habe; er ſey auch wirklich ein guter treuer Menſch, er habe ſich zur Zeit der Trauer ſehr theilnehmend gezeigt, und bei den zur einſtweiligen Verwaltung des Guts zu treffenden Einrichtungen hülfreiche Hand geboten; aber ſie könne ſich wenigſtens jetzt noch nicht entſchließen, ihm ihre Hand zu geben.

Uebri=

Uebrigens bezeigte ſie große Sehnſucht, den geliebten Bruder wieder zu ſehen, und bat ihn, wenn er die Univerſität verlaſſe, ſie aufzuſuchen.

Landeck, der ſich in der Zeit der Trauer mit großer Weichheit an Theodor angeſchmiegt und aufrichtige Theilnahme und Sorgfalt gegen ihn bewieſen hatte, nahm an Friederikens Schickſal lebhaften Antheil; und ſeine Neigung zu ihr, die er ſeit jener erſten Aeußerung bisher bloß durch ein lebhaftes Andenken an ſie an den Tag gelegt hatte, trat jetzt entſchiedener hervor. Er bekannte zuletzt ſeinem Freunde, daß er ſeinem Vater die Liebe zu Friederiken geſtanden, und Hoffnung habe, ſeine Einwilligung zu erhalten. Theodor erſchrak vor dem Gedanken, daß auch ſeine Schweſter in das große Leben der Stadt gezogen werden, und der Familienſitz ganz verwaiſt bleiben ſolle; es war ihm, als ſehe er den Geiſt ſeiner Mutter warnend herabblicken; indeß betrachtete er dieſes Schickſal ſeiner Schweſter als eine nothwendige Folge des ſeinigen, bei welchem er ſich nichts vorzuwerfen hatte, und ſah ſich außer Stande, etwas dagegen zu thun.

Unterdeſſen war Johannes, deſſen Studien vollendet waren, in die Heimath zurückgegangen,

gen, um dem alten Pfarrer als Mitarbeiter an Kirche und Schule beizuſtehen. Theodor ließ ihn nicht ohne großen Schmerz von ſich, und es war, als wenn das letzte Band zerriſſe, das ihn noch an die geliebte Heimath knüpfte.

Nunmehr nahete auch die Zeit heran, wo Theodor und Landeck die Univerſität verlaſſen und ſich nach *** begeben ſollten, wo die anzutretenden Stellen auf ſie warteten. Es hatte ſich zuletzt beiden der Gedanke empfohlen, daß Friederike mit ihnen nach *** gehen ſollte; ſie ſelbſt war dazu geneigt, und der Pfarrer willigte unter der Bedingung ein, daß ſie bei einem dortigen Geiſtlichen, ſeinem alten Univerſitätsfreunde, in Koſt und Aufſicht gegeben würde. Theodor holte ſie bei der Tante ab, und führte ſie nach der Hauptſtadt, wo die beiden Geſchwiſter, die durch ihre Wiedervereinigung ſich ſehr glücklich fühlten, einen neuen wichtigen Abſchnitt ihres Lebens antreten ſollten.

Sech-

Sechſtes Kapitel.

Thereſe erſchien unſerm Freunde, als er ſie wieder ſah, im höchſten Glanze der Liebenswürdigkeit, und die Art, wie ſie ihn empfing, verkündigte ihm ſein Glück. Von ihrem Vater wurde er ſehr wohlwollend aufgenommen, und dieſer freute ſich, ihn für dieſe Laufbahn gewonnen zu ſehen. Auch Friederike war mit der Aufnahme in dieſem Hauſe wohl zufrieden, und zwiſchen ihr und Thereſen war bald eine zärtliche Freundſchaft geſtiftet. Bruder und Schweſter ſahen ſich faſt jeden Abend in Landecks Hauſe, und man kann denken, daß beide unter dieſen Verhältniſſen, den Gegenſtänden ihrer zärtlichen Neigung gegenüber, ſehr glücklich waren.

Theodor war im Miniſterium des Innern, Landeck in dem der auswärtigen Angelegenheiten angeſtellt worden, und zwar dieſer in einem

höhe=

höheren Range, weil ihm ſein Vater ſchon längſt die Anwartſchaft auf dieſe Stelle zu verſchaffen gewußt hatte, vielleicht auch, weil er als Adlicher mehr begünſtigt wurde. Er ſah ſich daher bald im Stande, ein Haus zu machen, und betrieb mit Ungeduld die Verbindung mit Friederiken, wozu er die Einwilligung des Vaters erhalten hatte, der zwar an dem bürgerlichen Stand derſelben Anſtoß nahm; aber ihren Reichthum dafür in die Wagſchale legte. Friederike hatte, ehe ſie ihr Jawort gab, noch einen Kampf zu beſtehen, da Neuhof ihr nochmals auf eine ſehr herzliche Art ſeine Hand angeboten, und der Pfarrer ihr dringend dazu gerathen hatte. Theodor, den ſie zu Rathe zog, beſtärkte ſie in dem Entſchluß, ihrer Neigung zu folgen, und übernahm es, den Pfarrer zu beruhigen. So wurde ſie Landecks Frau.

Theodor hatte ſchon längſt der ſchönen Thereſe ſeine Liebe bekannt, und von ihr das Geſtändniß der Gegenliebe mit Entzücken vernommen; aber der Vater wollte ſeine Einwilligung nur unter der Bedingung geben, daß ſein künftiger Schwiegerſohn ſich adeln ließe, und da dieß Theodor beſtimmt verweigerte, ſo

wurde wenigſtens die Vollziehung der Verbindung ſo lange aufgeſchoben, bis er einen höheren Rang und Titel erhalten würde. Theodor beſaß ſo viel Vermögen, daß er mit Anſtand eine Familie ernähren konnte, und er war unwillig darüber, daß er einer Grille wegen ſein Glück verſchieben ſollte; tief aber ſchmerzte ihn die Entdeckung, daß Thereſe ſelbſt von dem Vorurtheil und der Eitelkeit der Titelſucht nicht frei war. Er machte überhaupt die niederſchlagende Erfahrung, daß der Adelſtolz und Kaſtengeiſt, den nach ſeiner Meinung die großen Veränderungen, welche die Zeit herbeigeführt hatte, unterdrückt haben ſollten, und gegen den ſich die Regierung öffentlich und entſchieden erklärt hatte, noch immer ſehr mächtig war. Friederike glaubte ſich wegen ihrer bürgerlichen Geburt in der Geſellſchaft zurückgeſetzt zu ſehen, und hatte ihre Empfindlichkeit darüber nicht zurückhalten können. Landeck, der über das Vorurtheil ſeines Standes erhaben zu ſeyn ſchien, ſuchte Friederiken und Theodoren darüber zu beruhigen, konnte aber die Thatſachen nicht leugnen, und hatte weder Muth noch Luſt, die Ehre ſeiner Gattin auf Koſten ſeiner Verhätniſſe in Schutz zu nehmen.

Die Amtsverhältniſſe Theodors waren nicht

erfreulicher. Er hatte nichts zu thun als aus- zuführen und auszubilden, was höherer Orts vorgeſchrieben war. Vergebens machte er ſei- nem Vorgeſetzten Vorſtellungen, wenn er etwas ausführen ſollte, was mit ſeiner beſſeren Ein- ſicht ſtritt, und unzweckmäßig oder unausführ- bar ſchien. Oft gab ihm dieſer Recht, befand ſich aber außer Stande, ſeiner beſſeren Einſicht zu folgen, indem er entweder ſich einen höheren Willen fügen, oder andern Hinderniſſen nach- geben mußte. Vieles, was angeordnet wurde, konnte nicht vollzogen werden, entweder weil es nicht zu den vorhandenen Umſtänden paßte, oder weil ſich Trägheit und Eigennutz der Untergebenen dagegen ſtemmte. Eine Menge Arbeiten ſchienen Theodoren ganz unnütz zu ſeyn, indem ſie Kleinigkeiten betrafen, welche am beſten dem Ermeſſen der Unterbeamten überlaſſen blieben, oder zu einer überflüſſi- gen Controlle gehörten, und nur dazu dienten, die Aktenſtöße zu vermehren. Das Regierungs- weſen kam ihm wie eine Maſchine vor, welche, von einer unbekannten Macht bewegt, Alle, die daran arbeiteten, wider Willen fortſchob, und Wirkungen hervorbrachte, welche den lan- desväterlichen Abſichten des Regenten eben ſo wenig als den Wünſchen des Volks entſpra-

chen,

chen, und von denen man die Schuld weder dieſem noch jenem allein, ſondern einem Zuſammenwirken von mancherlei Umſtänden und Kräften beizumeſſen hatte. Unſer Freund machte ſich wenig Hoffnung, auch wenn er höher hinauf käme, eine freiere und ſelbſtſtändigere Wirkſamkeit zu erhalten, da er ſah, daß ſein Vorgeſetzter ſelbſt ſo ſehr beengt und behindert war. Indeß fügte er ſich mit Geduld in die Umſtände, und ließ es nicht an Fleiß und Aufmerkſamkeit fehlen.

Die Hauptſtadt bot übrigens in ihren reichen Hülfsmitteln für Kunſt und Wiſſenſchaft unſerm Theodor mannichfache Anregung und Nahrung für ſeinen nach immer größerer Ausbildung ſtrebenden Geiſt dar. Die Regierung hatte, um den Geiſt des Volks mehr zu heben, und ſich mit innerer Kraft gegen die von außen andringende Gewalt zu rüſten, die wiſſenſchaftlichen Anſtalten der Stadt erweitert und verbeſſert, und an die bisher vernachläſſigte Univerſität mehrere neue berühmte Lehrer berufen. Theodor beſuchte zuerſt einige Vorleſungen, welche in ſein jetziges Fach einſchlugen. Bald aber konnte er der Luſt nicht widerſtehen, die philoſophiſchen Vorträge eines

berühm-

berühmten Lehrers zu hören, welche ſehr häu-
fig beſucht wurden.

Das Syſtem dieſes Philoſophen ſchien ihm zwiſchen dem Kantiſchen und Schellingiſchen mitten inne zu ſtehen, und beide zu vereinigen. Er ging von einem Urbewußtſeyn des menſchlichen Gemüths aus, das er Glauben nannte, und wodurch man an die intellectuelle Anſchauung und Identität Schellings erinnert wurde. Aber er entwickelte daraus nicht, wie dieſer, die Welt mit ihren Geſetzen und Kräften, ſondern, ſich auf dem innern Standpunkt haltend, zeigte er, wie dieſes Urbewußtſeyn ſich in die verſchiedenen Thätigkeiten des Geiſtes entfalte, wie ſich das ganze Gebäude der menſchlichen Erkenntniß aus Erfahrung und innerer Selbſtthätigkeit durch Zuſammenſetzung und Verknüpfung erbaue, und ſich ſo dem Geiſte eine Welt in Zeit und Raum und unter Naturgeſetzen darſtelle; dieſe Erkenntniß aber ſey nur das unvollkommene Abbild des Weſens der Dinge, von welchem das Urbild in jenem Urbewußtſeyn beſchloſſen liege, und man könne die höchſte Wahrheit und die Befriedigung des Geiſtes nur im Glauben finden, durch deſſen Licht verklärt die Welt als ein harmoniſches Ganzes in göttlicher Herrlichkeit erſcheine. Er

unter-

unterſchied zwiſchen Verſtand und Vernunft: jenen nannte er das niedere mittelbare Bewußtſeyn, wodurch die Welt in Zeit und Raum und in ihren Naturgeſetzen begriffen werde; unter dieſer verſtand er die unmittelbare Erkenntniß und das ganze Leben des Geiſtes in allen ſeinen Thätigkeiten, und als deren Urquell und Mittelpunkt bezeichnete er den Glauben. Er zeigte, daß die Erkenntniß nur die eine Seite des menſchlichen Gemüths ſey, daß ihr zur Seite das Gefühl und das Thatvermögen ſtehe, und daß nur durch alle drei Vermögen das Leben des Geiſtes vollendet werde, welcher ſowohl durch die Erkenntniß als durch das Gefühl und die That mit der Welt in Berührung trete. Mit der bloßen Erkenntniß könne man weder die Welt noch das menſchliche Leben verſtehen, das Gefühl und die Liebe gebe Allem erſt die lebendige Bedeutung, und die That vollende die Wahrhaftigkeit der Erkenntniß und des Gefühls.

Unſerm Freunde war es, als wenn durch dieſe Anſichten die zerſtreuten Bruchſtücke ſeiner bisherigen Erkenntniſſe und Ueberzeugungen wie durch Zauberruf ſich zu einem wohlgeordneten ſchönen Ganzen zuſammenfügten. Die

Kluft

Kluft, die er bisher zwiſchen den Syſtemen Kants und Schellings gefunden hatte, ſchien ihm ausgefüllt zu ſeyn. Der Idealismus oder die innerliche Anſicht von der Welt behielt nach dieſem Syſtem Recht, aber ſie galt nicht als die höchſte und einzige. Die Abhängigkeit und Beſchränktheit der menſchlichen Erkenntniß war anerkannt, und der Punkt bezeichnet, wo ſie mit dem Weſen der Dinge und der übernatürlichen Wahrheit zuſammenhängt. Die Lehre Schellings vom großen All, vom Verſchlungenſeyn jedes Einzelweſens in das Ganze, behielt auch gewiſſermaßen Recht, und doch wurde der feſte Standpunkt des Geiſtes nicht aufgegeben, und die menſchliche Seele verlor ſich nicht in das Ganze; denn ſie ſtand im Beſitz des Glaubens als einer übernatürlichen Erkenntniß, erhaben über der beſchränkten vergänglichen Erkenntniß und der ganzen Erfahrungswelt, und konnte von deren Vergänglichkeit nicht berührt werden. Den Zuſammenhang des ganzen Syſtems ahnete Theodor nur noch, aber er hatte darin einen Leitſtern in der Dunkelheit gefunden, dem er freudig folgte.

Von der höchſten Bedeutung ſchien unſerm Freunde beſonders der Unterſchied zu ſeyn, den

dieſer Lehrer zwiſchen Vernunft und Verſtand machte. Da er noch immer, obſchon er das Studium der Gottesgelahrtheit als Sache des Berufs aufgegeben, mit ſeinen Religionszweifeln zu thun hatte, und den Streit der Vernunft mit dem Glauben an eine Offenbarung auszugleichen ſuchte: ſo ſchien ihm jener Unterſchied einen Ausweg darzubieten. Der Lehrer ſchrieb ja ſelbſt der Vernunft einen Glauben zu, den er auch wohl eine Offenbarung nannte, und Theodor faßte daher den Gedanken, daß vielleicht nur der Verſtand als die niedere Erkenntniß mit dem Offenbarungsglauben in Widerſtreit ſtehe, nicht aber die Vernunft, als die unmittelbare höhere Erkenntniß, und er eilte, ſeinen Lehrer darüber um weitere Belehrung zu bitten. Dieſer freute ſich ſehr, in einem jungen Geſchäftsmann ſolche lebendige Theilnahme für die höheren geiſtigen Angelegenheiten zu finden, und ließ ſich gern mit ihm in eine Unterredung ein, von welcher wir die Hauptpunkte ausheben wollen.

Sie ſind, ſagte er zu Theodor, auf einem nicht unrichtigen Wege zum Ziele, aber am Ziele ſtehen Sie noch nicht. Die Vernunft hat ihren Namen vom Vernehmen, ſie iſt das Vermögen der Vernehmung, das Organ,

durch

durch welches wir alle Wahrheit empfangen; und zwar hat dieſes Vernehmen eine doppelte Quelle, die eine ſind die Sinne, welche uns die Anſchauung der äußeren Welt liefern, die andere liegt in uns ſelbſt; es iſt die urſprüngliche Selbſtthätigkeit unſeres Geiſtes, welche durch die Sinnesanſchauung aufgeregt wird.

Dieß glaube ich, fiel Theodor ein, aus Ihren Vorträgen gut gefaßt zu haben. Verſtand dagegen nennen Sie dasjenige Vermögen, durch welches wir jene unmittelbare Erkenntniß mittelſt der Reflexion in uns nachbilden und wiederholen, uns derſelben deutlich in Zuſammenhang und Ordnung bewußt werden, und uns ſo in das Erkannte zurecht finden, die Verhältniſſe der Dinge untereinander und zu uns ſelbſt faſſen, gleichſam in der Mitte derſelben ſtehen, und ſie verſtehen.

Ganz recht, ſagte vergnügt der Lehrer. Was nun das Verhältniß der menſchlichen Erkenntniß zur Offenbarung betrifft, ſo nehme ich eine doppelte Offenbarung an, eine innere und eine äußere; die letztere iſt dasjenige, was man gewöhnlich Offenbarung nennt, und über deren Verhältniß zur Vernunft man jetzt ſtreitet. Von dieſer reden wir aber jetzt noch nicht.

Die innere Offenbarung nun ſetze ich in die Vernunft, und deren Glauben an das Uebernatürliche.

„Jetzt verſtehe ich ganz, in welchem Sinne Sie zuweilen das Wort Offenbarung in Ihren Vorträgen gebraucht haben. Aber ſollte dieſer Sprachgebrauch nicht willkührlich ſeyn, und Mißverſtändniß veranlaſſen, da man gewöhnlich unter Offenbarung etwas ganz anderes verſteht?“

„„Dieſer Sprachgebrauch iſt weder willkührlich noch ganz neu. Man hat ſchon ſonſt den Unterſchied zwiſchen der natürlichen und bibliſchen Offenbarung gemacht, und ſelbſt der Apoſtel Paulus hat darauf hingedeutet; dieſer Unterſchied iſt aber derſelbe, den ich mache. Denn die innere Offenbarung, die ich annehme, bedarf allerdings der Anſchauung der Natur und Welt, um zum Bewußtſeyn zu kommen, und ich nenne ſie bloß darum eine innere, weil ſie unabhängig von jeder Belehrung auf die gleiche Weiſe im Innern jedes Menſchen liegt. Es iſt dasjenige, was man auch das natürliche Licht der Vernunft genannt hat.““

„Aber ſo iſt dieſe Offenbarung wohl nichts weiter, als ein anderer Name für die Vernunft, und wir haben damit nichts gewonnen

zur

zur Beilegung des Streites zwiſchen der Vernunft und Offenbarung."

„„Sie ſind zu raſch, lieber Freund! Ich unterſcheide noch zwiſchen der Vernunft und der ihr einwohnenden Offenbarung. Dieſe iſt der letzte unbedingte Grund oder der Urquell von jener, gleichſam die Sonne, aus welcher alle Strahlen der Erkenntniß und des geiſtigen Lebens fließen. Wenn Sie das ganze Syſtem der menſchlichen Erkenntniß überblicken, ſo werden Sie, von Bedingung zu Bedingung aufſteigend, endlich auf einen Punkt ſtoßen, welcher ſchlechthin unbedingt iſt, und gleichſam frei an einem unſichtbaren Faden hängt, gerade ſo, wie Sie das Ganze der Welt zuletzt an ein Unbedingtes und Höchſtes heften müſſen, damit es Haltung bekomme. Was Gott für die Welt iſt, das iſt die Offenbarung für das menſchliche Gemüth, ſie iſt gleichſam ſein innerer Gott, an welchen es glaubt, von welchem es Licht und Leben empfängt.""

„Herrlich, herrlich! das macht mir Alles klar. Ich glaube nun auch einzuſehen, wie Sie in der Geſchichte der Religion eine göttliche Offenbarung annehmen. Wie in der menſchlichen Erkenntniß von Natur ein göttlicher

cher Funke liegt, welcher, angefacht, dem Gemüth Licht und Wärme gibt: ſo iſt auch in der geſchichtlich ausgebildeten und fortgepflanzten Erkenntniß ein göttliches Princip, aus welchem ſich alles entwickelt hat, und ſo liegt in der chriſtlichen Religion eine göttliche Offenbarung, indem ſie doch nichts weiter iſt, als ein beſtimmt ausgebildetes und eigenthümlich dargeſtelltes Syſtem vernünftiger Erkenntniß.“

Glauben Sie wohl, fragte ihn mit forſchendem Blick der Lehrer, daß Sie auf dieſe Weiſe den Streit zwiſchen den Vernunfttheologen und den Offenbarungsgläubigen beilegen können?

Halb ungewiß antwortete Theodor: Einen Vereinigungspunkt glaube ich wenigſtens zwiſchen beiden darin gefunden zu haben, daß die einen, wie die andern, etwas Göttliches im Chriſtenthum annehmen müſſen. Aber freilich reicht dieß nicht hin, ihren Streit zu ſchlichten, da die einen dieſer Annahme ungeachtet die Vernunft als Richterin der Wahrheit in Glaubensſachen aufſtellen können, was die andern nicht zugeben wollen.

„In der That ſind wir noch nicht auf dem Punkte, von wo aus ſich der Streit ſchlichtet. Auch die Heiden und Muhammedaner

ner können jene der Vernunft einwohnende göttliche Wahrheit für ihren Glauben anführen; wir Chriſten aber glauben im Beſitz der einzigen wahren Offenbarung zu ſeyn.“

Theodor erinnerte an die Meinung des Clemens und anderer älterer Kirchenlehrer, welche auch im Heidenthum eine Offenbarung und Einwirkung der göttlichen Vernunft oder des Logos angenommen hätten, und beſtand darauf, daß wir als erleuchtete Chriſten auch im verworrenſten Aberglauben der Völker einen Schimmer des göttlichen Lichtes anerkennen müßten.

Ich bin dagegen nicht, antwortete der Lehrer; aber der chriſtliche Glaube an den erſchienenen Sohn Gottes und an die durch ihn geſchehene Vollendung aller Gottesoffenbarungen ruht noch auf etwas Anderem.

„Gut! wir erkennen im Chriſtenthum die vollkommenſte Offenbarung, weil in ihm die Vernunft ihre vollendete Entwickelung gefunden hat.“

„„Aber wie erkennen Sie dieß, und worin liegt die Gewähr dieſer Erkenntniß?““

„Ich erkenne es mit meiner Vernunft, und die Gewähr liegt darin, daß meine Vernunft durch die Wahrheit des Chriſtenthums vollkommen befriedigt iſt.“

„Wie

„„Wie aber, wenn dieſe Befriedigung nicht Statt hat, wenn die mißleitete Vernunft Anſprüche an das Chriſtenthum macht, die es nicht befriedigen kann? Die Vernunft freilich in ihrer urſprünglichen Unmittelbarkeit kann nicht gemißleitet werden, aber wohl der Verſtand, welcher nachdenkt und grübelt. Wie denken Sie ſich das Verhältniß des Verſtandes zu der aufzufaſſenden und zu beurtheilenden Offenbarung?“ “

Theodor wollte darauf antworten, mehr um ſich Erläuterung auszubitten, als eine Entſcheidung zu geben, als das Geſpräch durch die Ankunft eines Fremden abgebrochen wurde. Der Profeſſor ermunterte unſern Freund bald wieder zu kommen, der ungern von ihm ſchied, da ihm die letzte Frage den Aufſchluß, den er eben zu erhalten ſchien, wieder aus den Augen gerückt hatte. Er dachte noch lange darüber nach, konnte aber zu keinem Verſtändniß gelangen. Noch ganz mit dieſem Gedanken beſchäftigt, ging er zu ſeiner geliebten Thereſe, die ihn eingeladen hatte, mit ihr dieſen Abend das Schauſpiel zu beſuchen.

Siebentes Kapitel.

Thereſe empfing ihren Freund mit der gewohnten Munterkeit. Sie kommen gewiß, ſagte ſie, geradeswegs von den Büchern her, und es muß eines der allertiefſinnigſten ſeyn, über dem Sie eben gebrütet haben: daher dieſe Wolken! Sie ſtrich ihm mit der zierlichen Hand über die Stirne, und er ergriff ſie, und drückte ſie zärtlich an ſeine Lippen.

Sie haben nicht ganz Unrecht, ſagte er; ich habe ſo eben eine Unterredung mit dem Profeſſor A. gehabt, deſſen Vorleſungen ich, wie Sie wiſſen, beſuche; und der Gegenſtand, den wir beſprochen haben, beſchäftigt noch mein Nachdenken.

Laſſen Sie das, ſagte Thereſe, meinen Vater nicht hören, der es ſchon nicht gern ſieht, daß Sie dieſe Vorleſungen beſuchen, die Sie, wie er meint, zu ſehr von der wirklichen

Welt

Welt abziehen, und dem Idealen zuwenden. Ich habe nichts gegen Ihr Träumen, wie es mein Vater nennt, wenn Sie mich nicht darüber vergeſſen. Wie ſteht es aber damit? können Sie auch während Ihrer philoſophiſchen Grübeleien an mich denken?

Liebe Thereſe, antwortete Theodor, was hinge nicht in mir zuſammen mit der Liebe, die mein Herz erfüllt? Die Wahrheit, die ich ſuche, ſoll das Leben, das Ihnen geweiht iſt und das mir Ihre Liebe verſchönt, erleuchten und reinigen; ich will dadurch Ihrer würdiger werden.

Gut, ſagte ſie, ich liebe Sie wegen dieſer Schwärmerei, und dieſer dunkle ernſte Blick mit dem ſchwermüthigen Zug um die Augen hat mich gleich zu Ihnen hingezogen; aber jetzt müſſen Sie den Ernſt ablegen, oder man könnte meinen, wenn Sie ſo finſter an meiner Seite ſtehen, wir hätten uns miteinander überworfen. Kommen Sie, ich ſinge Ihnen noch ein heiteres Lied.

Mit dieſen Worten zog ſie ihn mit ſich zum Klavier, und ſang das Götheſche Lied: Nähe des Geliebten, mit aller Anmuth, die ihr eigen war. Mit beſonderer Innigkeit, das

Auge

Auge zum Geliebten gekehrt, trug ſie die letzte Strophe mit einer kleinen Abänderung vor:

Ich bin bei dir, du ſeyſt auch noch ſo ferne,
Du biſt mir nah!
Die Sonne ſinkt, bald leuchten mir die Sterne,
Nun biſt du da!

Theodor war entzückt, und küßte dankbar die ſchöne Sängerin. Er bat ſie fort zu ſpielen, und ſang nachfolgende Strophe hinzu:

Ich bin bei dir, wenn forſchend ſich verſenket
Des Grüblers Sinn.
Wohin der Geiſt auch ſchweife, alles lenket
Ihn zu dir hin.

Thereſe war ſehr mit ihrem Geliebten zufrieden, und reichte ihm den Arm, um nach dem Schauſpiel zu gehen.

Man gab dieſen Abend Schillers Jungfrau von Orleans. Die Künſtlerin, welche die Johanna ſpielte, wußte es trefflich darzuſtellen, wie die Begeiſterte von der höheren Macht ergriffen wird, der ſie ſich demüthig hingibt, und der Moment, wo ſie ihre Ketten ſprengt, war höchſt ergreifend. Theodoren hatte die Vorſtellung ganz hingeriſſen, und er ſaß ſchweigend neben der Geliebten. Zum erſten Mal fühlte er, daß er ihr die Empfindungen ſeines Herzens nicht mittheilen konnte; eine gewiſſe

Scheu

Scheu hielt ihn davon zurück. Thereſe war ſehr lebhaft in ihren Aeußerungen über die Vorſtellung, ſie lobte die Johanna ebenfalls; aber den Punkt traf ſie nicht, der Theodoren ſo höchſt bedeutend vorkam. Sie machte ihm ſcherzend Vorwürfe, daß er heute ſo einſylbig und nachdenkend ſey; dadurch verſchloß ſie ihm aber nur deſto mehr den Mund.

Nach dem Schauſpiel verſammelte ſich im Landeckiſchen Hauſe eine Geſellſchaft, die ſehr mannichfaltig zuſammengeſetzt war. Das Geſpräch fiel bald auf die Vorſtellung der Jungfrau. Viele lobten die Pracht und die treue Angemeſſenheit der Decoration und des Coſtums. Ein Offizier (wir wollen ihn Narciß nennen, da er eben ſo ſchön als eitel war), der an dieſem Abend neben Thereſen ſaß, und ihr viel Aufmerkſamkeit bezeigte, pries die Fortſchritte, welche das Theater der Hauptſtadt ſeit kurzem in dieſer Hinſicht gemacht habe. Kann man etwas ſchöneres ſehen, ſagte er, als die Decoration, welche den Dom von Rheims vorſtellt? und ſie iſt zugleich ſo wahr, denn die Zeichnung iſt ganz nach der Natur gemacht.

Theodor hatte gegen dieſen Gecken einen tiefen Widerwillen, und vielleicht fühlte er auch eine Regung von Eiferſucht, da Thereſe viel

mit

mit ihm geſprochen hatte. Er erwiederte ihm: Ich kann den Werth ſolcher Nebenſachen nicht ſo hoch anſchlagen, und ich glaube, daß man die daran verſchwendeten Koſten zum Vortheil der Schauſpielkunſt erſparen könnte. Es ſcheint mir ſogar die an ſolche Dinge gewandte Sorgfalt dem Geſchmack verderblich zu ſeyn, da die Aufmerkſamkeit der Zuſchauer dadurch von der Hauptſache abgezogen, und die wahre dichteriſche Theilnahme geſchwächt wird.

Sie vergeſſen, antwortete Narciß, daß dadurch die Täuſchung befördert wird, und dieſe iſt doch die erſte Bedingung des Kunſtgenuſſes.

Sie iſt ein Mittel der Kunſt, verſetzte Theodor, aber ein ſehr untergeordnetes. Mit etwas Phantaſie kann man Vieles erſetzen, was an der Umgebung des Schauſpiels fehlen mag, wenn nur die Darſtellung des Weſentlichen, Action und Declamation, befriedigt. Man geht nicht ins Theater, um Landſchaften und Gebäude nach der Natur gezeichnet zu ſehen; dazu mag der Guckkaſten dienen.

Wenigſtens, fiel Thereſe ein, welche fühlte, daß er empfindlich wurde, und das Geſpräch abzulenken ſuchte, ſollte man die Wahrheit und Treue auf dem Theater der Schönheit nachſetzen.

Mich

Mich hat das Coſtum der Agnes Sorel mit den langen Aermeln und der langen Schleppe ſehr geſtört.

Ich hätte, ſagte der junge Landeck, das Schleppkleid noch hingehen laſſen wollen, wenn ſie nur nicht ſo ſchleppend und weinerlich geſprochen hätte.

Dafür, ſagte Thereſe, iſt die Johanna deſto beſſer geſpielt worden. Den Monolog, mit welchem ſie von der heimathlichen Flur Abſchied nimmt, hat die Schauſpielerin mit ſolcher Innigkeit geſprochen, daß kein Herz ungerührt bleiben konnte.

Doch ſcheint ſie mir, ſagte ein gewiſſer Geheimerrath, der ſich das Anſehen eines feinen Kenners gab, zuweilen in ein falſches Pathos und in Affectation verfallen zu ſeyn, beſonders wenn ſie in Begeiſterung gerieth.

Ein junger Prediger, der als ein aufgeklärter denkender Geiſtlicher galt, zweifelte überhaupt, daß die Johanna mit Natur und Wahrheit geſpielt werden könne, da der ganze Charakter erlogen ſey; Schiller habe ſehr Unrecht daran gethan, daß er eine Betrügerin, was die Johanna unſtreitig geweſen, zur tragiſchen Heldin gewählt habe; bei Shakeſpeare ſey ſie richtig als Hexe gefaßt, und Schiller habe ſie nur dem wiedererwachen-

wachenden Aber- und Wunder-Glauben zu Liebe ſo umgewandelt.

Da haben Sie, ſagte der alte Landeck, ein ſehr wahres Wort geredet. In unſern aufgeklärten Zeiten ſolche Narrheiten auf dem Theater vorgeſtellt zu ſehen, empört. Iſt es nicht närriſch, daß ein halb verrücktes Mädchen, welche Viſionen der Jungfrau Maria träumt, vor dem König und Erzbiſchof weiſſagt, als Gottgeſandte von ihnen erkannt wird, und Thaten verrichtet, welche keiner der Helden verrichten konnte?

Laſſen Sie es auch unwahr ſeyn, lieber Vater, ſagte Thereſe, ſo iſt es doch ſo ſchön! Man muß mit dieſer Schwärmerin oder Betrügerin mitfühlen; der Dichter hat ihr bei ihrem männlichen kriegeriſchen Sinn ein ſo zartfühlendes Herz verliehen, und ihr Schickſal iſt ſo rührend, daß ſie unſre ganze Theilnahme in Anſpruch nimmt.

Aber warum ſollte es nicht wahr ſeyn können, verſetzte eine ältliche Dame, von welcher man glaubte, daß ſie mit den Herrnhutern in Verbindung ſtehe: in der Bibel werden ja ganz ähnliche Dinge erzählt. Der Geiſt Gottes kommt über Propheten und Helden, und ſie weiſſagen und verrichten außerordentliche Thaten.

Verzeihen Sie, gnädige Frau, erwiederte der Prediger, wenn ich Ihnen wegen dieſer Vergleichung widerſpreche; wir müſſen die Johanna ſchon darum für eine Betrügerin halten, weil wir die Jungfrau Maria nicht, wie die Katholiken, als Heilige oder Göttin verehren, ſondern als ein Idol des Aberglaubens verwerfen. Ueber die Propheten des Alten Teſtaments ließe ſich übrigens Manches bemerken, wenn es uns nicht zu weit führte, wodurch die Wahrhaftigkeit der Schillerſchen Prophetin nichts gewinnen würde.

Theodor hatte dieſem Streite bisher ſtillſchweigend zugehört, und er war anfangs ſelbſt noch unentſchieden, welche Anſicht er von dieſer Sache faſſen ſollte. Von dem kurz vorher beſprochenen Gedanken an die Möglichkeit einer göttlichen Offenbarung noch ganz voll, hatte ihn beim Anblick der von der Begeiſterung ergriffenen Johanna eine Ahnung durchleuchtet, daß das, was die Bibel von Eingebung und Ausgießung des Geiſtes meldet, mehr Wahrheit enthalte, als er bis jetzt geglaubt hatte, darin finden zu dürfen. Das abſprechende verwerfende Urtheil des von ihm nicht ſonderlich geſchätzten Predigers hatte ihn verletzt, und er fühlte, daß der Mann, vermöge ſeines Standes, anders hätte reden ſollen, wiewohl er nicht in Abrede ſeyn konnte, daß

der

der Glaube an die Maria als Aberglaube zu betrachten ſey. Wie es oft zu geſchehn pflegt, daß uns eine Meinung, die wir ſelbſt bisher gehegt, im Munde eines Anderen, mit dem wir ſonſt nicht übereinſtimmen können, verdächtig, ja verhaßt wird, ſo ging es auch unſerm Freunde. In dieſem Augenblicke ging, wie mit Einem Schlage, eine gänzliche Umwandelung ſeiner Anſicht vor; er ergriff mit Lebhaftigkeit das Wort, und ſagte:

Wenn wir Proteſtanten auch den Glauben an die Maria als Aberglauben betrachten müſſen, ſo enthält dieſer Aberglaube doch, wie jeder andere, eine gewiſſe Wahrheit, und wie der Aberglaube vom Glauben den Namen hat, ſo ſchließt er ihn auch, obſchon mit Irrthum vermiſcht, in ſich. Es war ein Irrthum der Phantaſie und des Verſtandes, wenn die Jungfrau von der Maria Eingebungen zu erhalten glaubte; aber ein höherer Geiſt erfüllte ſie wirklich. Ihre reine demüthige Seele, dem Irdiſchen abgewandt, in träumende Beſchauung verloren, ward von dem göttlichen Funken, der in jedem Menſchengemüth ſchlummert, den wir aber von Leidenſchaften und irdiſchen Gedanken nur zu oft unterdrücken laſſen, entzündet; ſie gab ſich der höheren Macht, die

ſie bewegte, gehorſam hin; eine übernatürliche Kraft erfüllte ſie, ein reineres Licht durchſtrahlte ihren Geiſt; und ſo wußte ſie die irdiſchen Verhältniſſe, welche auch die Klügſten und Tapferſten verwirrten und überwanden, mit ſicherem Blick zu durchſchauen, und mit übermenſchlicher Kraft zu beherrſchen. Ich habe es lebhaft gefühlt bei der Darſtellung der trefflichen Künſtlerin, wie wahr es iſt, daß der göttliche Geiſt ſich in ein ſchwaches, aber reines Gefäß zu ergießen liebt, und ich bin von der reinſten Achtung gegen dieſe Schauſpielerin erfüllt worden, die nicht nur die Idee des Dichters gefaßt hat, ſondern ſelbſt ein ſehr unſchuldiges und gefühlvolles Mädchen zu ſeyn ſcheint.

Darüber müſſen Sie, verſetzte lachend Narciß, Ihren Liebhaber, den Baron L. fragen, der ſie unſtreitig am beſten kennt. Einige von der Geſellſchaft lachten mit, die übrigen aber ſchwiegen, verwundert über die Rede Theodors, der in einer Art von Begeiſterung geſprochen hatte.

Etwas empfindlich erwiederte Theodor dem Offizier: Sind Ihre Nachrichten ächt, ſo muß ich wohl meinen Irrthum eingeſtehen; ehe

Sie

Sie aber den Beweis führen, den ich Ihnen übrigens gern erlaſſe, werden Sie erlauben, daß ich das Beſſere glaube. Wer ſo hohes mit ſolcher Wahrheit darſtellen kann, von dem kann ich nicht glauben, daß er es nicht auch wahrhaft fühle.

Sollte da nicht auch etwas Aberglaube mit unter laufen? ſagte der Geheimerath halb ſpöttiſch.

Es kann ſeyn, erwiederte Theodor, aber der Aberglaube an die Unſchuld iſt mir lieber, als die ſichere Ueberzeugung vom Gegentheil.

Um auf Ihre vorhin ausgeſprochene Meinung von der Begeiſterung und Eingebung zurückzukommen, ſagte der Prediger: ſo ſcheint ſie mir ganz dem Myſticismus anzugehören. Dieſer wird freilich jetzt immer mehr Mode, und zumal in dieſer Hauptſtadt; deßwegen muß ich mich aber nur um ſo mehr dagegen erklären. Indem Sie übernatürliche Erkenntniſſe und Antriebe im menſchlichen Gemüth annehmen, reden Sie aller Schwärmerei das Wort. Ein jeder Narr kann ſich dann auf Eingebung und Begeiſterung berufen, und er iſt mit nichts zu widerlegen.

Warum ſollte er, antwortete Theodor, mit nichts zu widerlegen ſeyn? Wenn er Unver-

nünftiges ſagt und thut, ſo wird man ihn nicht hören und ihm nicht folgen.

Alſo, verſetzte der Prediger, nehmen Sie die Vernunft als Maßſtab der Wahrheit der Eingebung an, und doch wollen Sie Ihren Urſprung, wie es ſcheint, über die Vernunft ſetzen?

Dieß widerſpricht ſich nicht, erwiederte Theodor, denn in der Vernunft liegt ſelbſt ein übernatürliches Princip.

Thereſe, welche merkte, daß der Vater an dieſem Geſpräch Anſtoß nahm, rief dazwiſchen: Vertiefen Sie ſich, meine gelehrten Herrn, nicht zu ſehr in dieſe philoſophiſchen Unterſuchungen; wir Frauen möchten ſonſt Ihnen nicht folgen können. Beſonders laſſen Sie mir den Myſticismus weg, vor dem mir ordentlich grauet; denn ich ſtelle mir ihn ſo öd und düſter vor, wie eine Mönchszelle.

Sie denken ſich ihn, liebe Thereſe, ſagte Theodor, viel ſchlimmer, als er iſt; der wahre Myſticismus hat auch eine heitere und freudige Seite, alles Leben iſt in ſeiner Tiefe und Innerlichkeit myſtiſch, und ergießt ſich aus verborgener Quelle; nicht nur die Religion hat ihren Myſticismus, auch die Kunſt und Dichtung, und ſelbſt die Liebe.

Nun ſo würden wir Frauen, verſetzte Thereſe mit ſchöner Heiterkeit, es mit den letztern Arten vom Myſticismus halten, und, ſetzte ſie Theodoren ins Ohr flüſternd hinzu, vorzüglich mit dem Myſticismus der Liebe. Aber, fuhr ſie fort, wenn es verſchiedene Arten von Myſticismus gibt, ſo wird doch wohl die eine nicht mit der andern ſtreiten; und gehört auch die Liebe in ſein Gebiet, ſo wird ſie nicht mit der religiöſen Begeiſterung in Colliſion kommen. Warum hat nun Schiller die Liebe der Jungfrau zu Lionnel als Sünde behandelt? Das hat mir, ich geſtehe es, ſehr mißfallen.

Darin haben Sie unſtreitig Recht, ſagte der Prediger; das gehört ebenfalls zu dem katholiſchen Aberglauben, der in dem Stücke ſpukt. Die Mönche haben die Frauenliebe und den Eheſtand als etwas Weltliches und der höchſten Heiligkeit Unwürdiges angeſehen, und wollten nichts vom Myſticismus der Liebe, die Liebe zu Gott ausgenommen, wiſſen.

Ich gebe Ihnen, ſagte Theodor zu Thereſen, ebenfalls Recht, aber nicht ganz. Kein reines Gefühl der einen Art iſt an ſich verſchieden von einem eben ſo reinen einer andern Art, und jedes verträgt ſich mit dem andern; aber

im menſchlichen Gemüth haben nicht alle Arten zugleich Raum, weil keines ganz rein gefunden wird ohne ſinnliche Beimiſchung und endliche Begränzung. Die Jungfrau hatte ſich der Liebe des Vaterlandes gewidmet, und um dieſer ganz mit ungetheilter Kraft zu leben, ihr Herz für die Geſchlechtsliebe verſchloſſen. Daß ſie beim Anblick Lionnels deren Gewalt empfand, hat der Dichter fälſchlich als Schuld betrachtet; das Gefühl dieſer Neigung war unwillkührlich, und die Jungfrau bekämpfte ſie und opferte ihr keine Pflicht auf, als die grauſame unmenſchliche, ſich ſelbſt aufgelegte, alle Engländer zu tödten; aber eine Schwäche war es allerdings, welche die Kraft ihrer Seele für die Erfüllung ihres Berufs in einem gewiſſen Grade mindern konnte. Hätte der Dichter den Grund ihres Falls in dieſe Schwächung der Kraft ihrer Begeiſterung gelegt, hätte er ſie vielleicht deßwegen vom Kriegsglück verlaſſen, das Zutrauen des Königs und des Heeres verlieren, und dadurch von der Höhe ihres Glücks herabſtürzen laſſen: ſo würde unſer Gefühl vollkommen befriedigt ſeyn. So aber leidet ſie ganz unſchuldig, und zwar nicht durch eine Fügung des Schickſals, ſondern durch den Wahn einer ſich zugezogenen Verſchuldung, welcher

ihr

ihr verbietet, ſich gegen die Anklage ihres Vaters zu rechtfertigen.

Auch mit dieſer von Ihnen vorgeſchlagenen Wendung, ſagte der Prediger, würde die mönchiſche Anſicht nicht ganz vermieden ſeyn; denn ich ſehe nicht ein, warum die bekämpfte Neigung zu einem Manne die Kraft der Begeiſterung ſchwächen ſollte; immer ſcheint mir im Hintergrunde die Meinung zu liegen, daß die Geſchlechtsliebe etwas Unreines ſey.

Dieſe Meinung, erwiederte Theodor, verwerfe ich mit Ihnen, und lege ſie nicht unter; ich nehme nur an, daß das menſchliche Gemüth nicht mehrere Gegenſtände zugleich mit derſelben Kraft lieben könne, und daß deßwegen die Geſchlechtsliebe auf die Begeiſterung der Jungfrau habe ſchwächend wirken müſſen.

Doch nur, verſetzte der Prediger, weil der Gegenſtand ihrer Neignng ein Feind des Vaterlandes war: meinen Sie nicht ſo?

Es kann dieß, erwiederte Theodor, mit in Rückſicht genommen werden; aber ich meine es ganz allgemein.

Schweſter Thereſe, ſagte der junge Landeck, das darfſt Du nicht leiden, daß Dein Bräutigam die Liebe nicht für verträglich hält mit höherer Begeiſterung: Du mußt ja fürchten,

daß

daß ihn einmal eine heilige Raſerei befällt, und ihn Dir entführt.

Ich werde ihn ſchon feſthalten, ſagte lächelnd Thereſe; und habe ich nicht das frühere Recht an ihn? Er iſt mir ſchon ganz verfallen, und nichts kann weiter an ihn Anſpruch machen.

Theodor küßte ihr zärtlich die Hand, und ſagte: Sie haben nichts zu beſorgen, liebſte Thereſe; Ihre Liebe iſt es gerade, die mich zu Allem Großen und Edlen begeiſtert. So lebhaft er dieſes ſagte und wirklich empfand, ſo fühlte er doch dabei in ſeinem Herzen eine gewiſſe Leere. Daß er in dieſem ganzen Geſpräch von keinem in der Geſellſchaft und ſelbſt von Thereſen nicht verſtanden worden; daß er mit dieſen Aeußerungen aus dem Kreiſe der hier herrſchenden Anſichten herausgetreten war, wurde ihm erſt klar, als er ſich zu Hauſe allein fand, und mit kälterem Blut darüber nachdachte. Indeß gab er darauf nicht viel Acht, und es lag ihm nur daran, die neugefaßte Anſicht weiter zu verfolgen.

Achtes Kapitel.

Mit Ungeduld erwartete unſer Freund die nächſte ſchickliche Gelegenheit, den Profeſſor A. wieder zu beſuchen, um die angefangene Unterredung fortzuſetzen. Ich glaube, ſagte er zu ihm mit Zuverſicht, daß ich unterdeſſen über den beſprochenen Gegenſtand neue und beſſere Einſichten gewonnen habe.

Das höre ich gerne, erwiederte der Lehrer; theilen Sie mir Ihre Entdeckungen mit.

Theodor trug nun im Zuſammenhang über das Verhältniß der äußeren oder geſchichtlichen, zu der innern oder natürlichen Offenbarung ſeine Meinung vor, deren Urſprung die Leſer leicht nachweiſen können; denn offenbar ſieht man darin die Beziehung auf jenen Abend, an welchem die Jungfrau von Orleans einen ſo entſcheidenden Eindruck auf unſern Freund gemacht hatte.

Innere

Innere und äußere Offenbarung, ſagte er, kommen nach meiner Meinung darin überein, daß ſie einerlei Urſprung und Quelle haben, nämlich die übernatürliche Erkenntniß der menſchlichen Seele oder den Glauben; eigentlich aber iſt die innere Offenbarung nichts weiter als dieſe Quelle ſelbſt, und die äußere Offenbarung iſt ein beſonderer Ausfluß derſelben. Nämlich ſehen wir auf die Entſtehung der letztern im Gemüth deſſen, der ſie empfängt, in welcher Beziehung ſie auch eine innere iſt, ſo kommt ſie ſo zu Stande, daß der göttliche Funke, der in allen Menſchen derſelbe iſt, in einem ſolchen Gemüth nicht nur nicht, wie in den meiſten Menſchen, erſtickt und vergraben, ſondern vielmehr zur Flamme angefacht wird, welche alle die unteren Vermögen des Geiſtes ſtärkt und erleuchtet, ſo daß der Wille allein dem innern göttlichen Triebe und nicht den Leidenſchaften gehorcht, und der Verſtand das göttliche Licht rein und ungetrübt auffaßt und ſich nicht von der ſinnlichen Erkenntniß irre führen läßt. In einem ſolchen Gemüth iſt die menſchliche Vernunft zur göttlichen verklärt, oder auch, wenn man will, in ihrer urſprünglichen Reinheit und Vollkommenheit aufgeblüht; ihr Urbild iſt aus der Entſtellung und Verwirrung zur Klarheit

herpor=

hervorgetreten. Alle Unwahrheit und Unſittlichkeit hat ihren Sitz im Verſtande, welcher als das Vermögen des willkührlichen Bewußtſeyns ſich Trugbilder ſchafft, und ſie den Menſchen anſtatt des reinen Urbildes unterſchiebt. Da aber, wo eine ſolche Offenbarung zu Stande kommt, iſt der Verſtand von allem Irrthum frei geblieben, hat der göttlichen Stimme in der Tiefe des Gemüths gehorcht, und ihre Gebote und Lehren treu gefaßt; der Diener hat ſich nicht gegen den Herrn empört, ſeine Ausſprüche nicht willkührlich gedeutet und verkehrt, und ſich nicht zum Tyrannen des zerrütteten Gemüths aufgeworfen.

Gut, ſehr gut, ſagte der Lehrer, und ermunterte Theodoren, fortzufahren.

„Wenn ſich nun eine ſolche göttliche verklärte Vernunft in Worten und Werken ausſpricht, ſo müſſen Alle, die nicht ganz verſtockt und in Irrthum und Sünde verſunken ſind, in ihrem Vorbild das Urbild, daß ſie im eigenen Gemüthe tragen, wieder erkennen, und ihm auf die gleiche Weiſe huldigen und gehorchen. Erkennen ſie in ihr die reine göttliche Wahrheit und Güte, ſo iſt ihnen die göttliche Offenbarung von außen entgegengetreten oder geſchichtlich erſchienen, und das iſt eben die

ſogenannte äußere oder geſchichtliche Offenbarung. Solcher Offenbarungen kann es verſchiedene geben, dem Grade der Vollkommenheit nach. Jeder Menſch, in welchem das Göttliche beziehungsweiſe das Uebergewicht und die Herrſchaft über das Menſchliche erlangt hat, iſt für ſeine Zeitgenoſſen Mittler einer Offenbarung; derjenige aber, in welchem der vollkommene Einklang des Göttlichen und Menſchlichen zu Stande gekommen iſt, hat den Kreis der Offenbarung abgeſchloſſen, und dieſes glauben wir von Chriſto."

„„Vollkommen richtig; und nun werden Sie auch meine zuletzt an Sie gerichtete Frage über das Verhältniß des Verſtandes zur Offenbarung beantworten können.""

„Im Gemüth des Mittlers der Offenbarung ſelbſt iſt die unmittelbare göttliche Erkenntniß und Liebe in das mittelbare Bewußtſeyn des Verſtandes ſiegend eingegangen und hat ſich alles unterworfen; der Verſtand, das zu Erziehende und wiederum Erziehende und Leitende im Menſchen, iſt, vom einwohnenden Gott zur Weisheit und Tugend erzogen, zu vollkommener männlicher Reife gelangt, und leitet nun als ein weiſer Lehrer und Führer die ſinnlichen Triebe und Kräfte des Gemüths."

 „„Das

„„Das iſt richtig; aber meine Frage galt eigentlich das Verhältniß des Verſtandes in denen, welche die Offenbarung annehmen, zu dieſer und dem Göttlichen in ihr, und den Antheil des Verſtandes an derjenigen Geiſtesthätigkeit, durch welche die Annahme der Offenbarung geſchieht.““

„Wie im Gemüth des Mittlers der Offenbarung ſelbſt das Göttliche oder der Glaube den Verſtand überwindend durchdringt, erleuchtet, reiniget: ſo wird auch das in der Lehre und dem Thun des Mittlers hervortretende Göttliche den Verſtand derer gefangen nehmen und ſich unterwerfen, welche Empfänglichkeit für ſeine Hoheit und Vollkommenheit haben.“

„„Gut! aber das iſt noch nicht die Antwort auf meine Frage, die ich erwarte. Sie ſagen richtig, daß ſich die Offenbarung in Worten und Werken kund thue: ſind aber Worte und Werke nicht der Beurtheilung des Verſtandes unterworfen? Sie bedürfen der menſchlichen Sprache, treten ein in menſchliche Verhältniſſe, kommen mit menſchlichen Handlungen in Berührung und in Widerſtreit, und wird hier nicht überall der Verſtand erkennend, beurtheilend ins Mittel treten? Iſt er nun, wie in allen Menſchen, mehr oder weniger

verfin-

verfinſtert und verwirrt, ſo fragt ſich, wie er dazu gelangt, das Göttliche anzuerkennen, und zwar ſo, daß aller Zweifel ſchweigt. Denn das werden Sie zugeben, daß der Glaube an die äußere Offenbarung, wenn er dieſen Namen verdienen ſoll, eben ſo unbedingt und zweifellos ſeyn muß, wie der Glaube an die innere Offenbarung.““

„„Ich habe es! es iſt das Gefühl oder das unmittelbare Urtheil, welches von der Göttlichkeit, die in dem Mittler der Offenbarung erſcheint, allgewaltig ergriffen wird, und welchem der Verſtand gehorchen muß. Sie haben mich gelehrt, daß der Verſtand überall nichts thut, als einen gegebenen Stoff ordnen und in Einheit bringen, und daß er ſich mit ſeiner Thätigkeit immer auf die unmittelbare Erkenntniß, die im Gefühl liegt, gründen muß. Bei der Annahme einer Offenbarung nun thut er ebenfalls nichts, als daß er das vom Gefühl ergriffene ordnend zum Bewußtſeyn bringt.“

„„Sie haben es ganz richtig getroffen; aber bemerken Sie noch dieſes. Wenn der Mittler einer Offenbarung durch Worte und Thaten wirkt, wodurch wird er am meiſten und ſicherſten auf das Gefühl wirken? Durch Worte oder Thaten?““

„Gewiß

„Gewiß durch Thaten; denn in der That, in welcher Gefühl, Erkenntniß und Thatkraft mitwirkend eingehen, tritt der ganze Menſch in die Erſcheinung, und durch ſie wird auch der ganze Menſch ergriffen; in ihrer Anſchauung wird demnach das Gefühl ſicherer angeregt, als in dem Vernehmen von Worten, weil dort nicht, wie hier, der Verſtand die Hauptrolle ſpielt. — Sie haben mich zu einer höchſt wichtigen Entdeckung geführt, ſetzte Theodor hinzu: ich verſtehe nun mit einem Mal die Bedeutung der Wunder.“

Der Lehrer winkte ihn Beifall zu, und ermunterte ihm fortzufahren.

„Wunder werden in der Bibel Zeichen und Kräfte oder Krafthandlungen genannt: ſie ſind daher nicht bloß Gegenſtand der Verwunderung, ſondern Zeichen und Aeußerung der höheren Kraft, welche das Gemüth deſſen, der ſie verrichtet, erfüllt, und ihm das Uebergewicht und die Herrſchaft über die Kräfte der Natur gibt. In dieſer Herrſchaft ſpiegelt ſich die Freiheit des Geiſtes ab, welche das erſte und heiligſte Eigenthum der Vernunft iſt, die Kraft, wodurch ſie ſich über die ſie beſtreitende Sinnlichkeit erhebt, und die Herrſchaft der

Weis-

Weisheit und Tugend in ſich herſtellt. Wo nun der Geiſt in ſolchen Kraftäußerungen ſich kund thut, da vermuthet man einen höheren Grad von Weisheit und Tugend, man erkennt in dem Wunderthäter einen göttlichen Geſandten, und nimmt ſeine Lehre als göttliche Offenbarung.“

„Indeß werden Sie den Wunderbeweis nicht zu hoch ſtellen.““

„Wunder dienen bloß dazu, die Aufmerkſamkeit zu erregen, nicht aber können ſie die Wahrheit und Güte deſſen, was der Wunderthäter lehrt und thut, ſelbſt beweiſen. Auch beziehen ſie ſich bloß auf die Unkenntniß und Beſchränktheit der Menſchen, und können nicht auf jeder Stufe der Bildung ihre Wirkung thun. Dem Einen gilt als Wunder, was dem Andern als ganz gewöhnlich vorkommt. In unſrer Zeit würde ſich wahrſcheinlich die Geiſteskraft Jeſu auf eine andere Weiſe kund thun, als unter den damaligen Juden.“

„„Laſſen Sie mich aber doch hören, in welchem Sinne Sie Wunder annehmen, und was Sie ſich unter der Herrſchaft über die Kräfte der Natur denken.““

„Etwas die Geſetze der Natur aufhebendes und durchbrechendes kann ich mir durchaus

nicht

nicht darunter denken; und ich glaube, daß die meiſten Wundererzählungen von einer wunderſüchtigen Phantaſie entſtellt und ins Uebertriebene umgebildet ſind. Was Jeſu Zeitgenoſſen als Wunder anſtaunten, war nichts als das Werk eines höhern Wiſſens von ſeiner Seite, und eines ungewöhnlichen Vertrauens von der Seite derer, an welchen er Wunder that, oder die ſie mit anſahen."

„„Das iſt etwas keck geurtheilt, und ich weiß nicht, wie Sie es bei den Theologen verantworten wollen. Doch dieß mag dahin geſtellt ſeyn, und ich frage Sie nur, ob Sie die Geſetze der Natur ſo genau kennen, daß Sie von irgend einem der erzählten Wunder mit Sicherheit behaupten können, es ſtreite mit den Geſetzen der Natur. Nehmen Sie zum Beiſpiel das Wunder des Wandelns auf dem Meer: halten Sie es für ſchlechthin unmöglich, daß Jeſus dieſe körperliche Eigenſchaft, auf dem Waſſer, wie auf dem Lande, zu gehen, gehabt habe?""

„Allerdings; denn es ſtreitet dieſe Annahme mit dem Geſetz der Schwere, welches wir ganz genau kennen."

„„Aber ich habe Menſchen gekannt, welche, ohne ſchwimmen zu können, niemals im Waſ-

 ſer

ſer unterſanken, und wenn ſie ſich untertauch-ten, immer wieder von ſelbſt in die Höhe kamen.‟‟

Theodor ſtutzte, und der Lehrer fuhr fort: Wenn Sie es für möglich halten, daß in einem menſchlichen Gemüth die Wahrheit und Güte in vollkommener Reinheit hervorgetreten ſey, ſo müſſen Sie auch das Verhältniß eines ſolchen Menſchen zur äußern Natur und ſei-nen körperlichen Organismus anders, als bei gewöhnlichen Menſchen, denken. Doch darin vielleicht ein ander Mal mehr. Jetzt laſſen Sie uns wieder zurückkehren und uns noch mehr verſtändigen über die Art und Weiſe der Auffaſſung einer göttlichen Offenbarung als ſol-cher. Thaten, meinten wir, ſeyen am meiſten geeignet, den Glauben an den Urheber einer Offenbarung zu erwecken. Sie werden mir zu-geben, daß ſittliche Handlungen noch mehr dazu geeignet ſind, als Wunderthaten.

„Allerdings, ſittliche Handlungen beurkun-den unmittelbar die Reinheit des Gemüths; und weil Güte und Wahrheit innig verbun-den ſind, ſo beweiſen ſie zugleich auch für die Wahrheit der Lehre.‟

„„Laſſen Sie mich hinzuſetzen: ſittliche Handlungen in ihrer Geſammtheit machen den

perſön-

perſönlichen Charakter aus: mithin iſt die Perſönlichkeit des Mittlers einer Offenbarung die erſte und ſicherſte Gewähr des Offenbarungsglaubens. Das iſt ein äußerſt wichtiger Punkt, den heut zu Tage viele Theologen überſehen. Denken Sie, lieber Freund, weiter darüber nach, und Sie werden finden, daß der Glaube der Chriſten vorzüglich auf dieſer Grundlage ruht, und was noch von unſerer vorigen Unterredung aufzuhellen übrig bleibt, wird dadurch klar werden. Ich hoffe, wir ſetzen unſere Geſpräche über dieſen Gegenſtand bald weiter fort.“

Theodor dankte ihm hocherfreut über die ertheilte Belehrung, die ihm ſo viel Licht verſchafft hatte, und ging vergnügt hinweg.

Neuntes Kapitel.

Unter den vielen Bekannten, welche unſer Freund in der Hauptſtadt gewann, war auch ein ſonderbarer Menſch, der ſchon durch ſein Aeußeres auffiel, indem er einen langen Bart und ein Kleid nach altdeutſchen Schnitt trug. Wir wollen ihn Härtling nennen, weil er ſeine natürliche Härte und Rauhheit durch Bildung noch vermehrt hatte, und in Anſicht und Lebensweiſe durchaus das Harte und Rauhe ſuchte. Er hatte auf der Univerſität mancherlei Studien, beſonders das der Geſchichte getrieben, und ſich zuletzt dem Erziehungsfach gewidmet. Es ſchien, daß Peſtalozzi's Ideen über die Volkserziehung auf ihn ſehr viel Eindruck gemacht, doch hatte er einen eigenthümlichen Gang genommen und ſich neue Ideen geſchaffen. Die freie Anregung des Geiſtes durch Selbſtanſchauung und Selbſtdenken, und über=

überhaupt der Unterricht und die Geiſtesbil- dung, worauf Peſtallozzi das meiſte Ge- wicht legt, lag ihm weniger am Herzen: die Sitte, die Geſinnung und Lebensgewöhnung war es, worauf ihm bei der Volkserziehung alles anzukommen ſchien. Er liebte ſein Va- terland mit wahrhafter Begeiſterung und mit einer Einſeitigkeit, welche bisher unter den viel- ſeitigen und mit dem Ausland buhlenden Deut- ſchen unerhört geweſen war. Die Ausländerei und die ſittliche Erſchlaffung hielt er für die beiden gefährlichſten Feinde der deutſchen Wohl- fahrt und Größe, und glaubte, daß man ſie mit allen nur möglichen Waffen bekämpfen müſſe. Für die Erziehung der Jugend hatte er ſich, wie es ſchien, die Spartaner zum Mu- ſter genommen: Abhärtung des Geiſtes und Körpers, kriegeriſche Leibesübung, Entwöhnung von allen Bedürfniſſen des Luxus, und die Erweckung eines vaterländiſchen Gemeinſinnes, darin ſchien ihm die Aufgabe der wahren Er- ziehung zu liegen. Er hörte zugleich mit Theo- dor die Vorleſungen des oftcrwähnten Profeſ- ſors, und beide hatten ſich zuweilen über den Inhalt der gehörten Vorträge beſprochen; ſie traten einander näher und wurden mit ihren gegenſeitigen Verhältniſſen bekannt.

Als

Als Härtling hörte, daß Theodor den Beruf des Landpredigers aufgegeben, und dafür den Staatsdienſt gewählt hatte, gab er ihm lebhaft ſeine Mißbilligung zu erkennen.

Wenn Sie meine Gründe hören, ſagte Theodor, ſo werden Sie meinen Schritt gewiß rechtfertigen.

Das müſſen ſehr ſonderbare Gründe ſeyn, erwiederte Härtling, die Sie bewogen haben, dem edelſten Beruf zu entſagen.

„Es waren vorzüglich Gewiſſenszweifel, da mir die neuere Theologie den Glauben an die Offenbarung geraubt hatte. Die Ehrlichkeit ſchien mir zu fodern, ein Lehramt aufzugeben, das mit meiner Ueberzeugung zu ſtreiten ſchien.“

„„Die unglückſelige Zweifelſucht und Vielwiſſerei, die uns noch das ganze Leben zerſtören wird!““

„Sodann glaubte ich, daß mir der Staatsdienſt einen höheren und weiteren Wirkungskreis eröffne, als der Beruf des Landpredigers.“

„„Einen höheren wohl und weiteren, aber auch einen viel unſicherern und unfruchtbarern. Ihre Religionszweifel laſſe ich dahin geſtellt ſeyn, aber hierin haben Sie ganz Unrecht gehabt.

habt. Von oben kann uns das Heil nicht kommen, ſondern von unten, und nicht durch die Formen und den Buchſtaben des Geſetzes, ſondern durch den lebendigen Geiſt in thätiger Gemeinſchaft. Es wird heut zu Tage viel zu viel regiert; das ganze Leben iſt von Geſetzen, Verordnungen, Aufſicht, Controlle, Dreſſur umſtrickt; das Volk wird zur leidenden Unmündigkeit herabgewürdigt, am Gängelbande geführt, und bald dahin gebracht werden, daß es ſich auch in den kleinſten Angelegenheiten nicht mehr ſelber helfen kann. Und indem ihm alle Sorge für gemeinſame Angelegenheiten abgenommen und nichts gelaſſen iſt, als die Beiſteuer für die Erhaltung der Staatsmaſchine: ſo iſt die natürliche Folge, daß jeder Einzelne nur für ſich ſelber ſorgt, und die ſchnödeſte Eigenſucht alle Bande löſt. Ein jeder ſucht nur, wie er ſeinen eigenen Vortheil rette, der Beitrag zu dem Staatshaushalt wird als eine Laſt betrachtet, der ſich jeder, ſo gut er kann, zu entziehen ſucht; und ſelbſt der Staatsdienſt wird nur geſucht um der Verſorgung willen, höchſtens aus Eitelkeit und Ehrſucht.““

„Davon dürfen Sie mich freiſprechen; Eigennutz iſt die Triebfeder meines Entſchluſſes nicht geweſen.“

„Das

„„Das glaube ich gern; aber geſtehen Sie aufrichtig, hat Sie nicht der Glanz der höheren Verhältniſſe gelockt, und Ihnen den unſcheinbaren Stand des Landpredigers in Schatten geſtellt?““

Theodor fühlte ſich etwas dadurch getroffen, denn ihn hatte der Glanz der Verhältniſſe und der Lebensweiſe des Landeckiſchen Hauſes, durch welchen der Reiz Thereſens erhöhet wurde, gelockt; doch konnte er mit Aufrichtigkeit gegen ſeinen Freund verſichern, daß die Ehrſucht ihn ſo wenig, wie der Eigennutz, beſtimmt habe.

Härtling erwiederte: So hat Sie doch dieſelbe kalte Verſtändigkeit, die Sie dem Glauben der Kirche entwandte, in eine Region geführt, wo nur der Verſtand, die Klügelei, die Willkühr, die todte Förmlichkeit herrſcht. Was wollen Sie hier mit Ihrem treuen Sinn für Wahrheit, mit Ihrer Begeiſterung? Hier iſt der Beſte nur ein Glied der großen Kette; und iſt er hinauf an die Spitze gelangt, ſo iſt er auf dem langen Wege dahin ſo ganz abgemattet und entgeiſtet, daß er nichts thun kann, als die Maſchine in ihrem Gange fortgehen laſſen.

„Sie haben nur zu ſehr Recht; meine

kurze

kurze Erfahrung beſtätigt leider, was Sie ſagen.“

„„Lebendige Gemeinſchaft, nicht Theorie und Formenweſen erhält und erweckt Leben, Kraft und That. Und Gemeinſchaft beſteht nur da, wo der Einzelne perſönlich wirken, dem eigenen Herzen folgen kann, das von Liebe und Begeiſterung für das Gemeinſame erfüllt iſt. Allerdings ſollte auch die Beamtenwelt vom Geiſt der Gemeinſchaft durchdrungen ſeyn, und könnte es; aber ſie iſt zu ſehr und wird immer mehr dem Volksleben abgewandt, und der Kaſtengeiſt nimmt überhand; auch ertödtet den Geiſt der Gemeinſchaft der von Frankreich her eingedrungene Mechanismus des Geſchäfts, in welchem alle freie Eigenthümlichkeit verloren geht.“““

„Gemeinſchaft! mit dieſem Worte wecken Sie Vieles in meiner Seele. Erklären Sie ſich darüber näher, was Sie darunter verſtehen.“

„„Ich verſtehe darunter eine Art von geiſtigem Organismus. So wie der körperliche Organismus alle einzelnen Organe, alle einzelnen Lebensregungen und Thätigkeiten, in einen geſchloſſenen Kreislauf, aus welchem nichts heraus ſtreben kann, bindet, und zum gemeinſamen

Lebens-

Lebenszweck hinlenkt: ſo müſſen auch die Menſchen, die für Einen Zweck, zum Beiſpiel für den Staatszweck, leben, ſich in einen Kreis zuſammenſchließen, in welchem ſich alle verſchiedenen Beſtrebungen und Thätigkeiten zum gemeinſchaftlichen Zwecke in einander fügen, ohne ſich zu ſtören und zu vernichten. Der Bauer, der Bürger, der Gelehrte und Künſtler müſſen, was ſie ſchaffen und hervorbringen, in einem und demſelben Sinne als Beiſteuer zum allgemeinen Leben darbringen, ihren eigenen Nutzen dem allgemeinen aufopfern oder doch unterordnen; und ſo wie Hand und Fuß und Auge ſich untereinander und dem gemeinſamen Leben dienen, ſo müſſen auch alle Stände ſich gegenſeitig ſtützen und heben zum allgemeinen Beſten.""

„Alſo Liebe, Begeiſterung für das Vaterland, Uneigennützigkeit, Selbſtaufopferung iſt die Seele des Gemeingeiſtes."

„„Sie haben den richtigen Ausdruck gebraucht, das iſt die Seele des Gemeingeiſtes, aber er bedarf auch gleichſam eines Leibes. Der Lebensgeiſt, welcher den Organismus durchſtrömt, bedarf einer bindenden Form, er bedarf der Adern und Gefäße, um ſich im Kreislaufe zu bewegen. Und ſo bedarf auch

der

der Gemeingeiſt einer Form, in welcher ſich die Liebe, die gute Geſinnung bewegen kann. Das Gefühl und die Geſinnung allein, und wären Alle auf die gleiche Weiſe davon erfüllt und bewegt, macht noch keinen Gemeingeiſt; denn die Aeußerung würde bei Verſchiedenen verſchieden ſeyn. Die Vorſtellungen von dem gemeinſamen Zweck können bei denjenigen, deren Herz auf dieſelbe Weiſe dafür ſchlägt, verſchieden ſeyn, je nachdem ihr Verſtand ausgebildet iſt; und wenigſtens werden ſich nicht viele über die Art und Weiſe, wie dieſer Zweck zu erreichen ſey, vereinigen, wenn ſie allein ihrem Verſtande und ihrem eigenen Ermeſſen folgen.""

„Sie meinen alſo, das Gefühl vereinige, der Verſtand aber trenne die Menſchen. Ich finde dieß ſehr wahr in Beziehung auf die Religion, die ſo oft durch den Streit der Meinungen entweiht worden iſt."

„„Nicht allein der Verſtand trennt, ſondern auch die Gewohnheit. Setzen Sie den Fall, daß in einem Staate die Regierungsform verändert ſey: wenn nun auch die neue Regierung von demſelben Geiſt der Weisheit und Gerechtigkeit, wie die vorige, erfüllt iſt, ſo werden ihren Maaßregeln doch die Anhänger der letztern widerſtreben, und das Staatsleben

wird

wird geſtört ſeyn. Verſtand, Gewohnheit und Sitte erbauen den Leib, die Form des Gemeingeiſtes, welche feſt und ſicher gegründet ſeyn muß; der freie, immer neue Geiſt der Liebe aber wird dieſe Form beſeelen, und ſie vor Erſtarrung bewahren.““

„Worin beſteht nun nach Ihrer Meinung dieſe Form des Gemeingeiſtes?“

„„Zuerſt in Meinungen. Ueber gewiſſe Dinge müſſen Alle einverſtanden ſeyn, zum Beiſpiel über die Begriffe von Ehre. Wo die Meinungen ſchwanken, da ſchwankt auch der Wille.““

„Wie? Meinungen zählen Sie zum Gemeingeiſt? Wird dieß nicht der Freiheit und Eigenthümlichkeit der Bildung ſchaden?“

„„Ich rede nur von ſolchen Meinungen, in welchen ſich eine Lebensanſicht und ein Gefühl ausſpricht, die ſich an Sitten knüpfen.““

„Zählen Sie dahin auch Religionsmeinungen?“

„„Allerdings, inſofern ſie das Weſentliche betreffen. Ohne die Meinung, z. B. daß Chriſtus Gottes Sohn ſey, wird keine kirchliche Gemeinſchaft beſtehen können.““

Theodor war durch dieſe Aeußerung ſehr betroffen; er ließ es ſich aber nicht merken,

und

und ſagte: „Das nenne ich keine Meinung, ſondern Glauben.“

„„Wie Sie wollen, verſetzte Härtling, aber immer iſt es eine beſtimmte Vorſtellung, an die ſich ein religiöſes Gefühl knüpft, die aber mit dieſem ſelbſt nicht ſchlechthin zuſammenfällt. Denn man kann Chriſtum eben ſo verehren, wie diejenigen, die ihn Gottes Sohn nennen, und vielleicht noch mehr, ohne daß man ſeine Hohheit und Vollkommenheit mit dieſem Worte bezeichnet. — Außer Meinungen ſind es vorzüglich Sitten und Verfaſſungen, welche die Form des Gemeingeiſtes bilden, zum Beiſpiel Zunft- und Gemeindeverfaſſungen, deren Werth in der jüngſt verfloſſenen Zeit, wie ſo vieles andere Gute, verkannt worden iſt.““

Theodor verſtand Härtlings Meinung, in Anſehung der letztern Punkte, vollkommen, und war ſo ſehr mit neuen Ideen geſchwängert, daß er nicht Luſt hatte, das Geſpräch weiter fortzuſetzen.

Zehn-

Zehntes Kapitel.

Das letztere Geſpräch griff in dem Gedankengange Theodors ſo beſtimmt in das vorige mit dem Profeſſor ein, daß es ihm als eine Fortſetzung deſſelben gelten konnte. Die perſönliche Würde des Mittlers und kirchliche Gemeinſchaft waren die verknüpfenden Gedanken, und aus dieſen entwickelte ſich in Theodors Geiſt eine ganz neue Gedankenreihe, welche ungefähr folgender Maaßen zuſammenhing.

Die perſönliche Vollkommenheit und Geiſtesüberlegenheit des Mittlers iſt durch den Eindruck, den ſie auf die Gemüther der Menſchen macht, der Grund des Glaubens an die Offenbarung, und die Urſache der Entſtehung einer religiöſen Gemeinſchaft, in der ſich alle, die dieſen Glauben theilen, in dem gleichen Gefühl zuſammenſchließen, und ihren Glauben und ihre Begeiſterung weiter verbreiten. Theo-

dor

dor bezog hieher jene Stelle, wo Chriſtus zu Petrus, der ihn ſo eben als Gottes Sohn erkannt hatte, ſagt: du heißeſt Petrus (Fels), und auf dieſem Felſen will ich bauen meine Gemeinde. Um dieſen Mittelpunkt des Glaubens an Chriſtum verſammelten ſich die Apoſtel und erſten Chriſten, und an ſie reiheten ſich die folgenden alle; die Kirche Chriſti verbreitete ſich immer weiter, und wuchs und erhielt ſich bis auf unſere Zeiten. Nur als Gemeinſchaft iſt ſie entſtanden und beſteht ſie fort; ihr inneres Band, ihre Seele, iſt die Wahrheit und Liebe, ihr äußeres oder ihr Leib iſt das Bekenntniß des Namens Chriſti, die geſchichtliche Ueberlieferung von ſeinem Leben und Tod, und die Feier der Sacramente. Unſer Freund dachte hiebei an die Brüdergemeinde, mit welcher er früherhin eine flüchtige Bekanntſchaft gemacht hatte, und indem er damit die Zerſpaltung der großen evangeliſchen Kirche und ſeine eigene Abtrünnigkeit verglich, ſeufzte er: Ach! ſo eng verbunden ſollte die ganze chriſtliche Kirche ſeyn, dann erſt würde ſie ihren Namen verdienen.

Er theilte ſeine neuen Gedanken dem Profeſſor A. mit, der ſie billigte, indem er hinzuſetzte:

zuſetzte: Dieſer Sinn der Gemeinſchaft, welcher allen Chriſten angeboren und anerzogen ſeyn ſollte, wenn ſie wahre Chriſten ſeyn wollen, und der durch die ganze Lebensgewohnheit befeſtigt wird, fügt zu dem Glauben an die Wahrheit des Chriſtenthums ein gewiſſes Vorurtheil der Partheilichkeit hinzu, welches den Zweifel abwehrt, oder doch wenigſtens nicht mächtig werden läßt, und die äußere Schutzwehr des Glaubens wird. Wir können dieſes Vorurtheil den Autoritätsglauben nennen. Ohne Autoritätsglauben gibt es für den Menſchen keine Erziehung und keinen Unterricht; das Kind muß dem Vater auch da glauben, wo es ihn nicht verſteht, noch auch im Gefühl ihm beiſtimmt. Der Schüler wird oft auf die Worte des Lehrers ſchwören müſſen, bis er ihm ſelbſtſtändig nachdenkt, und ihn ganz verſteht. Dieſen Autoritätsglauben haben die Alten viel höher angeſchlagen, als wir, die ihn faſt aufgegeben haben, worin wir eben ſo ſehr Unrecht haben, als ſie. Er ſoll nichts als eine Einleitung und eine Stütze ſeyn für den wahren innern lebendigen Glauben, dieſer aber wird ohne ihn leicht die Beute des Zweifels werden. Die Neuerer und Zweifler unter uns ſind darum in die Irre gegangen, weil ſie

das

das Vorurtheil für die Kirche, den kirchlichen Gemeinſinn, nicht hatten.

Nun, fuhr der Lehrer fort, können wir ganz das Verhältniß der Vernunft zum Offenbarungsglauben überſehen. Es iſt ein Akt der Vernunft, nämlich des urſprünglichen Gefühls, eine gegebene Offenbarung anzuerkennen, in welcher die Vollendung der Vernunft von Seiten der Wahrheit und Güte erſcheint, ſo daß ſich gleichſam die Vernunft ſelbſt wieder darin erkennt. Dieſe Vernunftthätigkeit wird aber vorbereitet und gelenkt durch einen geſchichtlich entſtandenen und fortgepflanzten Gemeinſinn oder Partheigeiſt. Hierbei findet nun noch keine freibewußte reflectirende Prüfung Statt, ſondern Alles ruht noch auf Gefühl und Angewöhnung. Aber der Verſtand ſoll nicht davon ausgeſchloſſen ſeyn.

Das Verhältniß des Verſtandes, fiel Theodor ein, erlauben Sie mir nach meiner Einſicht zu beſtimmen, damit ich ſehe, ob ich Recht habe. Der Verſtand wird zwar frei vergleichen und prüfen dürfen, um die allgemeine Vernünftigkeit des chriſtlichen Glaubens ins Licht zu ſetzen; aber das kirchliche Vorurtheil wird ihm als Wächter zur Seite treten, nicht

 um

um ſeine Freiheit einzuſchränken, ſondern nur um an das religiöſe Gefühl zu erinnern, damit dieſes nicht von der Zweifelſucht verletzt und unterdrückt werde. Es leiſtet dem Chriſten denſelben Dienſt, welchen die gute Sitte dem wohlerzogenen erwachſenen Kinde leiſtet, welches die Befehle des Vaters wohl beurtheilen und prüfen, aber in dieſer Prüfung nie die ſchuldige Ehrerbietung und den Gehorſam aus den Augen ſetzen ſoll.

Sie haben aus meiner Seele geſprochen, ſagte der Lehrer: Das iſt der Unterſchied der theologiſchen Wiſſenſchaft von der freien philoſophiſchen, daß jene von einem beſtimmten Gefühl und einer unwandelbaren Vorausſetzung ausgeht beim Erforſchen der Wahrheit, dieſe hingegen frei und unabhängig die Bahn des Forſchens betritt, und ſie, wohin ſie führen mag, verfolgt. Unſere heutigen Theologen haben nur zu oft widerrechtlich den Standpunkt der Philoſophie zu dem ihrigen gemacht, und den Zweifel in das Gebiet der Theologie eingeführt.

Unſer Freund war über die gewonnenen Verſtändigungen ſehr erfreut, und ſein ganzes Weſen ſchien einen höheren Schwung erhalten zu haben. Es war ihm, als wäre er mit der

Welt

Welt entzweit geweſen, und nun wieder ausgeſöhnt. In ſolchen Stimmungen ſucht der Menſch gern ein befreundetes Gemüth, und Theodor ging zu Thereſen, nicht um ihr ſeine neugewonnenen philoſophiſchen Einſichten mitzutheilen, wovon ſie nichts verſtehen konnte, ſondern um eine heitere Stunde bei ihr zuzubringen.

Thereſe ſtand am Fenſter, und ſah der Wachparade zu, welche eben vor dem Fenſter vorüberzog. Unſer Freund hatte ſchon längſt zu ſeinem Befremden die Bemerkung gemacht, daß das lebhafte Mädchen bei ihrem reichen Geiſt und bei den mancherlei Mitteln, die ihr zur gehaltvolleren Unterhaltung zu Gebote ſtanden, eine unüberwindliche Neugierde und Schauluſt hatte, und das Rauſchende und Blendende gar zu leicht dem ſtill Anziehenden vorzog. Dahin gehörte auch, daß ſie auf dem Theater lieber Spectakelſtücke, Opern und Ballete, als die edleren und einfachern Stücke ſah, ob es ihr gleich für die letzteren nicht an Empfänglichkeit fehlte, und ſie keiner der Frauen ihres Kreiſes in feiner Beurtheilungsgabe nachſtand. Eben ſo liebte ſie die leichte unbedeutende Unterhaltung der alltäglichen Romane, die ſie

kaum geleſen, wieder vergaß, und, ohne einen Eindruck davon hinwegzunehmen, zurücklegte.

Indem Theodor die Geliebte begrüßte, that er einen Blick durch das Fenſter, und ſah Narciſſen unter den zur Wache aufgezogenen Offiziers. Dieſer Thereſen umgaukelnde Schmetterling hatte ſchon früher die Eiferſucht Theodors rege gemacht: nicht, als ob er ernſtlich etwas von ihm gefürchtet, und Thereſens Treue in Zweifel gezogen hätte; aber es ſchien ihm die Aufmerkſamkeit dieſes Menſchen der Eitelkeit ſeiner Geliebten zu ſchmeicheln, und dieß hielt er für nicht ganz gleichgültig. Er hatte die ſtrengſten Begriffe von weiblicher Tugend, und die Eitelkeit ſchien ihm ein feiner Roſt zu ſeyn, welcher den Glanz derſelben bleichte. Er kleidete ſeinen Argwohn in einen leichten Scherz ein, den ſie eben ſo ſcherzhaft erwiederte.

In dieſem Augenblick trat die Gräfin O. herein, eine der ſchönſten Frauen der Hauptſtadt, welche, mit einem ältlichen Gemahl verbunden, von allen jungen Gecken umſchwärmt wurde; deren Ruf zwar noch unangetaſtet war, die ſich aber doch in jener feinen Buhlerei gefiel, welche man Coquetterie zu nennen pflegt. Theodor ſah ſie oft im Landeckiſchen Hauſe, und ihre großen ſchwarzen Augen waren oft

den ſeinen begegnet, ohne daß er darauf geachtet hatte. Die Unterhaltung wurde jetzt bald ſehr lebhaft, die Gräfin ſchien allen Zauber ihres Witzes und ihrer Anmuth entfalten zu wollen, um Theodors Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehen, und Thereſe ſchien mit ihr zu wetteifern, indem ſie den Vortheil zu Hülfe rief, den ſie als Verlobte hatte, vertraulich mit ihm zu ſcherzen. Theodor mußte ſich zuſammennehmen, um nicht verlegen zu werden, aber eines unheimlichen Gefühls, das ſich ſeiner bemächtigte, wurde er nicht ganz Herr.

Als die Gräfin weggegangen war, ſagte Thereſe: Sehen Sie, mein Lieber, die Gräfin findet an Ihnen Gefallen, und möchte Ihre Aufmerkſamkeit auf ſich ziehen, und ich bin doch nicht eiferſüchtig; vielmehr macht es mir Vergnügen, ihr zu zeigen, daß ich ſie nicht fürchte. So ſollten Sie es auch mit Narciſſen machen. Es erhöht das Glück der Liebe, mit einer, wenn auch erträumten Gefahr um des Geliebten Beſitz zu kämpfen, und ihn ſich immer von neuem zu erwerben. Das ruhige Gefühl der Sicherheit macht träge und ſchläfrig, und ſtumpft den Genuß ab.

Aber, liebſte Thereſe, antwortete Theodor mit innigem, beinahe ſchmerzhaftem Gefühl,

das

das iſt ja nur ein leeres Spiel der Eitelkeit: wenn die Herzen ſich gefunden haben, wozu ſoll ein ſolches Spiegelgefecht? Der ruhige Beſitz ſchläfert nicht ein, ſondern, indem die gleichgeſtimmten Herzen ſich immer inniger vermählen, und ſich durch den Austauſch ihrer Gefühle bereichern, wächſt und ſteigert ſich die Seligkeit der Liebe. Das Leben iſt unerſchöpflich reich und mannichfaltig, und indem die Liebenden den Bund für das Leben geſchloſſen haben und das Leben theilen, ſtrömt ihnen eine unverſiegbare Fülle von Nahrung für ihre Liebe zu. Ich begreife nicht, wie Sie mit der Gräfin, deren ſtrafbare Abſicht Sie erkennen, noch Umgang pflegen können.

Ei, wie ernſthaft ſind Sie, lieber Theodor, ſagte Thereſe; wenn ich nun auch dieſe Dinge ſo ſchwer nähme, wie Sie, ſo würden wir uns am Ende ganz auf uns allein zurückziehen und uns langweilen und quälen. Laſſen Sie mir meinen leichten Sinn, er wird ſich zu Ihrer Schwermuth nicht übel ſchicken. Oder könnten Sie an meiner Liebe zweifeln?

Theodors Unmuth wich ihren Liebkoſungen, und in heiterer inniger Vertraulichkeit brachten die Liebenden den Reſt des Vormittags miteinander zu.

Eilf-

Eilftes Kapitel.

Unſer Freund hatte Thereſen nie wahrhaft geliebt, ſo lebhaft er auch für ſie fühlte. Sein tiefes Gemüth konnte wohl von ihrem zarten, leichtbeweglichen Weſen, von ihrer feinen Geiſtesbildung und der Anmuth ihrer reizenden Geſtalt angezogen, aber nicht befriedigt und gefeſſelt werden. Er hatte ſie zu einer Zeit kennen gelernt, wo ſein lebhafter vordringender Geiſt, von dem erſten Schimmer der Wiſſenſchaft erweckt, eine Anſicht des Lebens ergriff, welche ſeinem beſſern Selbſt nicht zuſagte und ihn gleichſam aus ſich ſelbſt herauszog. Er war damals dem leicht Begreiflichen, ſich klar Ausſprechenden, Oberflächlichen zugethan; in dieſer Richtung gab er den alten frommen gediegenen Glauben für eine neue luſtige Lehre hin, die ihn blendete, aber nicht befriedigte, und vertauſchte den ſtillen heiligen Beruf

Beruf des Geiſtlichen mit der glänzenden Lauf- bahn des Staatsdieners, die ihm einen ſeiner Anſicht entſprechenden Wirkungskreis verhieß. Natürlich, daß als er in dieſer Stimmung Thereſen ſah, ſein der Tiefe der menſchlichen Natur abgewandter Geiſt der Klarheit und Leichtigkeit ihres Verſtandes und Witzes, und ſein gefühlvolles, aber andachtloſes Gemüth der lebhaften Oberflächlichkeit ihres Gefühls ſich ſchnell zuwandte. Thereſe hatte ihre volle Bildung erreicht, und war keiner Entwickelung weiter fähig; was in ihrer Natur lag, war aufgeblüht und alles Licht ihres Geiſtes ſpielte in ſchimmernden Farben an der Oberfläche: Theodor hingegen hatte kaum die erſte Stufe der männlichen Bildung erſtiegen, und es lag unendlich mehr in ihm, als er ſelber ahnte. In dem Grade nun, als ſein reicher tiefer Geiſt ſich entwickelte, ſeine Lebensanſicht um- faſſender wurde, und ſein Ernſt und ſeine In- nigkeit die Flachheit und Leere der bisherigen Bildung verdrängte: mußte der Abſtand zwi- ſchen ihm und Thereſen fühlbar werden.

Außerdem waren die Verhältniſſe, in wel- chen ſich die Liebenden befanden, für die Dauer ihrer Verbindung nichts weniger als günſtig,

und

und wurden bald noch ungünſtiger. Der geſellige Zirkel des Landeckiſchen Hauſes, der unſern Freund anfangs ſo ſehr angezogen hatte, fing nach und nach an, ihn abzuſtoßen. Die Männer, deren Einſichten und Geſinnungen er ſonſt bewundert hatte, waren ihm ihren Verhältniſſen und ihrer Handlungsweiſe nach näher bekannt worden; manche hatte er ſelbſt in Geſchäften kennen gelernt, und gefunden, daß ſie beſſer dachten und ſprachen, als ſie handelten. Sie erlaubten ſich in der Geſellſchaft freie Urtheile über die Maaßregeln der Regierung; und wenn es dazu kam, daß ſie handeln ſollten, um das Beſſere durchzuſetzen, ſo ſchwiegen ſie und gaben furchtſam nach. Uebrigens hatte Theodor ſeit der Zeit, daß er ins Landeckiſche Haus gekommen, an Einſichten ſehr gewonnen, und fand nicht ſelten, daß die Anſichten der früherhin angeſtaunten Männer unreif und oberflächlich waren, daß ſie aus flüchtiger Leſung oder aus Geſprächen einige Gedanken aufgegriffen, die ſie mit Gewandtheit zu handhaben und mit Leichtigkeit vorzutragen wußten. Der Unterhaltung in der Geſellſchaft fehlte es nicht an Lebhaftigkeit und Mannichfaltigkeit; aber nachdem der Reiz der Neuheit verſchwunden war, verbarg ſich die Nüchternheit und Flachheit nicht mehr, und der Leicht-

ſinn

ſinn und die Kälte verletzte Theodors Gemüth.

Nun trat ein Umſtand ein, der für Theodoren eine empfindliche Kränkung mit ſich brachte. Es war eine höhere Stelle erledigt worden, auf die er Anſpruch machen konnte, und die ihn in Stand geſetzt haben würde, ſeine Verbindung mit Thereſen zu vollziehen. Er erhielt ſie nicht, und ein jüngerer Mitbewerber verdrängte ihn. Unſer Freund hatte darüber eine unangenehme Unterredung mit dem alten Landeck. Dieſer eröffnete ihm, daß zwar ſein Mitbewerber zunächſt durch die Fürſprache eines vielvermögenden Verwandten den Sieg davon getragen habe, daß aber der Hauptgrund ſeiner Zurückſetzung in dem Mißtrauen liege, welches der Miniſter gegen ihn gefaßt habe, indem er ihn für einen unruhigen Kopf halte. Man habe bemerkt, daß er unreife unausführbare Ideen in das Geſchäft tragen wolle, und ſich nicht in die Umſtände zu fügen wiſſe. Der Alte ermahnte ſeinen künftigen Schwiegerſohn, auf ſeiner Hut zu ſeyn, und nicht aus ſeinem Kreiſe herauszutreten, indem er zugleich den Wunſch äußerte, daß er ſeine Zeit nicht auf Studien wenden möge, die ihn eher vom Ziele abführen, als zu ſeiner Ausbildung als Geſchäfts=

ſchäftsmann beitragen könnten. Laſſen Sie beſonders, ſetzte er hinzu, den Beſuch der Vorleſungen des Profeſſors A. ſeyn, den ich für einen verwirrten Kopf halte, und der auch oben nicht gut angeſchrieben iſt.

Theodor vertheidigte ſeinen Lehrer, und wollte ſich nicht dazu verſtehen, das Studium der Philoſophie aufzugeben. Sie iſt, ſagte er, zu allem nütze, und verſtändigt über alle Verhältniſſe des Lebens. Kann man der Weisheit für die höchſte Kunſt, die Kunſt des Regierens, entbehren? Iſt nicht der Weiſe der wahre König?

Vielleicht in einer platoniſchen Republik, antwortete der Alte, aber wir bedürfen der Erfahrung und Uebung.

Theodor ſuchte ihn durch das Verſprechen zu beruhigen, daß er ſich neben der Weisheit auch der Erfahrung und Uebung befleißigen wolle, und berief ſich auf das Lob ſeines Vorgeſetzten, der mit ſeinem Fleiß und ſeiner Pünktlichkeit zufrieden ſey. Dann drang er in ihn, in die Vollziehung ſeiner Verbindung mit Thereſen zu willigen, und beſchwor ihn, ſein Glück nicht länger wegen eines Vorurtheils zu verzögern. Aber der Alte blieb feſt auf ſeinem

Sinne,

Sinne, und ließ ſich durch keine Bitten und Vorſtellungen wankend machen.

Thereſens Betragen gegen ihren Geliebten ſchien nach dieſem Vorfall etwas verändert zu ſeyn. Theodor verdoppelte ſeine Zärtlichkeit gegen ſie, um das Unrecht wieder gut zu machen, das er, wenn auch unſchuldig, gegen ſie hatte; ſie aber ſchien eher gegen ihn kalt zu werden, und verhehlte ihm nicht, daß ihr dieſer Schlag ſehr empfindlich ſey. Sie kleidete zwar ihren Verdruß in die Geſtalt des uneigennützigen Mitleids für den gekränkten Theodor; aber dieſes Meidleid hatte für ihn eher etwas Niederſchlagendes, als Aufrichtendes. Er ſtellte ihr vor, daß dieſer Vorfall allein dadurch unangenehm ſey, daß er der Vollziehung ſeiner Verbindung mit ihr in den Weg trete; eigentlich aber thue dieß nur das Vorurtheil des Vaters: er wolle ſich dieſem Vorurtheil ehrerbietig und geduldig unterwerfen, aber Thereſe ſolle ihm mit ihrem leichten Sinn die Entſagung tragen helfen. Das Leben, ſetzte er hinzu, für das wir den ewigen Bund geſchloſſen haben, kann uns noch ſchlimmeres auflegen, als dieſe kleine Verzögerung, die übrigens den glücklichen Brautſtand verlängert:

ſollen

ſollen wir gleich in der erſten Prüfung ſchlecht beſtehen? Thereſe ſuchte ihn zwar zu beruhigen, und verſprach das Beſte; aber unſerm Freunde entging es nicht, daß es ihr an der Federkraft des Geiſtes fehlte, durch welche ſich der Menſch über das Unglück erhebt, und in ihm größer wird, als im Glück.

Zu Theodors Verdruß wurde nunmehr Narciß in ſeinen Bemühungen um Thereſen kühner, und ſie that nichts, ihn in ſeine Schranken zurückzuweiſen. Der Eiferſüchtige fand mit ſeinen Warnungen und Bitten keinen Eingang, denn Thereſe entwaffnete ihn immer durch leichten Spott, und nahm ſeinen Ernſt für Scherz. Wurde er aber empfindlich, ſo wußte ſie ihn ſogleich wieder auf die anmuthigſte Weiſe zu begütigen. Indeß war ein Schatten des Mißtrauens und des Zwieſpalts zwiſchen die Liebenden geworfen, und ſo oft er auch verſcheucht wurde, ſo kehrte er doch immer wieder.

Zum Verdruß gab auch Thereſens Liebe zum Tanz Veranlaſſung. Sie tanzte ſehr ſchön; ihre ſchlanke leichte Geſtalt, die Anmuth, die ſie nie verließ und ſich in dem Rhythmus der Bewegung erhöhete, und die liebliche Hei-

terkeit, welche ihr Geſicht belebte, machte ſie zu einer entzückenden Erſcheinung. Theodor ſah ſie gern tanzen, und tanzte ſelbſt gern mit ihr, da er ebenfalls einer der beſten Tänzer war. Aber ſchon längſt hatte er ſie zur Mäßigung ermahnt, indem ihm die heftige und anhaltende Bewegung für ihre zarte Geſundheit nachtheilig ſchien. Bald verlor er auch den Geſchmack am Tanz, und glaubte zu finden, daß er unſittlich ſey. Iſt nicht, dachte er, jeder dieſer Tänze, ſey es Walzer, Menuet, Quadrille oder Ecoſſaiſe eine Allegorie der Geſchlechtsliebe? Athmet nicht jede Weiſe, jeder Rhythmus, jede Figur die weichlichſte, wollüſtigſte Empfindung? Es kann nicht gut ſeyn, daß die Jugend, beiderlei Geſchlechts, in dieſer erhöheten ſinnlichen Stimmung ſich einander nahe kommt, daß der Jüngling das Mädchen umſchlingt, daß ihre Hände ſich berühren, und ihre Blicke ſich ſo nahe begegnen. Je künſtlicher und reicher an Rhythmus und Figur der Tanz iſt, deſto edler und reiner iſt er, weil dann die Aufmerkſamkeit auf die Bewegung ſelbſt gerichtet, und die Luſt durch die Kunſt verklärt wird. An ſich iſt die Idee, daß die Jugend ſich der Kraft und Luſt des friſchen Lebens in künſtleriſcher Darſtellung

 freut,

freut, nicht ganz zu verachten; aber die Kunſt ſollte eben mehr als die rohe Luſt darin walten, und der Geiſt dieſer Ergötzungen ſollte ein reinerer und edlerer ſeyn, als der der Galanterie: die verſchiedenen Geſchlechter ſollten mehr fern von einander gehalten werden, und das ſich Paaren, ſich Suchen und Finden, ſich Verlaſſen und Wiederfinden, nicht das ewige Thema ſeyn. Die Liebe, meinte er, ſey durchaus dem Oeffentlichen fremd und tauge nicht einmal zum Gegenſtand der geſelligen Unterhaltung; ſie gehöre der Einſamkeit, der Vertraulichkeit, dem häuslichen Leben. Er fand, daß hier, wie überall, Eitelkeit, Weichlichkeit und Genußſucht unſer Leben vergifte, und daß der Vergnügung, wie dem Ernſte, eine höhere Weihe fehle.

Theodor theilte einmal darüber ſeine Gedanken Härtlingen mit, der ſie nicht nur billigte, ſondern noch viel weiter ging, und bloß kriegeriſche und feſtliche Tänze zulaſſen wollte. Seiner Meinung nach ſollten die verſchiedenen Geſchlechter ſich in Tänzen nie vereinigen; die Jünglinge ſollten bei vaterländiſchen Feſten kriegeriſche Tänze aufführen, und die Mädchen dürften ſich entweder gar nicht in öffentlichen

Tänzen zeigen, oder es müßte bei ähnlichen Gelegenheiten, zur Feier fröhlicher Feſte, wie das Erntefeſt, das Roſenfeſt und dergl., geſchehen, und zwar immer in einem ſittlich geiſtigen Sinne. Die Tänze, ſagte er, waren bei den alten Völkern durchaus heilig, und gewöhnlich Sache der Prieſter; nur in den verderbten Zeiten der Griechen und Römer ſahen die Schwelger bei Gaſtmählern üppige mimiſche Tänze. In der Galanterie des Mittelalters, welche damals ein gutes Zähmungsmittel für die rohe Kraft der Männer war, haben unſere heutige Tänze, eine Erfindung der leichtfertigen Franzoſen, ihren Urſprung. Da die rohe Kraft einer alles erſchlaffenden Weichlichkeit gewichen iſt, und unſere Jugend ſonſt faſt gar keine Stärkungsmittel findet: ſo ſind dieſe Tänze jetzt für uns als ein wahres Gift zu betrachten. Es iſt ſchlimm, daß die chriſtliche Religion vermöge ihrer ſtrengen Heiligkeit ſich faſt ganz in das geiſtige Gebiet zurückgezogen, und den Einfluß der Religion auf die niedern Verhältniſſe des Lebens aufgegeben hat; nun herrſcht, von nichts mehr gezügelt, die rohe Luſt des Lebens, und der höchſten geiſtigſten Andacht ſteht die frevelnde Ueppigkeit frech gegen über. Was die Religion bei uns nicht

mehr thun kann, muß von nun an das öffent=
liche vaterländiſche Leben thun.

Theodor fand dieſes Urtheil zu ſchneidend,
indeſſen beſtärkte es ihn doch in ſeiner Abnei=
gung gegen die gewöhnlichen Tänze. Unter
allen war ihm der Walzer am meiſten zu=
wider, weil er darin die roheſte Allegorie der
Liebe ſah. Die Quadrille nach ächt franzöſi=
ſcher Weiſe und die Menuet zog er allen an=
dern vor, weil darin am meiſten Kunſt und
Anmuth iſt. Aber dieſe Tänze kamen wenig
vor, weil nur Wenige die dazu gehörige Ge=
ſchicklichkeit beſaßen.

Mit Behutſamkeit ließ er nach und nach
Thereſen ſeinen veränderten Geſchmack merken,
und warf von Zeit zu Zeit ſeine Gedanken
darüber hin, die ſie aber weder faßte noch
achtete. Ich denke und fühle nichts beim
Tanz, ſagte ſie, als die fröhliche Luſt der Be=
wegung, und ohne Unterſchied iſt mir der
leichteſte und gewandteſte Tänzer der liebſte.
Nur wenn ich mit Ihnen tanze, ſagte ſie
ſchmeichleriſch zu Theodor, ſo ſehe ich noch
mehr als den geſchickten Tänzer. Theodor hatte
gleich anfangs keinen Walzer als nur mit The=
reſen getanzt, er hatte ihr dieß bemerklich ge=
macht, und im Stillen gehofft, daß ſie ſeinem

Beiſpiel folgen würde; aber ſie hatte es nicht gethan. Er war zu fein, um ihr ſein Mißfallen zu erkennen zu geben, und in der That konnte er keine ernſtliche Beſorgniß hegen; nur ertrug er es jetzt kaum ohne Verdruß, wenn ſie mit Narciſſen tanzte. Es war unſtreitig ein ſchönes Paar, das aller Blicke auf ſich zog; aber um ſo leichter erlag unſer Freund der Eiferſucht, und er konnte ſich nicht enthalten, die Geliebte zu bitten, daß ſie ihm in Zukunft das Opfer bringen, und nicht mehr mit Narciſſen walzen möge. Sie gab ihm das Verſprechen, und hielt es, aber bloß aus Gefälligkeit, nicht weil ſie das Gefühl des Geliebten theilte. Narciß merkte Theodors Eiferſucht, und nahm eine triumphirende Miene an, wobei er immer zudringlicher wurde.

Zwölf-

Zwölftes Kapitel.

Es hatte über Narciſſens Betragen noch manchen Verdruß zwiſchen den beiden Liebenden gegeben, ehe Thereſe ſich entſchloß, ſich mehr gegen ihn in Acht zu nehmen, und ihn in ſeine Schranken zurückzuweiſen. Sie nahm ein gemeſſeneres Betragen gegen ihn an, und vermied, ſo viel als möglich, ſeine Geſellſchaft. Zugleich verdoppelte ſie ihre zärtliche Aufmerkſamkeit gegen Theodor, und ſuchte alles auf, um ihn zu erheitern und enger an ſich zu ketten. Unſer Freund war gegen dieſes liebevolle Betragen nicht unempfindlich und undankbar; nur ſtörte die Abſichtlichkeit, mit welcher Thereſe ſich um ihn bemühte, den reinen Eindruck deſſelben; und ihr Hang zur Eitelkeit und feinen Buhlerei brach noch zuweilen ſelbſt gegen ihren Willen hervor, wie dieß bei folgender Gelegenheit geſchah.

Es war die ſchöne Jahreszeit, und Thereſe lud an einem der heiterſten Morgen zu einer ländlichen Luſtbarkeit ein. Die Geſellſchaft verſammelte ſich vor dem Thore am Ufer des Fluſſes, auf welchem man ſich einſchiffen wollte. Zwei zierliche Barken warteten auf die Geſellſchaft, ein friſcher Weſtwind trieb die bunten Wimpel nach der Gegend des Ortes hin, wohin man ſchiffen wollte; und der Strom, den blauen Himmel wiederſtrahlend, breitete ſich ruhig zwiſchen den grünen Ufern aus. Die Geſellſchaft fand ſich in der heiterſten Stimmung zuſammen, und Thereſe, die mit den Ihrigen zuerſt auf dem Platze eingetroffen, empfing die Ankommenden mit freundlicher Anmuth. Gegen Theodor war ſie heute beſonders aufmerkſam und zärtlich, und nannte ihm die Eingeladenen, indem ſie anſcheinend unbefangen, aber nicht ohne Abſicht bemerkte, Narciß ſey zwar eingeladen, aber wie ſie vorausgeſehen, vergeblich, da er mit Uebung der Truppen beſchäftigt ſey. Sie wollte ihm damit bemerklich machen, daß ſie ſich gegen ſeine Eiferſucht nachgiebig zeige.

Endlich war die Geſellſchaft beiſammen bis auf einige Männer, welche zu Lande nachkom-

men wollten; man ſchiffte ſich ein, und fuhr ab, indem der Wind die Seegel ſchwellte. Thereſe hatte einen Kahn mit einigen Spielleuten vorausgeſchickt, und die Geſellſchaft fand ſich überraſcht, als ſie der luſtige Schall der Waldhörner auf dem Waſſer empfing. Theodor dankte der Geliebten mit einem zärtlichen Blick für dieſe ſinnige Anordnung. Er horchte, während die Geſellſchaft ſich unterhielt, mit innigem Vergnügen auf die Töne, indem ſein Auge an den blauen Waldhügeln hing, welche im Hintergrunde den zum See ſich ausdehnenden Fluß begrenzten.

Als die Hörner ſchwiegen, ſagte ſeine Nachbarin zu ihm: Sie ſcheinen dieſe Art von Muſik ſehr zu lieben?

Sie iſt, erwiederte Theodor, wie ich glaube, ganz dazu gemacht, den Genuß einer ſolchen Landſchaft dichteriſch zu heben und zu verklären. Hören Sie die friſchen ſchmetternden Töne (die Hörner erſchollen eben von neuem): iſt es nicht, wie das friſche kühle Rauſchen in dem nahen Wald zu unſrer Rechten? Und dieſe hohen hellen Töne, mahlen ſie nicht das ſanfte Grün der Wieſen, die ſich hier links vor unſern Augen ausbreiten? Dieſe ſanften gedämpften Töne dagegen ſind, wie jene von

blauem Duſt umzogenen Wälder, ſie erregen Sehnſucht, wie der Blick auf eine ferne verhüllte Zukunft oder eine ſchöne Vergangenheit.

Ich habe einmal, verſetzte die Nachbarin, gehört, daß man die muſikaliſchen Inſtrumente mit den Farben verglich; unſtreitig würde dem Waldhorn die grüne Farbe zukommen.

O das iſt eine ſchöne Vergleichung! riefen mehrere.

Sie hat viel wahres, ſagte Theodor; aber ſchwerlich würde ſich für jedes Inſtrument eine eben ſo paſſende Farbe finden.

Der Flöte, fiel Thereſe ein, würde ich die blaue Farbe zutheilen, denn ſie iſt ſo ſanft und mild, wie der blaue Himmel, der ſich jetzt über uns wölbt, und ſtimmt ſo ſanft und mild, wie der Anblick von dieſem.

Andere lieferten andere Beiträge, um die Vergleichung der Inſtrumente mit den Farben durchzuführen; man fand aber bald Schwierigkeiten, und wurde über manche Vergleichung uneins.

Je vielſeitiger die Inſtrumente ſind, bemerkte Theodor, deſto ſchwieriger wird dieſe Vergleichung, die überhaupt auf keinem richtigen Grunde beruhen möchte.

Man

Man wunderte ſich über dieſe Behauptung, da er durch ſeine Aeußerung über die Muſik der Hörner ſelbſt zu jener Vergleichung Anlaß gegegen hatte.

Ich wollte, erwiederte er, nur ſagen, daß die Stimmung, welche das Waldhorn erregt, derjenigen entſpricht, in welche man ſich beim Anblick einer ſchönen waldigen Landſchaft verſetzt fühlt. Und dieſe Stimmung wird nicht bloß durch die grüne Farbe der Wälder und Wieſen, ſondern durch das Ganze der Landſchaft und durch das Erfriſchende und Ermuthigende des Aufenthaltes im Freien erregt.

Jetzt begann die Muſik von neuem, und Alle hörten nunmehr aufmerkſamer als vorher zu, indem ſie den Eindruck, den der Anblick der Landſchaft machte, mit der Wirkung der Muſik zu vergleichen ſchienen; und als die Muſik ſchwieg, war die Geſellſchaft eine Zeit lang ſtumm.

Thereſe richtete ihre Blicke auf eine ihr gegen über ſitzende Freundin, welche erſt vor kurzer Zeit mit ihrem Manne in die Hauptſtadt gezogen, und von der Sehnſucht nach ihrem ſchönen Vaterlande am Rhein noch nicht ganz geheilt war. Gefällt Ihnen dieſe Gegend nicht? fragte ſie theilnehmend.

Ich

Ich vermiſſe meine lieben Berge, antwortete jene; auch hat dieſer Strom nicht das Große und Gewaltige des Rheins, obgleich er breiter und einem See zu vergleichen iſt; doch iſt mir immer wohl, wenn ich eine große Waſſerfläche ſehe, und meine Bruſt erweitert ſich.

Worin liegt wohl eigentlich der Reiz einer Waſſerlandſchaft? fragte jemand. Eine große Wieſenfläche, ſo grün und anmuthig ſie ſeyn mag, macht nicht denſelben Eindruck, wie ein See; und doch haben beide viel Aehnliches.

Der Reiz, antwortete ein Anderer, liegt in der Beweglichkeit des Waſſers, in dem Abſpiegeln des Himmels und der Ufer.

Vorzüglich aber wohl darin, verſetzte Theodor, daß die Waſſerfläche ſich von der übrigen Landſchaft beſtimmt ſcheidet, und den Anblick eines großen Gegenſtandes gewährt, während eine Wieſenfläche mit der Landſchaft verfließt, von der ſie ein gleichartiger Theil iſt. Wie ein Berg kühn emporſteigt, und dadurch die Idee des Erhabenen darſtellt: ſo ſcheidet ſich auch ein großer Fluß, ein See, von den übrigen Gegenſtänden, und gibt der Landſchaft Mannichfaltigkeit. Und ſo kann ich mir wohl

denken,

denken, daß unſere Freundin ſich durch dieſen ſeeartigen Strom für den Verluſt ihrer lieben Berge einiger Maßen entſchädigt fühlt.

Unter dieſen und ähnlichen Geſprächen hatte man die Fahrt vollendet, und ſtieg an dem Orte aus, wo man ſich vergnügen wollte. Es war eine Erdzunge oder ein Vorhügel, der ſich, von einigen Bäumen beſchattet und mit einem Luſthäuschen geziert, in den Fluß oder See erſtreckte, und eine liebliche Ruheſtätte mit einer freien Ausſicht über das Waſſer darbot. Die Geſellſchaft nahm Erfriſchungen zu ſich, und Thereſe machte mit vieler Anmuth die Wirthin, indem ſie nicht nach ſtädtiſcher vornehmer Art die Herrin ſpielte, ſondern ſelbſt mit Hand anlegte, Milch und dergleichen herbeitrug, und ſich ganz als ländliche Hausfrau benahm, wozu auch ihre einfache Kleidung ſtimmte, die ſie abſichtlich gewählt zu haben ſchien. Sie nahm ſich in dieſer Geſchäftigkeit allerliebſt aus, und Theodor, deſſen Auge an ihr hing, und den die ländliche Umgebung allerlei liebliche Erinnerungen weckte, war innig froh. Die ganze Geſellſchaft war von heiterer Laune belebt, es wurden allerlei luſtige Spiele vorgenommen, man ſcherzte und neckte ſich.

Zuletzt verfiel man darauf, kleine Vorſtel-

lungen

lungen aus dem Stegreif zu geben, ſo gut es ſich faſt ohne alle Mittel zur Verkleidung thun ließ. Es erſchienen nach einander Schacherjuden, Minneſänger, Marktſchreier, Schäferinnen und ähnliche Figuren mehr. Thereſe blieb nicht hinter den Andern zurück, und überraſchte die Geſellſchaft als reizendes Blumenmädchen, indem ſie dem einen und dem anderen von den Anweſenden irgend eine bedeutende Blume mit witziger ſcherzhafter Beziehung auf ſeinen Stand, Charakter und Verhältniſſe überreichte. Sie ſchien dieſe Rolle faſt allein in der Abſicht übernommen zu haben, um Theodoren eine Artigkeit zu erzeigen, dem ſie ein Vergißmeinnicht überreichte mit der Warnung, ſeiner Geliebten treu zu ſeyn. Ihr Körbchen war faſt ausgeleert, als ſich ihr Narciß darſtellte, der ſo eben in ihrer Abweſenheit angekommen war. Er kam unmittelbar vom nahen Uebungsplatz, war noch in voller Rüſtung, in Helm und Harniſch, und hatte ein recht kriegeriſches Anſehn. Und ich ſoll leer ausgehn, ſagte er; hat die Blumengöttin für mich keine Gabe mehr?

Thereſe war überraſcht und beinahe verlegen, denn ſie hatte Narciſſen nicht erwartet, und fürchtete Theodors Eiferſucht. Aber ſie

konnte

konnte der Eitelkeit nicht widerſtehen, ihre Rolle durchzuſpielen. Sie fand in ihrem Körbchen noch einen Eichenzweig, den ſie Narciſſen mit den Worten überreichte: Dem Krieger, der dem Sieg entgegengeht, gebührt der Lorbeer; da dieſen aber dieſe waldigen Ufer nicht tragen, ſo nehmen Sie das Eichenlaub, und erinnern ſich, daß Sie für das deutſche Vaterland ſtreiten ſollen.

Narciß gab eine paſſende Antwort, und ſteckte den Eichenzweig auf ſeinen Helm. Die Geſellſchaft war mit dieſem Scherz ſehr zufrieden.

Während man zu andern Unterhaltungen überging, kamen noch zwei Huſarenoffiziere zur Geſellſchaft, welche ebenfalls durch kriegeriſche Geſchäfte abgehalten worden waren, früher zu erſcheinen. Narciß nahm ſie bei Seite, ſprach mit ihnen heimlich, und erklärte hierauf der Geſellſchaft, daß er mit ſeinen Kameraden ein kleines kriegeriſches Spiel zum Beſten geben wolle, was mit Freuden angenommen wurde.

Die Offiziere entfernten ſich, und es währte nicht lange, ſo kamen die beiden Huſaren unter Hurrahrufen hervorgeſprengt. Der eine ſtieg vom Pferde, ging auf Thereſen zu, erklärte, die Schöne ſey ſeine Gefangene, und

wollte

wollte ſie mit ſich fortziehen. Indem ſie halb im Ernſt halb im Scherz ſich ſträubte, erſchien Narciß, den man in ſeiner Rüſtung und an dem drohenden Ruf, womit er die Räuber begrüßte, ſogleich als den chriſtlichen Ritter erkannte, welcher kam, die Schöne aus den Händen der Heiden zu befreien. Der eine Huſar ließ die Schöne fahren, ſchwang ſich aufs Pferd, und nun begann ein Kampf zwiſchen Narciß und den beiden Andern, der mit vieler Geſchicklichkeit geführt wurde, und mit der Flucht der Räuber endigte. Narciß ſtieg vom Pferde, und führte Thereſen, welche aus Ueberraſchung und Neugierde etwas entfernt von der Geſellſchaft ſtehen geblieben war, ihrem Vater zu, dem er ſie als gerettet übergab. Zugleich ließ er ſich vor ihr auf ein Knie nieder, und bat in der galanten Sprache der Ritterromane um die Gunſt, ſich ihr als ſeiner Dame weihen zu dürfen, und um ein Band von ihr, um es als ihre Farbe zu tragen. Thereſe löſte die Schärpe, die ſie trug, und hing ſie ihm um die Schulter, indem ſie ihn ermahnte, ferner zum Schutz der verfolgten Unſchuld und weiblichen Ehre das Schwert zu ziehen. Der allgemeine Beifall der Geſellſchaft lohnte Narciſſen für dieſen anmuthigen

Scherz,

Scherz, der jedoch Theodoren empfindlich verwundete. Er konnte das Betragen, welches Thereſe bis jetzt an dieſem Tage gegen Narciſſen beobachtet hatte, nicht beſtimmt tadeln, und doch fühlte er lebhafter als je einen Argwohn gegen ſie. In der That wenn es von Narciß unzart und beinahe unanſtändig war, die erklärte Braut eines Andern auf dieſe Weiſe ins Spiel zu ziehen: ſo hatte es Thereſe dadurch verſchuldet, daß ſie ihn bisher nicht genug in die Schranken der ehrerbietigen Zurückhaltung zu weiſen gewußt hatte. Nunmehr aber, durch den erhaltenen Beifall ermuthigt, benahm ſich Narciß die übrige Zeit, wo die Geſellſchaft noch beiſammen war, gegen Thereſen ſo, daß es ſelbſt Andern auffiel; und ihr machte die Eitelkeit, ſich von ihm ſo ausgezeichnet zu ſehen, der in der heutigen Geſellſchaft den erſten Preis davon getragen hatte, das Opfer unmöglich, ihn abzuweiſen. Theodor that, als gebe er nicht darauf Acht, und unterhielt ſich viel mit Andern; aber der Stachel des Argwohns drang immer tiefer in ſein Herz, und mit Mühe heuchelte er eine heitere Miene.

Man trat die Rückfahrt an. Es war ein herrlicher Abend; Himmel und Waſſer glühten im Purpur des Abendroths, in welches die

Thürme der Stadt dunkel in feierlicher Größe emporſtiegen. Die Hörner erſchollen in ſanften gezogenen Tönen, und goſſen ſüße Sehnſucht in die Herzen; in Theodors Bruſt aber weckten ſie ſchmerzliche Gefühle. Seine Seele flog über die Wolken des Abendroths in ſeine geliebte Heimath an das Grab ſeiner Mutter, an welchem er im Geiſt niederkniete und das Opfer kindlicher Thränen brachte. Sein ſchwimmendes Auge begegnete dem Blicke ſeiner Schweſter, welche ſeine Gefühle zu errathen ſchien. Er drückte ihr wehmüthig die Hand, wagte aber nicht, ihr mit Worten zu erkennen zu geben, wovon ſein Herz bewegt war.

Dreizehntes Kapitel.

Auch die geliebte Schweſter war in ihrer Ehe mit Landeck nicht glücklich. Das junge Ehepaar ſchien der Elternfreuden entbehren zu ſollen, was Friederike ſchmerzlich empfand. Landeck hatte viele Geſchäfte, und die ihm übrige Muße raubten ihm die geſelligen Vergnügungen, an denen noch dazu die Gattin ſelten Antheil nehmen konnte. Er war wenig mit ihr allein, und dann zerſtreut und unruhig. Er liebte den Glanz, und ſuchte eine Ehre darin, ein großes Haus zu machen; dazu ſpielte er hoch und unglücklich: das überſchritt ſeine Kräfte. Die Einnahme, die er von ſeinem Amte hatte, war nicht ſehr bedeutend; der Zuſchuß von Thereſens Einkünften reichte zwar ſchon allein hin, die Koſten eines reichen Haushalts zu decken; aber der Aufwand, den Landeck machte, hatte keine Grenzen. Dadurch war Friederike

ſchon

ſchon einige Mal in Verlegenheit gerathen, in welcher ihr der Bruder, der nicht die Hälfte ſeines Einkommens brauchte, geholfen hatte. Sie machte ihrem Gemahl Vorſtellungen, und er verſprach ihr, ſich einzuſchränken; aber er ließ ſich bald von dieſem bald von jenem Anlaß wieder verleiten, und entſchuldigte ſich gewöhnlich damit, daß er ſeinen Verhältniſſen ſolche Opfer zu bringen habe. Die Verbindungen, in welchen er ſtand, mißfielen Theodoren eben ſo ſehr als ſeiner Schweſter. Wenn dieſer die wirkliche Welt, die ſie umgab, fremd blieb, und durch ihre Eitelkeit und Kälte ihrem einfachen treuen Gemüth widerſtrebte: ſo betrachtete Theodor die Männer, welche ſeinem Schwager am nächſten ſtanden, mit Mißtrauen. Beſonders hegte er einen tiefen Widerwillen gegen den Fürſten C., der einen mächtigen Einfluß bei Hofe hatte, aber von allen, die es redlich mit dem Vaterlande meinten, als ein Feind des Volks gehaßt war. Er war einer der feinſten Schmecker der Hauptſtadt und ein leidenſchaftlicher Spieler, und gab die meiſte Veranlaſſung zu Landecks Verſchwendung, der um ſeine Gunſt buhlte, und deßwegen ſeinen Leidenſchaften fröhnte.

Theodor gab ſeinem Freunde ſein Mißfallen über dieſes Verhältniß zu erkennen, und erinnerte ihn daran, daß es ſeiner unwürdig ſey, ſich an einen ſolchen Menſchen zu hängen.

Landeck antwortete: Um in der großen Welt fortzukommen, muß man mächtige Verbindungen ſuchen, ohne welche man keinen Einfluß gewinnt.

Doch aber, fiel Theodor ein, nicht die Verbindung mit Schlechten, die uns nur zu ſchlechtem Einfluß führen!

Iſt man zum Einfluß gelangt, erwiederte Landeck, ſo läßt man ſie fahren.

Ich fürchte ſehr, verſetzte Theodor, daß Dir dieß nicht möglich ſeyn wird. Nimm Dich in Acht, daß Dich das Böſe, das Dich einmal gefaßt hat, nicht mit ſich fortreiße! Er erinnerte ihn ſodann mit andringender Herzlichkeit und Wärme an die Entſchlüſſe, die ſie mit einander gefaßt, allein für Recht und Wahrheit zu wirken, und in allen Verhältniſſen Bürgertugend und Männerſinn zu bewahren.

Ich habe dieß nicht vergeſſen, erwiederte Landeck, aber die Klugheit iſt vor allem nöthig, und ohne ſie wird man nichts ausrichten.

Theodor fühlte, daß es zwiſchen ihm und

ſeinem Freunde nicht mehr ſo wie ſonſt ſey, und ſchwieg.

Härtling, der an den politiſchen Angelegenheiten ſehr lebhaften Antheil nahm, und immer ſehr gute Nachrichten hatte, kam unſerm Freunde nach einiger Zeit mit ſprudelndem Unwillen entgegen. Er verkündigte ihm die Neuigkeit eines Bündniſſes, welches die Regierung mit einer auswärtigen Macht geſchloſſen, und das allen wahren Vaterlandsfreunden als höchſt verrätheriſch und ehrlos gelte. Wir hatten, ſagte er, freilich nur die Wahl zwiſchen dieſem Bündniß und dem Krieg; dieſer war ſchwer und gefährlich, aber ehrenvoll; jenes iſt entſchieden ehrlos und kann uns ganz um unſere Selbſtſtändigkeit bringen, legt uns übrigens ſogleich ſchmähliche Opfer auf.

Theodor fragte, wie es damit zugegangen ſeyn möge. Der König, antwortete Härtling, ſoll beſtimmt gegen dieſes Bündniß geweſen ſeyn, und von ſeiner graden muthigen Seele iſt es nicht anders zu erwarten; aber eine Parthei am Hofe, an deren Spitze der Fürſt C. ſteht, und welche die Mittel fürchtet, die zum Gelingen des Kriegs hätten gewählt werden müſſen, hat das ſchändliche Bündniß durchzuſetzen gewußt.

Als

Als Theodor fragte, was das für Mittel ſeyen, welche der Krieg würde erfodert haben, nannte ihm Härtling die allgemeine Volksbewaffnung. Die heutigen Kriege, ſagte er, können nicht mehr allein mit regelmäßigen Heeren geführt werden, zumal ein ſolcher, wie der, den wir um unſer Daſeyn zu führen hatten. Aber jene Volksfeinde, die im Mißtrauen und in der Tücke, wie die Würmer in der Fäulniß, leben, fürchten, daß die Volksbewaffnung Aufſtand und Umwälzung mit ſich führe, oder wenigſtens daß das Volk aus der bisherigen Unmündigkeit entlaſſen werden müſſe, in welchem letztern ſie nicht Unrecht haben.

Härtling wollte übrigens wiſſen, daß bei dieſer Unterhandlung mehrere Beſtechungen geſchehen ſeyen, und geſtand dem Freunde, daß man ſelbſt ſeinen Schwager deßwegen in Verdacht habe. Das kränkte Theodoren tief, und er nahm ſich vor, der Sache auf den Grund zu kommen.

Daß Landeck an der Unterhandlung dieſes Bündniſſes Antheil genommen hatte, ließ ſeine amtliche Stellung vermuthen; und es fragte ſich nur, ob er dabei aus ächter Ueberzeugung gehandelt habe. Theodor befragte ihn um die

Gründe, welche die Regierung zu dieſem Schritte bewogen haben könnten, und Landeck erklärte ſich folgendermaßen.

Es ſind jetzt, ſagte er, in unſerm Staate zwei Partheien; welche ſich um das Zutrauen des Königs ſtreiten: die eine, die überſpannt vaterländiſch geſinnte, die unſtreitig die meiſten Talente in ſich vereinigt, und an deren Spitze der General ** ſteht, will den Krieg auf Tod und Leben.

Ich habe, fiel Theodor raſch ein, dieſen General kürzlich kennen gelernt, und auf den erſten Blick Vertrauen zu ihm gewonnen. Welch ein feſtes glühendes Auge, welche Einfachheit und Sicherheit in ſeinem ganzen Weſen, welch ein feuerſprühender mächtiger Geiſt!

Aber doch überſpannt, erwiederte Landeck kalt. Er und alle die Seinigen berechnen nicht unſere Kräfte und Verhältniſſe, und wollen tollkühn alles auf das Spiel ſetzen. Die andere Parthei, fuhr er fort, beſteht aus den Freunden der alten Ordnung, den großen Beſitzern, den erſten Hof- und Staatsdienern: dieſe wollen das Beſtehende erhalten und fürchten das gewagte Spiel. Sie glaubten, daß uns nur ein Bündniß mit dem furchtbaren

Feinde

Feinde retten könne, und von dieſer Meinung war auch ich.

„Aber dieß Bündniß iſt für die Gegenwart mit ſchmählichen Opfern verbunden und der Ausgang für die Zukunft ungewiß. Ich meine, daß dieß Spiel eben ſo gewagt und noch dazu ehrlos iſt. Hier hätte ſollen der Muth und die Ehre entſcheiden."

„„Das Bündniß läßt uns Zeit gewinnen, und das iſt ſchon genug.""

„Aber die Ehre des Volks iſt verloren, und ſein Muth gebeugt, das iſt ein ſicherer und unerſetzlicher Verluſt. Uebrigens iſt dieſes Bündniß ein Werk der Treuloſigkeit und des Verraths; denn Ihr werdet doch die erſte beſte Gelegenheit ergreifen, es zu brechen, und iſt das Recht?"

„„Lieber Theodor! Du ſiehſt die Sache aus Deinem Standpunkt an, den der Staatsmann nicht zu dem ſeinigen machen kann. Er muß der Klugheit gehorchen; denn in unſerer Politik herrſcht ſie allein, und Ehre und Gerechtigkeit müſſen dem Vortheil weichen.""

„Habe ich Dirs nicht vorausgeſagt? Die Gemeinſchaft mit Schlechten reißt zu ſchlechtem hin. Du haſt dem Dienſt der Gerechtigkeit entſagt, und biſt Dir ſelbſt untreu geworden."

Landeck vertheidigte ſich, indem er ſich auf die Macht der Verhältniſſe berief; Theodor aber beſtand darauf, daß es für alle Verhältniſſe nur Ein Geſetz gebe, und daß die Gerechtigkeit zugleich die höchſte Klugheit ſey. Da ſie ſich nicht verſtändigen konnten, ſagte endlich Theodor zu ſeinem Freunde:

Ich beſchwöre Dich bei unſerer Freundſchaft! Biſt Du in dieſem Geſchäft ganz rein von Eigennutz geblieben? Man beſchuldigt Dich, von der fremden Macht Geſchenke angenommen zu haben: reinige Dich gegen mich von dieſem Verdachte, wenn Du auf meine Achtung noch einigen Werth ſetzeſt.

„„Wie heftig Du biſt! erwiederte Landeck. Es iſt wahr, ich habe nach Abſchluß der Unterhandlung ein Geſchenk erhalten; aber ich habe es genommen als einen billigen Tribut von dem Feinde, der uns ſchon ſo viele Opfer gekoſtet hat; keineswegs habe ich mich dadurch beſtimmen laſſen, und bin ganz der Einſicht meines Verſtandes gefolgt.““

„Aber verträgt ſich dieß mit den Grundſätzen der Ehre? Es thut mir leid, ſehr leid, daß Du Dich ſo haſt vergehen können!“

„„Die Verhältniſſe machen mir ſo manchen Aufwand nöthig, daß ich einen zufälligen Vortheil nicht von der Hand weiſen durfte.““

„Ich will Dir den Ausfall decken, und koſtete es die Hälfte meines Vermögens, nur thue das ungerechte Gut von Dir!“

„„Es iſt zu ſpät, ich kann nicht mehr

zurück,

zurück, ohne Anſtoß zu geben und zu beleidigen.“ “

Landecks beſſeres Gefühl wich endlich dem Ungeſtüm, mit welchem Theodors Geradheit auf ihn eindrang, er geſtand ſeinen Fehler ein, und ward mit ſeinem Jugendfreunde inniger, als es ſeit langer Zeit der Fall geweſen. Aber Theodor bemerkte mit Schrecken, daß es ihm gänzlich an Kraft gebrach, auf den Pfad der Ehre wieder einzulenken. Er hatte zwar verſprochen, die Verbindung mit dem Prinzen C. nach und nach abzubrechen; aber er that dazu keinen ſichtbaren Schritt: vielmehr ſchien er ſich enger an ihn anzuſchließen, wovon die Folge war, daß er einen höheren Poſten erhielt, den er offenbar dem Einfluß deſſelben verdankte. Und als er bald darauf von jener fremden Macht einen Orden erhielt, konnte er ſich nicht entſchließen, ihn abzulehnen. Das böſe Gewiſſen machte ihn nun in Theodors Geſellſchaft verlegen, und er vermied es, mit ihm allein zu ſeyn; und Theodor, der den Muth faſt ganz aufgegeben hatte, ihn zu retten, vermied es ebenfalls, obſchon aus einem andern Grunde.

Kein peinlicheres Verhältniß für ein offenes liebendes Gemüth als eine ſolche Zurückhaltung gegen einen alten geliebten Freund. Denn noch liebte Theodor Landecken, und die Erinnerung an die mit ihm auf der Univerſität verlebten Jahre war ihm theuer. Oft weinte er im Stillen über den Verluſt ſeiner Freundſchaft,

der

der ihm drohete, und den er eigentlich ſchon erlitten; denn das alte Vertrauen war doch dahin, und kehrte in ſeiner Lauterkeit nicht mehr zurück. Er erinnerte ſich der warnenden Zweifel der guten Mutter über Landecks Charakter; ihr rührendes Bild trat vor ſeine Seele; er dachte an ſeine unglückliche Schweſter, die durch den untreuen Freund ſo ſchmerzlich getäuſcht war, und er ſah ſich als die Urſache ihres Unglücks an. Nicht ohne geheime Bangigkeit dachte er auch an Thereſen, an der zwar noch immer ſeine Seele hing, deren ſchönes Bild aber doch ſchon mancher vorüberziehende Schatten getrübt hatte. Ein Gefühl der Unſicherheit und Bangigkeit bemächtigte ſich ſeiner überhaupt; es war ihm, als wenn er Alles, auch ſich ſelbſt verlieren ſollte. Die Anſichten, um deren willen er den geiſtlichen Stand aufgegeben, und in dieſe Verhältniſſe getreten war, hatte er zum Theil ſchon mit andern vertauſcht, und die ganze damalige Stimmung ſeines Geiſtes ſchien ihm fehlerhaft geweſen zu ſeyn. Er peinigte ſich deßwegen mit Vorwürfen, von denen er ſich doch auch wieder losſprechen mußte. Er kam ſich wie ein Verirrter vor, der ſich muthwillig einen neuen eigenen Weg geſucht; und doch wußte er noch nicht den Rückweg zu finden.

Zwei-

Zweites Buch.

Erſtes Kapitel.

Unter ſolchen Verhältniſſen und in ſolcher Stimmung konnte unſer Freund nichts beſſeres thun, als daß er ſeinen Geiſt an der Beſchäftigung mit der Wiſſenſchaft und Kunſt ſtärkte, und ohne rechts und links zu ſehen, ſtill vor ſich hinlebte. Im Umgang mit Thereſen und ihrer Familie vermied er alles, was zu unangenehmen Reibungen führen konnte. Er benutzte die muſikaliſchen Talente ſeiner Geliebten und ihre ſchöne Gabe vorzuleſen, um der Unterhaltung eine allgemeinere und heitere Richtung zu geben; auch beſuchte er mit ihr fleißig die Oper und das Schauſpiel. Er hatte allerdings mit dem im Landeckiſchen Hauſe herrſchenden Geſchmack zu kämpfen, und Thereſe ſelbſt ſtimmte mit ihm nicht immer in der Auswahl und Würdigung der Muſikſtücke und Dichterwerke überein; indeß wußte er mit Klugheit

heit ſich herabzuſtimmen, und ſo nach und nach ſeinen Geſchmack geltend zu machen, und wenigſtens ſeinem Urtheil das Uebergewicht zu verſchaffen. Zu gleicher Zeit beſchäftigte er ſich mit wiſſenſchaftlichen Werken, welche von der Aeſthetik und der Theorie des Schönen handeln. Dadurch gewann er eine Menge neuer Ideen, ſein Geſchmack läuterte ſich und ging mehr in die Tiefe, und ſelbſt für ſeine Lebensanſicht zog er daraus große Vortheile.

Thereſe hatte noch viel Geſchmack für die Ifflandiſchen und Kotzebuiſchen Stücke, ob ſie gleich ſeit einiger Zeit in Mißkredit gekommen waren. Da Theodor von dieſen dramatiſchen Dichtern noch wenig kannte, und ſich erſt ein umfaſſendes Urtheil über den Werth ihrer Dichtung bilden wollte: ſo gab er dem Geſchmack der Freundin nach, und ſah dieſe Stücke mit ihr. Nach und nach machte er ſie mit ſeinen Urtheilen darüber bekannt, und nöthigte ſie, ihm, wenn auch nicht immer aus voller Ueberzeugung, beizuſtimmen. Wir wollen, um den Bildungsgang unſeres Freundes dadurch zu bezeichnen, einige ſeiner Kunſturtheile mittheilen.

Man hatte eines Abends die Hageſtolzen von Iffland geſehen. Alle, auch ſelbſt Theodor, waren von der zarten rührenden Darſtel-

lung der Margarethe ergriffen, und Thereſe ſagte triumphirend zu ihrem Freunde: Nun, mit dieſem Stück werden Sie doch zufriedn ſeyn? Sie konnten ihre Rührung nicht verbergen.

Liebe Thereſe, antwortete er, Sie wiſſen, daß ich die Rührung noch nicht für den höchſten Triumph der Dichtkunſt halte. Es treten mir manchmal Thränen ins Auge, während ich das entſchiedenſte äſthetiſche Mißfallen fühle. Die Rührung wird bisweilen von einzelnen gelungenen Momenten hervorgebracht, bisweilen auch nur von Kunſtgriffen des Dichters, gerade ſo wie ſchlechte Prediger durch die Erinnerung an Verſtorbene oder ähnliche Gedanken die Weiber weinen machen, und doch ſonſt gar keine Erbauung ſtiften. Der Grad der Rührung hängt übrigens nicht immer von der Stärke des empfangenen Eindrucks ab; je ſchwächer und weicher man iſt, deſto leichter iſt man zu rühren; und die Thränen ſind oft nichts als eine Frucht der körperlichen Schwäche, daher auch in mein ſchwächeres linkes Auge zuerſt die Thränen treten.

Ich erinnere mich, ſagte Thereſe lächelnd, daß, als Sie einſt mit der Hand nach dem Auge fuhren, und ich Sie verwundert anſah, Sie ſagten: es iſt nur mein linkes Auge, welches naß geworden, das bedeutet nichts. Aber nicht

wahr,

wahr, heute ſind Ihnen beide Augen naß geworden?

Ich gebe zu, daß die Rührung, die ich heute empfunden, von der beſſeren innigeren Art war, antwortete Theodor. Demungeachtet kann ich von dem Stück im Ganzen nicht ſehr günſtig urtheilen.

„Sie werden mir nun wieder einmal meine Freude verderben.“

„„Ich will Ihnen nur klar machen, was Sie eigentlich gefühlt haben. Geſtehen Sie nur, im Grunde haben Ihnen doch nur die beiden letzten Akte, die auf dem Pachtgute ſpielen, und ein ſo liebliches ländliches Gemälde darſtellen, recht gefallen. Was in den erſten Akten vorgeht zwiſchen dem Hofrath und ſeiner Schweſter und ſeinen Bedienten, ſeine unglückliche Werbung um die Sternberg, die Entdeckung, die er über den Charakter ſeiner Schweſter macht: das Alles hat Sie kaum unterhalten, geſchweige gerührt.““

„Ich geſtehe, daß ich zuweilen nicht nur Langeweile, ſondern auch Ekel gefühlt habe: die Schweſter und der Bediente wurden von den Spielern gar zu gemein und ekelhaft gefaßt.“

„„Was nun die beiden letzten Akte betrifft, ſo iſt die Rolle der Margarethe darin das Her-

vorſtechende, und deren Zeichnung iſt dem Dichter in ſeiner Art trefflich gelungen; aber auch nur in ſeiner Art. Alles nämlich iſt darin auf den Effect der Rührung geſtellt. Gleich anfangs ſoll die natürliche offene Art, mit welcher ſie den Hofrath empfängt, in Contraſt mit dem ſtädtiſchen Leben treten, das er verlaſſen hat. Sie erwähnt des Todes ihrer Mutter mit Rührung, um Rührung zu erwecken, und ihr feſtes Vertrauen, daß das Gebet der Seligen ihr Heil bringen werde, wenn ſie fromm und brav werde, trifft das Herz mit ſicherer Gewalt. Eine Handlung der großmüthigen Wohlthätigkeit, wodurch der Hofrath die arme Familie erfreut, macht einen tiefen Eindruck auf Margarethens Herz, und ſo iſt die Rührung das Element, in welchem ſich Alles bewegt. Die Macht der aufglühenden Leidenſchaft, welche das Mädchen des Morgens vor Tage auf das Feld hinaustreibt, um dem Hofrath Blumen zu holen, ihr Widerſtreben, das Haus zu verlaſſen, weil ſie den Geliebten noch einmal ſehen will, die unſchuldige Art, mit welcher ſie das Lied ſingt, ihr holdes Erſtaunen, mit welchem ſie den Antrag des Hofraths vernimmt — —“

„Nicht wahr, das iſt alles ſehr ſchön und lieblich?“

„„O

„„O ja! aber alle Züge ſind ſtark aufgetragen, alles auf die Rührung berechnet. Dieſe Darſtellung verhält ſich zur rein dichteriſchen, wie die Decorationsmalerei zur ächten Landſchaftsmalerei: es fehlt ihr die ſanfte Verſchmelzung, der harmoniſche Duft. Die beſtändige Rührung läßt den Geiſt nicht frei athmen, er iſt vom Gefühl überſtrömt; und am Ende fühlt man ſich mehr angegriffen und abgemattet, als erhoben und erheitert.““

„Das kann ich nicht ganz leugnen; aber ich glaubte immer, daß es der Zweck der Dichtung ſey, uns recht ſtark zu rühren, und unſere Gefühle in Bewegung zu ſetzen.“

„Es war eine Zeit, wo ich dieß ebenfalls glaubte, und ich wurde erſt daran irre, als ich merkte, daß die größten Dichter, wie Göthe und Shakeſpeare, nicht ſo ſichtbar auf die Rührung hinarbeiten. Die Rührung iſt ein geiſtiger Reiz, den man mit dem Reiz des Geſchmacks oder Geruchs vergleichen kann. So wie nun die Kunſt des Kochs und Parfümeurs nicht darin beſteht, das Wohlſchmeckende und Wohlriechende in ſtarken Quantitäten anzubringen, ſondern vielmehr darin, daß eine wohlthuende Miſchung und Abwechſelung herauskomme: ſo ſoll

auch

auch der Dichter weniger die Stärke, als die harmoniſche Vertheilung der Rührung beabſichtigen. Sie können den Reiz der Rührung paſſend auch mit beſonders anziehenden muſikaliſchen Tönen, z. B. der Flöte, oder mit einzelnen ins Ohr fallenden Melodieen vergleichen. Der iſt nun kein Tonſetzer, der immer die Töne deſſelben Inſtruments, ſo ſchmelzend ſie auch ſeyn mögen, oder dieſelben Melodieen hören läßt, was Einförmigkeit erzeugen würde; ſondern derjenige, der ein harmoniſches Spiel verſchiedener Inſtrumente, eine mannichfaltige Folge von Melodieen zu einem Ganzen vereinigt. Die Harmonika iſt das ſchmelzendſte aller Inſtrumente, und doch erlaubt es am wenigſten die künſtleriſche Behandlung.""

„Dieſe Vergleichung macht mir die Sache ſehr klar. Die Töne der Harmonika haben mich immer ſehr angegriffen, und doch blieb mir, wenn der Eindruck vorüber war, nichts übrig als die unbedeutende Compoſition, welche geſpielt worden war."

„„Bedenken ſie nun noch dazu, daß das anziehende ländliche Gemälde der beiden letzten Akte durch die ſchneidenden Kontraſte mit den ſtädtiſchen Ankömmlingen, beſonders mit der Schweſter und dem Bedienten des Hofraths,

raths, auf eine Weiſe gehoben wird, welche für das zarte Gefühl keinesweges wohlthuend iſt.“ “

„Ja, mich hat es beſonders verwundet, daß der Hofrath ſein Glück nur dadurch erkaufen kann, daß er die Schweſter ſich und ihrer böſen Natur überläßt. Es iſt dieß ein ſchreiender Mißton, der nicht aufgelöſt wird.“

„„Auf eine gleichmäßige Befriedigung des Gefühls, auf ein harmoniſches Zuſammenſtimmen aller Theile iſt das ganze Stück nicht angelegt, ſondern vielmehr auf Kontraſte. Und damit hat der Dichter nichts beabſichtigt, als die Moral einzuprägen, daß die Eheloſigkeit die Menſchen verhärte und unglücklich mache. Er wollte Moraliſt, nicht Dichter ſeyn. Er wollte nur anziehen und rühren, um die Leute zum Heirathen zu bewegen, nicht um die Anſchauung eines harmoniſchen, erheiternden und erhebenden Lebensbildes zu geben. Daß einer heirathet oder nicht, iſt für die dichteriſche Anſicht ganz gleichgültig; der Eheſtand und die Hageſtolzenſchaft ſind bloße Verhältniſſe des Lebens, gleichſam die Rahmen der Gemählde, und in dem einen, wie in dem andern Stande, kann ſich Geiſt, Gemüth, Charakter,

rakter, mit einem Worte, Leben zeigen. Das Leben ſoll der Dichter erfaſſen und ſchildern, und zwar immer in ſeiner innern Tiefe und Eigenthümlichkeit, nicht in bloß äußerlichen Beziehungen. Auch darf er nicht ſolche Mißgeſtalten und Verderbniſſe des Lebens vorführen, welche, anſtatt des Lebens ſelbſt, einen bloßen Schatten und Schein deſſelben geben, es ſey denn, daß er ſie lächerlich mache. Die Rollen der Mademoiſelle Reinhold und des Valentin ſind durchaus undichteriſch, und verwunden das Gemüth, indem ſie das Menſchliche in ſeinem innern Tode zeigen; und doch ſind ſie nicht lächerlich, wenigſtens überwiegt das Lächerliche an ihnen nicht das Widerliche.“ “

„Erklären Sie mir, warum das Lächerliche dichteriſcher iſt, als das Widerliche.“

„„Der Dichter ſoll immer erheben und erheitern, er ſoll das Leben nicht in den beengenden Schranken der alltäglichen Wirklichkeit, ſondern in einem höhern Lichte zeigen. Die Befangenheit nun, die Leidenſchaftlichkeit, die Gemeinheit ſoll uns nicht im Gedicht, wie im Leben, feindlich und widerwärtig berühren, wodurch wir zu Zorn und Haß erregt

 werden,

werden, welches ebenfalls leidenſchaftliche be-
fangene Stimmungen ſind; ſondern wir ſollen uns mit heiterm Geiſte darüber erheben: und dazu dient das Lachen.“‘“

„Es iſt wahr, gegen einen Menſchen, der uns zu lachen macht, können wir nicht aufgebracht ſeyn, und ſeine Verkehrtheit kann unſere Heiterkeit und Gemüthsruhe nicht trüben.“

„„Die dichteriſche Bedeutung des Lachens liegt noch tiefer. Es entſteht aus einem Widerſpruch, einer Verkehrtheit. Um einen Widerſpruch zu faſſen, muß man eine Regel haben, nach der man ihn meſſe. Dieſe Regel iſt keine andere als das Urbild des menſchlichen Lebens, mit welchem die Erſcheinung des Lächerlichen kontraſtirt; und indem wir darüber lachen, kommt uns jenes Urbild dunkel zum Bewußtſeyn, wir erheben uns über den Widerſpruch in die freie Region des Urbildlichen, und ſo wird das, was das Leben entſtellt, durch jene untergelegte Folie zu einem erheiternden, ob ſchon umgekehrten Bild des Lebens.““

„Ich verſtehe nicht, worin das Eigenthümliche des lächerlichen Kontraſtes liegt. Iſt nicht auch der ernſte widerliche Kontraſt, den

Sie

Sie als undichteriſch verwerfen, nach dem Urbild des Menſchlichen zu meſſen? der Charakter der Mademoiſelle Reinhold z. B. widerſpricht dem Urbild der Weiblichkeit, das wir im Gemüth tragen."

„„Allerdings, aber ſo, daß uns der Kontraſt verletzt und trübt, und zwar deßwegen, weil unſer ſittliches Gefühl dadurch beleidigt wird. Die Unſittlichkeit iſt darum nicht lächerlich, weil wir mit ihr in dem beſtimmten Gegenſatz des Widerſtrebens, des Kampfes ſtehen, und uns nicht darüber erheben können, ohne unſer ſittliches Gefühl aufzugeben, mithin nicht frei dichteriſch anſchauen, ſondern ſittlich-menſchlich beurtheilen. Nur die Thorheit iſt lächerlich, weil ſie zwar nicht ganz ſittlich gleichgültig iſt, aber doch das Weſen der Sittlichkeit nicht unmittelbar berührt. Die Thorheit iſt als ſolche bloß eitel und nichtig, und über das Nichtige erheben wir uns lachend im Glauben, daß es nur der flüchtige Schein, aber nicht die Vernichtung des wahren Weſens iſt; die Unſittlichkeit hingegen iſt für uns nicht bloß nichtig, ſondern ſtrafbar und haſſenswerth.""

„Das iſt ein wenig abſtrakt, mein Herr Philoſoph! Machen Sie ſich deutlicher!"

„„Sie

„„Sie werden mich ſogleich verſtehen, wenn Sie den Unterſchied der freien Beurtheilung ohne beſtimmten Zweck, und der befangenen Beurtheilung mit einem beſtimmten Zweck und Anliegen faſſen. Geſetzt, ein junges Mädchen hat einen alten Gecken zum Freier, der etwa vom Vater oder Oheim begünſtigt wird, und deſſen Bewerbung ihr den Beſitz ihres Geliebten ſtreitig macht. Dem Mädchen ſelbſt wird vielleicht der alte Thor verhaßt und widerlich vorkommen, weil ſie ſein Betragen aus dem Standpunkt der befangenen Leidenſchaft beurtheilt; den unbefangenen Zuſchauern hingegen wird es bloß lächerlich erſcheinen, weil ſie die Thorheit deſſelben frei beurtheilen. Nehmen ſie auch an der Herzensangelegenheit des Mädchens Theil, ſo iſt doch dieſe Theilnahme nicht ſo ſtark, daß ſie nicht die Freiheit des Urtheils behaupten ſollten.“ “

„Das iſt mir vollkommen klar.“

„„Nun gibt es aber Zwecke, welche der Menſch immer mit Angelegentlichkeit feſthalten, für die er immer partheilich und befangen ſeyn ſoll: es ſind die ſittlichen Zwecke. Was denen offenbar und entſchieden widerſtrebt, können wir nicht mit Freiheit beurtheilen, wir

nehmen

nehmen Parthei dagegen, wir ſind zum Ernſt, nicht zum Lachen geſtimmt; und ſo iſt klar, daß das Unſittliche nicht lächerlich ſeyn kann.“ “

„Jetzt verſtehe ich Sie ganz, und ich ſehe nun auch ein, daß da, wo es der Dichter darauf anlegt, zu belehren, für eine beſondere Lebensanſicht zu gewinnen, das Lächerliche um ſo weniger Eingang finden kann; denn er ſelbſt und die Zuſchauer können nicht von dem Standpunkt des beſtimmten Zweckes loskommen, beide ſind befangen, und beurtheilen alles nach dieſem beſtimmten Zweck.“

Zweites Kapitel.

Ein ander Mal kam die Rede auf die Kotzebuiſchen Schauſpiele. Man hatte eben die Johanna von Montfaucon geſehen, und die Kunſt der Schauſpielerin, welche die Rolle der Johanna gegeben, hatte dem Stück viel Beifall verſchafft; Theodor aber erklärte ſich demungeachtet dagegen. Es iſt, ſagte er, in dieſem Stück alles geziert, geſchraubt, geſpannt und übertrieben; alles iſt auf den Effekt berechnet, und darum ſind ſchreiende Kontraſte und ſchlagende Momente geſucht. Scharf ſtehen einander gegenüber die Argloſigkeit und der Edelmuth des Albert von Granſon und die Argliſt und Büberei des Laſarra; die liebende Treue des Philipp von Montenach und der Verrath ſeines Vaters; die Unſchuld des jungen Mädchens und die ſchwarze Bosheit ihres

ihres Pflegevaters; lauter Weiß und Schwarz in grellem Abſtich.

Aber dadurch, erwiederte man, entſteht Leben und Handlung, Theilnahme und Mitgefühl.

„Das iſt eben die ſchlechte Kunſt, die ſolcher Mittel bedarf. Nicht einmal wahr iſt eine ſolche Entgegenſetzung, viel weniger ſchön. Das Leben zeigt uns die Charaktere nie ſo rein und abgegrenzt, und es iſt kein Böſewicht, der nicht von irgend einer Seite noch liebenswürdig und achtungswerth wäre, und keine Tugend und Unſchuld, an welcher nicht eine Schwäche oder ein Flecken haftete; wenigſtens wird die Eigenthümlichkeit des Charakters die Schwärze der Bosheit mildern, und den Glanz der Tugend anziehend machen. Aber bei Kotzebue haben die Charaktere der handelnden Perſonen gleichſam keine Phyſiognomie, ſondern nur Eine Mine, welche unbeweglich iſt, wie auf einer Larve. Sie leben nicht und ſind nicht lebendig erſchaffen, ſondern es ſind bloße Drathpuppen. Eben ſo unnatürlich erſcheinen ſolche grelle Abſtiche in der Zuſammenſetzung des Ganzen, indem dadurch kein harmoniſches anziehendes Bild des Lebens entſtehen kann, und ſich alles krampfhaft an einander reibt.

The-

Thereſe fragte nun Theodorn um ſeine Meinung über den Charakter der Johanna ſelbſt.

„Dieſer iſt ganz muſterhaft; ſie iſt wohlthätig, liebevoll, treu, keuſch, klug, unerſchrocken, ſtandhaft und alles was Sie wünſchen; demungeachtet iſt ihr Bild nicht anziehend, eher abſtoßend.“

„„Ich vermuthe, warum; nicht wahr, weil der Dichter abſichtlich alle Tugenden auf ſie gehäuft, und ſeine Abſicht zu deutlich verrathen hat?““

„Allerdings! Gleich anfangs muß man erfahren, daß Johanna wohlthätig und von ihren Unterthanen geliebt iſt; und das Volk, das ſich verſammelt, ſie zu begrüßen, iſt einem bezahlten Lobredner zu vergleichen, ſo abſichtlich iſt alles, was es ſagt. Welchen Heldenmuth der Tugend entwickelt ſie, als ſie ſich in der Gewalt Laſarra's befindet, und der Knabe wetteifert mit ihr in edler Geſinnung; demungeachtet fühlt man ein geheimes Mißbehagen, man erinnert ſich, daß man im Schauſpiel iſt, alles erſcheint als Gaukelei und Fratze.“

„„Sie wollen alſo in der Dichtung keine ſittlichen Muſterbilder, und eben ſo wenig

ihnen gegenüber Gegenſätze der Bosheit und Schlechtigkeit? Wollen Sie denn überhaupt keine ſittliche Tendenz in der Dichtung?““

„Alles ſoll vom Geiſt der Sittlichkeit belebt ſeyn, aber ich will keine ſittlichen Machwerke, ſondern freie lebendige Geſchöpfe, und keine geſonderten Gegenſätze von Gut und Böſe nach einer moraliſchen Anſicht, ſondern eine freie Miſchung. Um dieß deutlich zu machen, muß ich weit aushohlen.

„Der Gegenſatz von Gut und Böſe liegt bloß in unſerm Gewiſſen, nicht aber außer uns, als nur in ſofern wir unſere Anſicht nach außen übertragen. Der Maßſtab dafür iſt unſere Ueberzeugung, welche nie ganz die der andern iſt, daher auch die Andern niemals ganz mit uns in dem Urtheil über Gut und Böſe übereinſtimmen.“

„„Das iſt ſehr auffallend. Es gibt doch eine allgemeine Meinung über Gut und Böſe, in der alle mit einander übereinſtimmen.““

„Wenn ich dieß auch zugebe, ſo gebe ich es doch nur in Beziehung auf die Genoſſen einer Zeit, einer Religion, eines Volkes zu. Aber immer wird man in einzelnen Fällen über die ſittliche Güte einer Handlung getheilt ſeyn, wenigſtens ſo lange man mit den Be-

weggründen derſelben nicht bekannt iſt; und dieß iſt eigentlich immer der Fall, da niemand dem Andern ins Herz ſehen kann. Wenn nun das Urtheil über Böſe und Gut bloß Eigenthum des einzelnen Menſchen iſt und ſeinem ſittlichen Verſtande angehört: ſo iſt klar, daß daſſelbe nicht in die Dichtung eingehen kann, welche das Leben an ſich, wie es iſt, nicht, wie es ſich dieſer oder jener vorſtellt, ſchildern ſoll. Ich berufe mich wieder auf den Unterſchied der freien und befangenen Beurtheilung: die ſittliche Beurtheilung iſt immer befangen, und in ihr gehen wir nicht aus uns ſelbſt heraus; die Dichtung ſoll uns aber gerade über uns ſelbſt erheben."

„„Wie ſoll nun aber doch ein ſittlicher Geiſt in der Dichtung herrſchen?""

„Der Dichter ſoll dem ſittlichen Urtheil nicht vorgreifen, noch demſelben in die Hände arbeiten; er laſſe es einem jeden frei, mache den Zuſchnitt ſeiner Dichtung nicht darnach, ſo daß er Gegenſätze des Guten und Böſen darſtelle, ſondern laſſe das Leben über dieſen Gegenſätzen in ſeiner wahren und ſchönen Geſtalt erſcheinen."

„„Alſo gar keine ſittliche Theilnahme ſoll der Dichter erregen dürfen?""

„Aller-

„Allerdings; aber nicht ſo, daß man das Eine als gut liebe, und das Andere als böſe haſſe. Das Sittliche beſteht einmal in einer gewiſſen Kraft, die ſich im Handeln zeigt, zweitens in der Angemeſſenheit der Handlung zum Geſetz. Dieſe Angemeſſenheit iſt der Grund des Urtheils über Gut und Böſe. Nun verlange ich vom Dichter, daß er dieſes Urtheil freilaſſe, und dieß wird er thun, wenn er kein beſtimmtes Geſetz, wie es in irgend einer beſondern Ueberzeugung zum Bewußtſeyn gekommen iſt, ſondern das allgemeine unbeſtimmte Geſetz des Lebens, wie es in allen menſchlichen Ueberzeugungen lebt, unterlegt. Hingegen die ſittliche Kraft ſoll er in beſtimmter Erſcheinung zeigen, und das iſt eigentlich das Element, in welchem er ſich zu bewegen hat; dadurch wird er anziehen, erfreuen, erheben. Die ſittliche Kraft beſteht in der Freiheit des Geiſtes; ſtellt er uns das menſchliche Leben in ſeiner Freiheit und Selbſtſtändigkeit dar, ſo wird dadurch unſer ſittliches Gefühl angeſprochen werden, wenn uns auch keine beſtimmte ſittliche Vorſchrift dabei zum Bewußtſeyn kommt.“

Man hatte Theodorn nicht recht verſtanden, und er mußte ein Beiſpiel geben.

„Wir

„Wir wollen mit der Tugendheldin Johanna von Montſaucon Göthe's Egmont vergleichen. Dieſer iſt ein Held, ein Freund des Volkes und des Vaterlandes, ein liebenswürdiger, frohmüthiger, heiterer Mann; er iſt aber nicht ganz das, was er ſeyn ſollte, er iſt nicht nur unvorſichtig aus Argloſigkeit, er iſt auch leichtſinnig, unbekümmert um ſein und des Volkes Wohl, und ſchleicht Nachts zum Liebchen. Demungeachtet ſteht er groß, anziehend und liebenswürdig da; er macht keine Anſprüche an Bewunderung, und doch bewundern wir ihn; er iſt, was er iſt, wie ihn die Natur erſchaffen, nicht wie ihn die befangene Foderung eines Menſchen nach irgend einer Regel gemodelt hat. Er entſpricht wohl auch einer Regel, dem Urbild der Mannheit, der Seelengröße, der geiſtigen Schönheit; aber dieſes Urbild läßt ſich nicht ſo beſtimmt in ihm nachweiſen, daß das Urtheil auf der Hand läge. An Göthe mag man überhaupt lernen, wie man ſittlich, aber nicht moraliſirend dichten ſoll. Die ſchönſte Blüthe ſeiner dramatiſchen Dichtung iſt unſtreitig Taſſo. Da iſt weder Tugendheld noch Böſewicht; denn Antonio iſt das letztere ſo wenig, oder auch nur unedel oder gemein, daß

ſich

ſich ihm Taſſo zuletzt mit Vertrauen in die Arme wirft. Es liegt auch die Tugend und die Bosheit nicht mit einander im Kampfe, wie Licht und Schatten; ſondern alle mehr oder weniger edlen, liebenswürdigen, achtungswerthen, großmüthigen Perſonen bewegt nichts gegen einander, als die von der feinen Sitte in Schranken gehaltenen, und nur zuweilen losbrechenden Leidenſchaften der Liebe und Eiferſucht, und Taſſo's Mangel an Mäßigung iſt es, was die Entſcheidung herbeiführt, jedoch nur durch eine gewiſſe Verkettung der Umſtände, ſo daß er auch wieder als ein Opfer des Schickſals zu betrachten iſt. Göthe hat mithin nur die Schwächen der Menſchen als Reibungsmittel benutzt, und ſie nie ſo ſchlecht und häßlich gefaßt, daß dadurch das ſittliche Gefühl beleidigt würde. Hinwiederum athmet alles den höchſten ſittlichen Geiſt, ohne daß man eine Moral mit nach Hauſe nehmen könnte. Man könnte ſagen, daß der Taſſo die Mäßigung predigen ſolle, aber wie verſchwindet dieſer einfache Gedanke gegen den Reichthum von Adel, Seelenſchönheit und Seelengröße, der in dem Gedicht entwickelt iſt! Man glaubt unter Göttern oder Heroen zu wandeln, deren Streit ſelber groß und edel iſt, und man fühlt ſich ſelbſt mit veredelt und erhoben."

Drit=

Drittes Kapitel.

Aus dieſen äſthetiſchen Urtheilen leuchtet eine höhere ſittliche Anſicht hervor, welche ſich unſer Freund ſeit einiger Zeit zu eigen gemacht hatte, nachdem ihm ein freierer Blick in die menſchliche Natur und das menſchliche Leben gelungen war, als früherhin, wo er der Kantiſchen Sittenlehre mit zu viel Engherzigkeit huldigte. Die freiere Philoſophie des Profeſſors A. hatte ihn von der Kälte und Leere jener Sittenlehre überzeugt, und ihm einen beſſern Weg gewieſen. Es iſt nöthig, um Theodors jetzige Geiſtesrichtung und Gemüthsſtimmung ganz zu verſtehen, ſeine ſittliche Anſicht in den Grundzügen kennen zu lernen.

Der Mittelpunkt der Kantiſchen Sittenlehre liegt in der Idee des ſogenannten kategoriſchen Imperativs, oder des reinen Sollens. Kant zeigte, daß im menſchlichen Gemüth

müth eine urſprüngliche innere Nöthigung liege, dem Sittengeſetz aus reiner Achtung, darum weil es gebiete, zu gehorchen. Er ſchloß auf dieſe Weiſe die Sittlichkeit in ſich ſelbſt ab, ſtellte ſie auf ſich ſelbſt und machte ſie unabhängig von allem äußern Geſetz und aller äußern Rückſicht. Das Gebot: du ſollſt, ſpricht den Willen unbedingt an, und der Wille erkennt ebenfalls unbedingt, daß er dieſem Gebot gehorchen ſoll. Dieß Gebot nannte er den kategoriſchen, d. h. unbedingten Imperativ. Dieſe reine Achtung vor dem Geſetz iſt ein hoher Gedanke, und ſie macht die Form der wahren Sittlichkeit aus; aber für ſich allein genommen, iſt dieſer Gedanke leer, und der Gehalt der Sittlichkeit iſt damit noch nicht gefaßt. Es fragt ſich nämlich, worin das gebietende Geſetz beſtehe, und was den Willen beſtimme, ihm zu gehorchen. Die Achtung ſetzt einen Gegenſtand voraus, welcher geachtet wird; die reine Geſetzmäßigkeit aber an ſich ohne Gehalt kann dieſer Gegenſtand nicht ſeyn: denn wäre dieß der Fall, ſo käme alles nur darauf an, ein Geſetz, welches es auch ſey, folgerichtig zu beobachten, und die Tugend wäre eins mit der Folgerichtigkeit oder Konſequenz. Den Gehalt dieſes Geſetzes nun gab Kant nicht gehörig an, und die

ihm nachfolgenden Sittenlehrer ſchoben demſelben alle die gangbaren ſittlichen Vorſchriften unter, welche Erfahrung und Herkommen und der darauf ſich beziehende Verſtand an die Hand gaben.

So entſtand ein übel zuſammenhangendes Ganzes von reinen Grundſätzen, welche die Tiefe des Gemüths anſprachen, und Sittengeboten, welche nur von der Erfahrung abgezogen waren, und doch von jenen Grundſätzen den Schein der Nothwendigkeit liehen. Daher jene Sucht, zu moraliſiren, jene Strenge und Aengſtlichkeit, ſich und Andern die Pflichten einzuſchärfen, wobei doch nichts herauskam, als eine ſteife, engherzige Tugend ohne Schwung und Begeiſterung. Und obſchon durch jenen Grundſatz Kants aller Eigennutz abgeſchnitten war, ſo fand er doch durch die Hinterthüre der erfahrungsmäßigen Sittenvorſchriften wiederum Eingang.

Der Grundfehler der Kantiſchen Forſchung über die Sittlichkeit lag darin, daß er das Gefühl verkannte, und fälſchlich annahm, daß der Wille durch die Erkenntniß beſtimmt werde. So ward ſeine Sittenlehre die Beute des Verſtandes, und das Gefühl und mit ihm die Wärme und das Leben hatte daran keinen Theil.

Theodors Lehrer ſah hingegen richtig, daß das Gefühl, welches im Herzen wohnt, ein urſprüngliches Vermögen iſt, worin die Wurzel der ſittlichen Geſetzgebung und dasjenige liegt, wodurch der Wille angeregt und beſtimmt wird, nämlich die Liebe. Liebe im Herzen tragen, und den Willen ihrem reinen Dienſte unterwerfen, das war ihm der Hauptgedanke der Sittenlehre, und dadurch erhielt die Kantiſche Idee des kategoriſchen Imperativs Leben und Fülle. Zur ſittlichen Verſtändigung gehört hiernach die klare Einſicht in das Weſen der Liebe, zur ſittlichen Erziehung aber die Erweckung und Läuterung derſelben und die Gewöhnung und Stärkung des Willens, ihren Anregungen zu folgen. Die Fülle der Liebe iſt unergründlich und verliert ſich in die Tiefe der Gottheit, welche die Liebe iſt; aber eine Regel iſt uns klar gegeben, das iſt die Liebe des Nächſten und unſer ſelbſt, als des Ebenbildes der Gottheit.

Das Verhältniß der Religion zur Sittenlehre machte Theodoren lange zu ſchaffen, bis er es gehörig zu beſtimmen wußte. Nach der Kantiſchen Anſicht ruht die Religion allein auf der Sittlichkeit, und geht bloß über ſie hinaus mit dem Glauben an Gott als Vergelter und

an die Unſterblichkeit, welcher Glaube aber doch nur ſeine Begründung in der Sittlichkeit hat. Die ſittliche Natur des Menſchen ſteht feſt auf ſich ſelbſt; damit ihre Geſetzgebung aber ſich über die ganze Welt und in die Ewigkeit erſtrecke, muß ein heiliger Regierer der Welt und eine Unſterblichkeit ſeyn. Das ſchien aber unſerm Freunde kein feſter und freudiger Glaube zu ſeyn, und wir haben früher geſehn, wie er dadurch beunruhigt wurde. Der Menſch iſt dadurch doch eigentlich auf ſich ſelbſt gewieſen, und nur wenn er an ſich ſelbſt und an ſeine Tugend glaubt, glaubt er auch an Gott. Auch iſt dieſer Glaube mehr erdacht und ein Werk des Verſtandes, als eine lebendige Kraft. Daß Religion und Sittlichkeit eng mit einander verbunden ſeyn, konnte Theodor nicht leugnen; denn auf jeder Seite der heiligen Schrift wird Tugend und Sittlichkeit gepredigt; wo aber ſollte er den Unterſchied und die Grenze finden?

In dieſer Zeit fielen ihm Schleiermachers Reden über die Religion in die Hände, deren Grundgedanke es iſt, die Religion in ihrer Selbſtſtändigkeit und Unabhängigkeit, und doch zugleich in ihrer Gemeinſchaft mit den andern Gebieten des geiſtigen Lebens darzuſtellen. Noch nie hatte ein Buch einen

ſolchen

ſolchen Eindruck auf unſern Freund gemacht, wie dieſes; er las es mehrmals hinter einander durch, um die Menge von Ideen zu faſſen, welche es in ihm anregte.

Die Hinweiſung auf das urſprüngliche unbewußte Leben der Religion im Ergriffenſeyn des Gemüths vom Geiſt des Univerſums und die Scheidung dieſes Unmittelbaren von dem Wiſſen darum, von dem Ausſprechen, Ordnen und Verbinden der urſprünglichen Gefühle in ein Syſtem von Meinungen, und von dem unlautern Verfahren, fremde Meinungen zuſammenzuleſen und ſich damit zu ſchmücken oder ſie mit anmaßlicher Kritik zu ſichten und zu läutern: dieſer Gedanke, Theodoren nicht ganz neu, da er ſchon gelernt hatte, Unmittelbares und Mittelbares im menſchlichen Gemüth zu unterſcheiden, war ihm doch in dieſer Beziehung gefaßt, ungemein aufklärend und fruchtbar.

Zunächſt ſuchte er ſich über das Verhältniß der Religion und Sittlichkeit zu verſtändigen, und das Buch bot ihm einen Aufſchluß in der gegebenen Vergleichung der Religion mit der Wiſſenſchaft und Sittlichkeit. „Die Wiſſenſchaft iſt das Seyn der Dinge in uns, in unſrer Vernunft; Kunſt und Bildung iſt unſer

Seyn

Seyn in den Dingen, in ihrem Maaß und ihrer Geſtalt; und beides kann in uns nicht zum Leben gedeihen, als nur ſofern die ewige Einheit der Vernunft und Natur, ſofern das allgemeine Seyn alles Endlichen im Unendlichen unmittelbar in uns lebt.“ Und dieß letztere nennt Schleiermacher Religion; dieſe ſetzt er in das Gefühl, die Wiſſenſchaft dagegen in das Erkennen und die Sittlichkeit in das Handeln. Aus dem Gefühl, worin ſich Endliches und Unendliches geheimnißvoll vereinigen, entwickelt ſich das Erkennen und das Handeln, wodurch der Menſch in ein beſtimmtes Verhältniß zur Welt und den Dingen tritt, während er im Gefühl mit dem Univerſum in Berührung kommt.

Sonach ſteht die Religion über der Wiſſenſchaft und Sittlichkeit, beide vereinigend und mit ihrem Geiſte durchdringend. „Wiſſen und Handeln iſt immer vom Anfang an unſer Einswerden wollen mit dem Univerſum durch einen Gegenſtand; entweder überwiegende Gewalt der Gegenſtände über uns, daß ſie uns wollen in den Kreis ihres Daſeyns hineinziehen, gedeihe es uns nun zur Anſchauung oder zum Gefühl, ein Wiſſen wird es immer; oder überwiegende Gewalt von unſerer Seite, daß wir ihnen unſer

Daſeyn

Daſeyn einprägen und uns in ſie einbilden wollen; denn das iſt es, was wir handeln nennen, Wirken nach außen. — Wiſſen und Handeln bezieht ſich alſo auf unſer beſonderes Verhältniß zur Welt, die Religion aber auf das Ganze und Ungetheilte.

Das war Theodoren klar; aber etwas dunkel war ihm noch das Verhältniß desjenigen Gefühls, durch welches der Wille erregt wird, und worin er die Quelle aller ſittlichen Geſetzgebung fand, zum religiöſen Gefühl. Iſt dieſes Gefühl mit jenem eins und daſſelbe, und ſind beide nur in der Richtung verſchieden? Dieß ſchien Schleiermachers Meinung zu ſeyn; wie kommt es aber, daß das eine Gefühl zur Handlung treibt, und das andere nicht?

Unſer Freund nahm in dieſem Zweifel wieder ſeine Zuflucht zum Profeſſor A. Dieſer ſagte: Es iſt mir lieb, daß Sie dieſes ſchöne Buch, das ich kenne und ſchätze, zur Hand genommen haben. Die darin herrſchende Philoſophie iſt nicht ganz die unſrige; aber es iſt nützlich, zuweilen auf einen andern Standpunkt zu treten, um den eigenen mit mehr Klarheit wieder zu gewinnen. Laſſen Sie uns von dem Grundſatz ausgehen, welcher vollkommen

men richtig iſt, daß die Religion im Gefühl ruht, aus welchem ſich die Erkenntniß mit dem Wiſſen und die Sittlichkeit mit dem Handeln und der Kunſt entwickeln, und daß ſie die Einheit von Allem in ſich ſchließt. Nun gehe ich aber von dem Verfaſſer der Reden über die Religion ab, und ſage: in dem urſprünglichen Einsſeyn des Gemüths mit dem Univerſum liegt ein zwiefaches Element, das Geſetz der Einheit und das Geſetz des Zweckes der Dinge, welche beide urſprünglich eins ſind, denn auch der Zweck iſt eine Einheit. Die Dinge ſind einmal für mich, was ſie ſind, und zweitens liebe ich ſie, wie ſie ſind, oder gebe ihnen einen ihrem Seyn angemeſſenen Werth.

Das Seyn nun, fiel Theodor ein, in ſeiner Einheit iſt für die Wiſſenſchaft Gegenſtand, und das Seyn in ſeinem Werth iſt Gegenſtand der Sittlichkeit: ſo ſcheidet ſich theoretiſche und praktiſche Philoſophie.

„Richtig; aber wohlgemerkt, dieſe beiden Zweige der Philoſophie haben unſer beſonderes Verhältniß zu den Dingen zum Gegenſtand; ſie geben die zeitliche oder natürliche Anſicht im Einklang mit der ewigen oder übernatürlichen, welche die Religion gibt.

Um auf die Reden über die Religion zurückzukommen, ſo fehlt der darin gegebenen Anſicht von der Religion, wie ich wenigſtens finde, der beſtimmte Gedanke, was das Univerſum, das Unendliche, der Weltgeiſt, oder wie ſonſt der Gegenſtand der Religion genannt wird, eigentlich ſey. Ich beſtimme dieſes als die ewige Einheit und Zweckmäßigkeit der Dinge. Hiernach läßt ſich beſtimmt angeben, worin der Gehalt der Religion beſteht. Die Spitzen der Wiſſenſchaft und Sittlichkeit laufen in ſie zuſammen, und von jener gehört zu ihr die Lehre von der Unſterblichkeit, der Freiheit und Gottheit, als der höchſten Einheit der Dinge, von dieſer aber entlehnt ſie die Idee eines ſittlichen Reiches, eines Reiches der Liebe, das ſie von den endlichen Schranken befreit und in das ewige Seyn der Dinge ſetzt.“

„Ich verſtehe: die Religion lebt in dem Unbedingten, Unendlichen, Ewigen, und gibt dem begrenzten, endlichen Gehalt der Wiſſenſchaft und Sittlichkeit eine ewige Bedeutung. Und habe ich Recht, wenn ich das Verhältniß des ſittlichen Gefühls zum religiöſen Gefühl ſo faſſe, daß jenes, auf das Endliche gerichtet, den Willen antreibt, im Endlichen die Liebe

geltend

geltend zu machen, dieſes aber, auf das Unendliche gerichtet, über die That hinausſtrebt, und in ſeiner Ueberſchwenglichkeit von der That nicht gefaßt werden kann?““

„Das iſt ganz meine Meinung; das religiöſe Gefühl iſt — wie ſoll ich ſagen? — unthätig, ruhend, aber nicht leidentlich unthätig; es iſt die volle Befriedigung des Herzens, dem alles Verlangen, alle Sehnſucht geſtillt iſt. Es iſt aber doch die Quelle aller Thätigkeit, indem von deſſen Höhe der Menſch bald wieder in die Sphäre der That zurückkehrt.“

„„Ich möchte hiernach behaupten, daß die Religion doch gewiſſermaßen mehr Antheil an der Sittlichkeit, als an der Wiſſenſchaft habe. Denn das ſittliche Gefühl wird in jedem Augenblick das religiöſe mit anregen und umgekehrt, während die Wiſſenſchaft den Grundgedanken der Einheit zwar auch immer feſthalten muß, aber doch nicht ſo lebendig im Gefühl lebt, ſondern mit der Erkenntniß thätig iſt. Und ſo verſtehe ich, warum in der Bibel ſo wenig von Wiſſenſchaft, immer aber von Sittlichkeit die Rede iſt; und ganz falſch muß es mir vorkommen, wenn es in den Reden über die Religion heißt: Nur böſe Geiſter, nicht gute, beſitzen

ſitzen den Menſchen, und treiben ihn; da doch in der Bibel der heilige Geiſt das Princip ſowohl der Religion als Sittlichkeit genannt wird.‟‟

„Sie haben Recht, daher auch Sittlichkeit und Frömmigkeit oft gleichbedeutend genommen werden. Haben Sie nun auch darüber nachgedacht, warin und auf welche Weiſe die Religion zum Bewußtſeyn kommt und ins Leben tritt? Darüber werden Sie in den Reden über die Religion auch nicht die größte Klarheit finden.‟

„„Der Verfaſſer unterſcheidet zwiſchen dem urſprünglichen Gefühl und dem Wiſſen um daſſelbe, den Begriffen und der Betrachtung, oder wie er es nennen mag.‟‟

„Das iſt ganz richtig; aber in ihrer Unmittelbarkeit iſt die Religion bei allen geiſtigen Thätigkeiten des Menſchen; hingegen gebührt ihr auch ein beſonderes Gebiet, und von dieſem iſt eigentlich die Rede, wenn man ſie als etwas beſonderes anſieht.‟

„„Wenn ich den Verfaſſer der Reden über die Religion recht verſtanden habe, ſo iſt die Religion in dieſer letztern Hinſicht Betrachtung. Er ſpricht von einer Geſelligkeit der Religion, deren Organ die begeiſterte Rede,

Rede, die Dichtkunſt und Muſik ſey. Kirche iſt ihm eine ſolche Gemeinſchaft der Frommen, in welcher ſie ſich ihre Anſchauungen und Gefühle mittheilen.""

„Allerdings lebt die Religion in der Betrachtung. Die Betrachtung aber gehört der Reflexion an, und die Reflexion iſt das Gebiet des Verſtandes: mithin wäre ja die Religion eine Sache des Verſtandes und des Wiſſens, und wir wären aus dem Gebiet des Gefühls, in welchem die Religion lebt, herausgeworfen?"

„„Das Wiſſen will Schleiermacher beſtimmt von der Religion geſchieden wiſſen, und er meint eine ganz andere Betrachtung. Ich glaube es richtig zu treffen, wenn ich ſage: dieſe Reflexion iſt nichts als die Beobachtung und Bezeichnung des unmittelbaren Gefühls, und hat mit dem Wiſſen nichts zu thun.""

„Sie werden ganz ins Klare kommen, wenn Sie ſich erinnern, daß der Verſtand, als das erhöhete Bewußtſeyn, von allem, was im Gemüth vorgeht, Kenntniß nimmt, und um Alles weiß, wenn er es auch nicht begreifen, zergliedern oder verſtehen kann. Es fragt ſich alſo nur, auf welche Art er die religiö-

ligiöſen Gefühle zum Bewußtſeyn bringt, ob in Begriffen oder auf eine andere Weiſe."

„„In Begriffen nicht, denn dieſe gehören der Wiſſenſchaft.""

„Doch nicht jeder Begriff iſt wiſſenſchaftlich. Die Begriffe von Wunder, Eingebung, Offenbarung, welche Schleiermacher namentlich in das Gebiet der Religion zieht, wie Sie ſich erinnern werden, ſind nicht wiſſenſchaftlich, ſondern deuten etwas Unbegreifliches, ein Gefühl, an. Sodann laſſen ſich auch Begriffe auf eine Weiſe verbinden, wodurch nicht Gedanken, ſondern Gefühle bezeichnet werden, wie Sie in jedem Gedichte finden werden. Außerdem ſtehen dem Gefühl Bilder zu Gebote, wodurch es ſich ausſprechen kann, wohin die chriſtlichen Bilder des Himmels, der Engel und ähnliche gehören. Aus ſolchen Beſtandtheilen wird ſich nun eine religiöſe Betrachtung bilden, wie ſie der Verfaſſer der Reden über die Religion ſich denken mag, und welche nicht verſtändig wiſſenſchaftlich, ſondern äſthetiſch iſt, daher er ſie auch in künſtleriſcher Geſtalt auftreten läßt."

„„Aeſthetiſch nennen Sie die anſchauliche Darſtellung einer Idee für das Gefühl, im Gegenſatz der verſtändigen Auffaſſung derſel-

ben in Verſtandesbegriffen. Sonach wäre das Gebiet der Aeſthetik eins mit dem der Religion in ihrer Darſtellung und Mittheilung. Jetzt verſtehe ich, was in den Reden über die Religion von der Verwandtſchaft der Kunſt mit der Religion geſagt iſt.“ “

„Sie werden, wenn wir zur Aeſthetik kommen, darüber noch mehr Aufſchlüſſe erhalten, und dann inne werden, daß in den Reden über die Religion die Kunſt zu wenig in Rückſicht gezogen, und die Mittheilung und Geſelligkeit der Religion zu einſeitig gefaßt iſt. Künſtleriſche, äſthetiſche Symbolik iſt die ſicherſte und höchſte Darſtellungs- und Mittheilungsart der Religion.“

Vier-

Viertes Kapitel.

Theodor war auf die ihm verſprochenen Aufſchlüſſe ſehr geſpannt, und freute ſich auf die angekündigten Vorleſungen ſeines Lehrers über die Aeſthetik. Unterdeſſen traf er zufällig einen ehemaligen Univerſitätsfreund, einen Theologen, mit dem er, als er noch dem Studium der Theologie oblag, die meiſten Vorleſungen beſucht, und eine, wenn auch nur oberflächliche Bekanntſchaft geſtiftet hatte. Walther, ſo hieß er, hatte ſich bisher als Hauslehrer umhergetrieben, und war nun in der Hauptſtadt als Hülfsprediger angeſtellt worden. Er wunderte ſich, ſeinen alten Bekannten hier, und zwar in dieſen Verhältniſſen, zu finden, und vernahm mit großer Theilnahme den Schritt, den Theodor gethan hatte. Ich ſchätze Dich glücklich, ſagte er zuletzt, daß Du haſt Deiner Ueberzeugung folgen, und den geiſtlichen Stand

aufgeben können. Ich hätte es auch gethan, wenn ich die Mittel dazu gehabt hätte.

Nun vielleicht, erwiederte Theodor, thäte ich jetzt dieſen Schritt nicht, der mir zu raſch geweſen zu ſeyn ſcheint. Die Zweifel, die mich damals quälten, ſind zum Theil ſchon jetzt gehoben, und vielleicht werden ſie noch alle gehoben.

„Ich kenne Deine Zweifel nicht näher; aber der Streit des Rationalismus und Supernaturalismus hat mich auch beunruhigt und beunruhigt mich noch, zumal da ich finde, daß meine Vorgeſetzten hier den Rationaliſten nicht günſtig ſind. Ich bin genöthigt, meine Ueberzeugung zu verbergen, um nicht anzuſtoßen; und dieß, da ich nicht zur Verſtellung geneigt bin, und ſie für unrecht halte, raubt mir die Ruhe und Freudigkeit des Gemüths."

„„Das thut mir leid, um ſo mehr, da ich jetzt jenen ganzen Streit und Gegenſatz für nichtig halten muß.""

Walther fragte erſtaunt nach näherer Erklärung und Belehrung.

„„Beide Partheien, ſowohl diejenigen, welche ſich Rationaliſten nennen, als die, welche von ihnen Supernaturaliſten genannt werden, ſtehen nicht auf dem Standpunkt der Religion,

und ſind im Begriff und Buchſtaben verfangen. Sie faſſen die Religion als Lehre und Anſtalt, als Dogma und Statut, nicht als lebendiges Gefühl. Die Rationaliſten wollen nun die Freiheit des menſchlichen Geiſtes behaupten (was allerdings zu ihrem Lobe gereicht), und nichts als religiöſe Wahrheit anerkennen, was nicht der Vernunft angehört, oder wie ſie es nennen, der natürlichen Religion; dieſe natürliche Religion aber iſt nichts als ein Syſtem abgezogener Begriffe, aus einer oder mehreren philoſophiſchen Schulen entlehnt, und damit haben ſie wieder die Freiheit des Geiſtes aufgegeben, weil ſie nicht ihrer eigenen Vernunft, ſondern dem, was von einer fremden Vernunft als Hülle und Schaale abgefallen iſt, fremden Meinungen, mit befangenem Dünkel Glauben beimeſſen. So ſehr ſie gegen den Autoritätsglauben ſtreiten, ſo ſehr ſind ſie, ſich ſelbſt unbewußt, darin befangen. Die wahre Freiheit des Geiſtes iſt nur in der Urſprünglichkeit des Gefühls und Gedankens, und in der freien Auffaſſung deſſen, was in Andern urſprünglich entſtanden iſt; davon wiſſen aber die ſogenannten Rationaliſten nichts. Die Supernaturaliſten dagegen verzichten ausdrücklich auf alles eigene Gefühl und Denken,

und ſchwören auf den fremden Buchſtaben der nicht verſtandenen Bibel und der nur äußerlich und todt gefaßten Beſtimmungen der Kirche. Nur in den weniger Beſſeren unter ihnen mag das religiöſe Gefühl unter der Buchſtäblichkeit verborgen liegen; ſie mögen fühlen, daß die kirchliche Stiſtung eine höchſt wichtige Bedeutung für das religiöſe Leben hat, und ſtreiten dafür mit unerleuchtetem Eifer.""

„In der That, ſo habe ich die Sache noch nicht angeſehen; aber es fällt mir ein, daß ein Philoſoph, noch dazu ein Kantianer, mir einmal geſagt hat, die Rationaliſten unter den Theologen ſeyen meiſtens ſehr ſchlechte Philoſophen, und hätten nicht einmal Kants Geiſt gefaßt. Er führte zum Beleg an, daß ſie deſſen Lehre vom radikalen Böſen nicht verſtanden hätten, und das chriſtliche Dogma von der Erbſünde, als einer urſprünglichen Schuld, nicht anerkennen wollten. Indeſſen liegt der Hauptpunkt des Streits in der Frage, ob das Chriſtenthum übernatürlichen wunderbaren Urſprungs, oder mit andern Worten eine unmittelbare göttliche Offenbarung ſey."

„„Dieſen Streitpunkt aber ſehen beide Partheien, vermöge eben jener Befangenheit und

und Geiſtloſigkeit falſch an. Die Rationaliſten hängen an dem, was ſie natürlich nennen, und was auf eine beſchränkte erfahrungsmäßige und verſtändige Phyſik und Pſychologie hinausläuft, und wiſſen nicht, daß alles Natürliche, es ſey im Geiſt oder in der Körperwelt, vom Uebernatürlichen abhängt, und bloß deſſen Erſcheinung iſt. Sie verkennen, daß alles Urſprüngliche und Unmittelbare im Geiſt aus einer verborgenen geheimnißvollen Quelle ſtrömt; wie ſie ſelbſt bloß gelernt haben und nachbeten, ſo meinen ſie, auch in Chriſto ſey nur Erlerntes und höchſtens aus altem Stoff neu Bearbeitetes, aber nichts Urſprüngliches, Ureigenes, Unerklärliches. Und ſo ahnen ſie auch nicht, daß in der körperlichen Natur verborgene Kräfte walten, welche Geiſt und Körper auf geheimnißvolle Weiſe verbinden, und aller Erklärung der Naturforſcher ſpotten. Die Supernaturaliſten dagegen wiſſen eben ſo wenig von der Freiheit und Urſprünglichkeit des Geiſtes, und wie ſie alles aus Ueberlieferung empfangen haben, ſo laſſen ſie Chriſto und den Apoſteln die Offenbarung gleichſam durch einen Trichter einflößen; leidend und träg, wie ſie ſind, denken ſie ſich auch den geiſtigen Zuſtand der Begeiſterten lei-

dend und träg; und die Wunder, an die ſie glauben, denken ſie ſich auf eine natürliche materielle Weiſe, ob ſie ſchon das Uebernatürliche im Munde führen; ſie meinen, die Geſetze der Natur ſeyen durch die Wunder für den Augenblick aufgehoben, und die Naturmaſchine etwas anders geſtellt worden. So ſehr ſie den Glauben preiſen, ſo wiſſen ſie doch nicht zu glauben, ohne zu ſchauen; und wenn ſie zu Chriſti Zeit gelebt hätten, würden ſie gerade keine Wunder geſehen haben, weil ſie, wie die Phariſäer, Zeichen vom Himmel hätten ſehen wollen.““

„Es fragt ſich aber immer, ob die Wundergeſchichten, die Erſcheinungen und Offenbarungen, von welchen die heiligen Schriften erzählen, als wahr anzunehmen ſind.“

„„Das iſt nichts als eine hiſtoriſche Streitfrage, welche durch Kritik zu entſcheiden iſt. Wenn die Bücher, in welchen dieſe Erzählungen enthalten ſind, ächt und ihre Verfaſſer glaubwürdig ſind: ſo wird man jene Thatſachen anzunehmen haben.““

„Du hältſt alſo dergleichen für möglich?“

„„Allerdings ſcheint mir das Wunder der Offenbarung, d. h. des urſprünglichen freien

An-

Anfangs einer ſittlich=religiöſen Entwickelung nicht ohne außerordentliche begleitende Umſtände gedacht werden zu können. Ein Wunder, das nicht zu leugnen iſt, macht zur Annahme anderer Wunder geneigt.""

Walther ſah ſeinen Freund verwundert an, und geſtand, daß er ihn nicht begreiſe.

„„Fürchte nur nicht, daß ich mit jenen Wundergläubigen gemeine Sache mache. Vor meiner Kritik würden manche Wunder, welche die Evangelien erzählen, verſchwinden; aber ich glaube allerdings im Allgemeinen, daß der überlegene außerordentliche Geiſt Chriſti ſich durch außerordentliche Thaten kund gethan hat."" Und nun geſtand Theodor, daß er mehrere Wundergeſchichten für bloß ſagenhaft oder mythiſch halte.

„So ſtehſt du alſo doch auf der Seite der Rationaliſten, und widerſprichſt den Supernaturaliſten in ihrer blinden Annahme der Wunder?"

„„Ich glaube die Mitte zwiſchen beiden zu halten, da ich zwar an Wunder glaube, aber doch kein einzelnes Faktum ohne Kritik annehme.""

„Damit ſcheint mir aber nicht viel ge=

won=

wonnen zu ſeyn für die Uebereinſtimmung mit dem allgemeinen Kirchenglauben; Du könnteſt auch jetzt noch nicht mit vollkommen gutem Gewiſſen das Predigtamt verwalten, da Du die Wunder nicht annimmſt, welche der große Hauſe der Chriſten glaubt.“

Dieſen Zweifel wußte Theodor freilich nicht zu heben, und das Geſpräch wurde für dieß=mal abgebrochen.

Fünftes Kapitel.

Mit Thereſen unterhielt ſich Theodor oft über die Muſik, wozu meiſtens der Beſuch der Oper Veranlaſſung gab. Bald gelang es ihm, ihr den Geſchmack an den Verzierungen und Schnörkeln, welche die Sänger anzubringen pflegten, und an den ſchweren halsbrechenden Läufern und andern Kunſtſtücken, deren glückliche Löſung gewöhnlich mit unmäßigem Beifallklatſchen belohnt wurde, zu verleiden, und ſie für die einfachere gefühlvollere Vortragsweiſe zu gewinnen. Anfangs fiel es ihr auf, das Theodor den Geſang junger wenig geachteter Sängerinnen denjenigen hochberühmter Künſtlerinnen vorzog, weil, wie er ſagte, in jenem mehr Seele ſey und gleichſam noch der Duft der Unſchuld auf ihm liege; aber ſie verſtand ihn bald, und eigentlich hatte ſie ſelbſt immer in dieſer Weiſe geſungen. Theodor erhielt die Genugthuung, daß ſich der Geſchmack des

großen

großen Publikums ſelbſt ſehr bald änderte, indem eine Sängerin auftrat, welche im Vertrauen auf ihre herrliche Stimme alle bisher üblichen Künſteleien verſchmähte, und die Natur und das Gefühl allein walten ließ. Schwerer ward es unſerm Freunde, ſeiner Geliebten die gewöhnlichen Vorurtheile in Anſehung der Tonſetzung oder Muſikdichtung ſelbſt zu benehmen.

Thereſe hatte eigentlich gar keine Idee von der Muſik und dem, was ſie wirken ſoll. Unterhaltung durch das Mannichfaltige, Gefällige und Rauſchende, und höchſtens Rührung durch einzelne gefühlvolle Stücke ſchien ihr der Zweck aller Konzerte und Opern zu ſeyn. Das Gefällige und Rührende zog ſie auch hier, wie in der Dichtung, allem Andern vor, und je ſchmelzender und weichlicher, deſto anſprechender war es für ſie. Gegen dieſen Geſchmack wurde Theodoren der Kampf um ſo ſchwerer, als ſeine Liebe von der Rührbarkeit der Geliebten Gewinn zog, indem ſie in ſolcher Stimmung immer zärtlicher und liebenswürdiger, als gewöhnlich, war. Er bemerkte dagegen, daß, ſo wie weiche und rührungsfähige Gemüther dadurch noch nicht immer die Kraft beſäßen, den Eindruck des Guten feſtzuhalten, und allen Verſuchungen zu widerſtehen: ſo auch in der Rührung durch die Kunſt die

Kraft

Kraft und Freiheit des Geiſtes nicht ſelten verloren gehe. Ueber der Rührung müſſe der Geiſt frei die Flügel ſchwingend ſchweben, und ſelbſt im Weinen immer heiter lächeln.

Gegen die meiſten Compoſitionen hatte Theodor einzuwenden, daß es ihnen an Ideen fehle, und daß ſie ſich in leerem Geräuſch und Geklingel bewegten. Selten fand er in den Operngeſängen die Idee und Stimmung ausgedrückt, welche der Dichter angedeutet, und die Lage der handelnden Perſonen mit ſich führte. Oft ſchien der Tonſetzer es nur darauf angelegt zu haben, den Sängern Gelegenheit zur Entfaltung ihrer Stimme zu geben. Dieſen Vorwurf der Gedankenleere machte Theodor beſonders den italieniſchen Tonſetzern mit wenigen Ausnahmen. Den Vorzug der Reichhaltigkeit und Fülle theilte er den Deutſchen, und vor Allen Mozarten und Beethoven zu. Aber bei der Fülle und dem Reichthum ſchien ihm, ſelbſt Mozarten nicht immer ausgenommen, das Maaß der reinen Schönheit, die Einfachheit, Mäßigung und Haltung zu fehlen; die Phantaſie ſchien ihm nicht ſelten in der Fülle wollüſtig zu ſchwelgen, und die Freiheit des Geiſtes unterzugehen, nicht zu gedenken, daß nur zu oft die Componiſten nicht von ihren Gedanken loskommen können, ſich immer wieder

darauf

darauf zurücklenken, und Alles bis ins Kleinſte ausführen.

Ueber alle ihm bekannte Opernmuſik ſetzte Theodor die Gluckſche, wegen ihres Ernſtes, ihrer Einfachheit und Größe, vorzüglich aber wegen der friſchen jugendlichen Kraft, welche, wie in den Klagen der Trauer, ſo im Jubel der Freude, lebt. Die Aufführung der Iphigenie in Aulis machte einen wahrhaft wunderbaren Eindruck auf ihn; ihm war, als wenn er auf Adlersfittigen emporgehoben und über blühende Auen und Bergeshöhen empor zum heitern Blau des Himmels und zum reinen Sonnenlicht getragen würde. Welch ein Jauchzen der Freude, welche zarte und innige und doch kräftige Trauer, welche Gewalt des tobenden Zornes, welch ein heldenmäßiges Ringen der Leidenſchaften; und Alles ſo durchſichtig und klar, reine Geſtaltung, vollkommene Durchdringung des Stoffes und der Form, überall Leben, Geiſt und Schöpfung! Sehen Sie, ſagte er zu Thereſen nach Aufführung dieſes Stückes, in dieſem Meiſterwerk das Urbild der Muſik, wie ich es in meinem Gemüth trage. Dieſer Tonkünſtler wußte, was er wollte, er war begeiſtert und vollkommener Meiſter ſeiner Begeiſterung. An dem Eindruck, den dieſe Muſik auf Sie gemacht hat (und in der That war Thereſe

davon

davon ergriffen worden) können Sie den Werth des Kunſtwerkes ermeſſen: das verlange ich von der wahren Muſik, daß ſie das Gemüth in eine Stimmung verſetze, welche dauernd iſt und lange nachtönt, ihm Schwung und Federkraft verleiht, und es für alles Große und Herrliche mit freudiger Luſt erfüllt.

Thereſe war ſehr für Mozart eingenommen, und liebte von allen ſeinen Opern die Zauberflöte am meiſten. Sie meinte, daß darin alle Foderungen erfüllt ſeyen, welche Theodor an die Oper mache, und freute ſich ſehr auf die verſprochene Aufführung derſelben, um ihren Freund, der mit dieſem Stück nicht ſehr bekannt war, von der Richtigkeit ihres Geſchmacks zu überzeugen. Und wirklich ward ihr die Freude, daß Theodor ihr Recht gab und ſich ſehr befriedigt fand. In der Art des Anmuthigen und Phantaſtiſchen ſetzte er die Zauberflöte oben an, und pries nicht nur den Reichthum anziehender lieblicher Melodien, mit der Begleitung einer kunſtreichen und doch einfachen Harmonie, ſondern vornehmlich das Ausdrucksvolle und Bezeichnende der Melodieen. In manchen Opern, ſagte er, werden den Helden Arien in den Mund gelegt, nach denen man tanzen könnte, ſo luſtig

ſind ſie; und oft gehen die Muſik und der Text und die Handlung neben einander her, als wenn ſie einander nicht angehörten. Hier iſt jeder Ton bezeichnend, und gleichſam aus der Seele der handelnden Perſonen geſchöpft. Die am meiſten phantaſtiſche Erſcheinung im Stück iſt unſtreitig die Königin der Nacht, und auf deren Arien hat auch Mozart allen Zauber und Glanz ausgegoſſen, und ſelbſt das Gezierte und Wunderliche, ſchwierige Gänge und Sprünge, nicht verſchmäht, ſo daß er ſie wie eine Nachtigall flöten läßt. Voll munterer Laune mit einem gewiſſen phantaſtiſchen Schimmer iſt der Geſang Papageno's, und das Lied des Mohren iſt ſo heiß glühend, wie das Klima ſeines Vaterlandes, und ſo ſinnlich befangen, wie das Gemüth des Wilden. Einfach, anmuthig und gemüthvoll iſt der Geſang der Liebenden, feierlich ernſt, ja erhaben der des Saraſtro und der Prieſter. Genug, Alles iſt ſo ſcharf gezeichnet und ſo lebendig gefärbt, daß man dadurch der plaſtiſchen Gewalt der Muſik recht inne wird, die ihr eben ſo gut, wie andern Künſten, zukommt. Und bei dieſem Reichthum des Ausdrucks, bei dieſer Mannichfaltigkeit der Stimmungen, welche ſchöne Zuſammenſtimmung des Ganzen! Alles vereinigt

nigt ſich in den Grundton jenes poetiſchen Charakters, den wir den romantiſchen nennen, der aber wohl nichts weiter als echt poetiſch iſt. Alles iſt mit dem Abendroth der Sehnſucht, der Begeiſterung übergoſſen, das Licht einer höhern Welt ſcheint ſich darüber auszubreiten: es iſt, als wenn wir uns in einem Zaubergarten befänden, in welchem uns die bekannten Blumen und Gewächſe in größerem Wuchs und höherer Schönheit begegnen, in welchem wir uns von Allem zugleich überraſcht und angezogen, zugleich fremd und einheimiſch fühlen. Die Einheit des Ganzen hat der Tondichter in der Ouverture dargeſtellt, in welcher er, gleichſam trunken von der Fülle deſſen, was er in der begeiſterten Bruſt trägt, das Chaos der zu entfaltenden Schöpfung vor dem geſpannten Ohr des Hörers vorüber führt.

Unſer Freund ergoß ſich hierauf in Klagen über den Mißbrauch, der ſo häufig mit der Muſik getrieben werde. Sie iſt, ſagte er, die höchſte aller Künſte, weil ſie die ſicherſte und tiefſte Gewalt auf die Herzen übt. Der Wilde iſt eben ſo für ſie empfänglich, wie der verfeinerte Europäer; und es iſt gewiß nicht eine leere Fabel, wenn von den alten Sehern erzählt wird, daß ſie die rohen Menſchen durch

den

den Zauber der Töne und des Geſangs ge-zähmt haben. Da wo alle Bilder erbleichen, wo alle Worte verſtummen, wo nur das Seufzen des tiefbewegten Herzens ſpricht, und der an-dächtige Blick ſich zum Himmel richtet: da iſt die Muſik die einzige Deuterin unſerer Ge-fühle, ſie erhebt uns zum Himmel, ja ſie gibt uns einen Vorſchmack der himmliſchen Seligkeit: wie man ſich denn auch die Harmonie der himmliſchen Sphären, das Leben der From-men im Himmel, unter keinem andern als dem von der Muſik entlehnten Bilde vorſtellen kann. Und dieſe herrliche Kunſt, dieſes allgemeine Bildungsmittel der Menſchheit, dieſe Him-melsgabe wird bei uns ſo entweiht, ſo gemein gemacht, ſo nutzlos verſchwendet! Sie iſt übri-gens außer der Dichtung, die einzige Kunſt unſerer Zeit, wofür wir noch Empfänglichkeit und Geſchick haben, da die Malerei und Bild-nerei beinahe ganz untergegangen ſind: um ſo mehr ſollte man ſie in Ehren halten, und nur mit gewiſſenhaftem Ernſt gebrauchen.

Was gilts, erwiederte Thereſe lächelnd, Sie tadeln gewiß den Gebrauch der Muſik beim Tanze, gegen den Sie ſeit einiger Zeit eingenommen zu ſeyn ſcheinen.

„Kei-

„Keineswegeſ, meine Liebe! Der Tanz ſelbſt verdient wohl in gewiſſer Hinſicht Tadel, nämlich in der Art und Weiſe, wie er jetzt bei uns gewöhnlich iſt. Aber wenn die Muſik den Geiſt der ſinnlichen Luſt, den er athmet, ausdrückt; ſo ſcheint mir dieß zwar nicht der höchſte Gebrauch der Muſik zu ſeyn, aber doch kein Mißbrauch; denn ſie drückt in dieſem Fall doch etwas aus und hat eine Bedeutung. Den Mißbrauch der Muſik ſetze ich darein, daß man ſie zum Mittel einer leeren Unterhaltung ohne Sinn und Geiſt, zur Dienerin der Eitelkeit und Prahlſucht macht, wie dieß gewöhnlich in Konzerten der Fall iſt.“

„„Nun freilich, wenn die Muſik unbedeutend iſt, ſo taugt ſie in Konzerten, wie überall, nichts, und gewährt aber eben deswegen auch keine Unterhaltung.““

„Davon rede ich noch nicht; ich meine vielmehr, daß die Muſik in Konzerten ſehr vortrefflich ſeyn kann, und doch damit Mißbrauch getrieben wird.“

„„Nicht wahr, wegen der Zerſtreuung, in der man ſich gewöhnlich in ſolchen Geſellſchaften befindet? Es gibt da ſo Manches zu ſehen, zu reden.““

„Allerdings iſt man da gewöhnlich nicht in der rechten Stimmung zu hören; indeß iſt dieß

im

im Theater auch der Fall, und doch möchte ich die Oper in Schutz nehmen.“

„„Jetzt bringen Sie gewiß einmal eine ſonderbare Meinung vor, Herr Sonderling! Nun laſſen Sie hören!““

„Sonderbar mag meine Meinung ſeyn, weil ſie gegen die gewöhnlichen Vorurtheile angeht. Ich habe gegen die Concerte einmal dieſes, daß man darin gewöhnlich ganz verſchiedenartige Stücke vorträgt: Symphonien, herausgeriſſene Arien aus Opern, Variationen auf bekannte Melodieen u. dergl., Stücke, die aus verſchiedenen Gefühlsſtimmungen hervorgegangen und geeignet ſind, verſchiedene Stimmungen hervorzubringen, wodurch die Hörer am Ende in gar keine Stimmung verſetzt, ſondern bloß zerſtreut werden.“

„„Die Zerſtreuung iſt auch zur rechten Zeit nöthig und nützlich.““

„Zerſtreuung im eigentlichen Sinn iſt immer für den Geiſt zerſtörend, zumal wenn ſie, wie bei der Muſik, durch die Anſpannung der Aufmerkſamkeit erreicht wird. Soll ich mich zerſtreuen, d. h. mich in eine bunte Mannichfaltigkeit ſtürzen, ſo will ich mich dabei abſpannen, nicht anſpannen, ich will meinen Geiſt ruhen laſſen, wie es bei dem Anſchauen

eines

eines bunten unbedeutenden Schauſpiels geſchehen kann. Soll aber mein Geiſt arbeiten, aufmerkſam ſeyn, faſſen und verſtehen: ſo verlange ich auch eine Frucht, einen Gewinn, und will nicht, daß mir das eben gewonnene durch etwas Neues, Unpaſſendes wieder geraubt werde. Habe ich eine empfindſame rührende Muſik gehört, ſo will ich den Eindruck derſelben feſthalten und verarbeiten. Aber gleich darauf beginnt eine andere Weiſe, und jener Eindruck iſt verloren.“

„„Aber in Opern wechſeln die Weiſen oft auch ſehr grell, und es läßt ſich nicht eine und dieſelbe feſthalten.““

„Verſteht der Tonſetzer ſeine Kunſt, ſo wird er das Mannichfaltige in eine Einheit zu verbinden wiſſen, ſo daß ein Geſammteindruck entſteht, wie ich dieſes z. B. in der Zauberflöte finde. Aber nun kommt eigentlich erſt die Sonderbarkeit, die Sie geahnet haben; ich halte die Inſtrumentalmuſik, die man gewöhnlich in Konzerten hört, für unzweckmäßig.“

Nun das nenne ich wirklich ſonderbar, rief Thereſe. In dem Augenblicke trat ihr Muſiklehrer in das Zimmer, und mit muthwilliger Laune theilte ſie ihm die Behauptung ihres

 Freun=

Freundes mit, die er mit Verwunderung anhörte.

Verurtheilen Sie mich nicht zu ſchnell, ſagte Theodor zu ihm. Meine Meinung iſt dieſe: der Zweck der Muſik iſt, Gefühle zu erwecken, eine Gemüthsſtimmung hervorzubringen.

Der Muſiker nickte ihm Beifall zu.

Nun aber, fuhr Theodor fort, iſt im menſchlichen Gemüth kein Gefühl, das nicht von einem Gedanken oder einer Vorſtellung begleitet iſt, oder in Beziehung auf eine Handlung ſteht, widrigenfalls es unbeſtimmt und dunkel iſt. Der Dichter erregt Gefühle durch Vorſtellungen, der Mahler durch Bilder; bedeutſame wichtige Handlungen rufen in uns entſprechende Gefühle hervor, z. B. das Begräbniß eines theuren Todten, der Abſchied von Geliebten. Solche Vorſtellungen und Handlungen ſind die nothwendigen Reiz- und Richtungsmittel der Gefühle.

Nun meinen Sie, fiel der Muſiker ein, daß es der Inſtrumentalmuſik an dieſen Mitteln fehle, und es ihr daher unmöglich ſey, Gefühle zu erwecken. Aber Sie vergeſſen, daß, was in der Poeſie Vorſtellungen, in der Mahlerei Farben und Formen, im Leben Handlungen

lungen ſind, in der Muſik der Rhythmus und die Melodie ſind. Der Muſiker verarbeitet ſo gut ſeine Gedanken, wie der Dichter, indem er ein Thema ausführt und modulirt.

Ich habe dieß nicht vergeſſen, erwiederte Theodor. Die Muſik kann unmittelbar durch die gehörige Miſchung der Töne, ihrer Folge und ihres Rhythmus Freude und Schmerz und andere Gefühle ausdrücken; aber theils kann ſie dieß nicht immer ſo ſicher, wie es im Leben und im Bilde durch beſtimmte Vorſtellungen geſchieht, weil bei ihr der Gedanke nicht genug gefeſſelt iſt, der doch immer ſein Recht fodert; theils ſcheinen mir die Muſiker oft nicht gewußt zu haben, welche Stimmung ſie hervorbringen wollen: und dieß kommt daher, daß ſie nicht durch den Text eines Liedes, einer Oper, den ſie zu bearbeiten, oder durch die Bedeutung einer Handlung, die ſie zu begleiten hatten, auf einen beſtimmten Zweck hingelenkt waren. Ich behaupte eigentlich nur, daß die Inſtrumentalmuſik ohne Geſang nie anders als in Beziehung auf eine Handlung oder eine beſtimmte Situation geſetzt werden ſollte. Eine geſangloſe Muſik, welche eine Pantomime begleitet, wird leichter verſtanden

werden und eine beſtimmtere Wirkung hervorbringen, als eine Symphonie, welche, man weiß nicht zu welchem Zwecke, in einem Konzerte aufgeführt wird. Am entſchiedenſten iſt die Wirkung einer Tanzmuſik und eines Marſches, weil hier die Handlung den Zweck und die Stimmung ſo deutlich ausſpricht.

Dieſes Beiſpiel iſt gegen Sie, antwortete der Muſiker. Eine Tanzmuſik wird, wenn ſie gut iſt, Tanzluſt erwecken, ohne daß man vorher an den Tanz gedacht hat; und ein guter Marſch thut ſeine Wirkung im Zimmer, wie auf dem Uebungsplatz.

„Ich läugne ja nicht die Macht der Muſik, auch ohne Worte und Zeichen gewiſſe Gefühle zu erwecken; nur werden Sie mir zugeben, daß der Tonſetzer nie ins Unbeſtimmte hin dichten ſollte, und daß er ſicherer zum Ziele kommt, wenn er durch die beſtimmte Beziehung auf Vorſtellungen und Handlungen geleitet wird. Meine Behauptung entſprang aus der Mißbilligung des Mißbrauchs, der ſo häufig mit der Muſik in Konzerten getrieben wird, wo ich oft Muſik gehört habe, deren Bedeutung mir unklar blieb.“

Der Muſiker gab ihm darin Recht, und

geſtand,

geſtand, daß die Tonſetzung nur zu oft als geiſtloſe Künſtelei getrieben werde, und der Genuß, den ſelbſt Kenner von gewiſſen Arten von Compoſitionen haben könnten, in nichts als in dem Wohlgefallen an der regelrechten gefälligen Ausführung des Themas, an der eigenthümlichen Verknüpfung und Ineinanderfügung der muſikaliſchen Gedenken beſtehe, ähnlich dem Wohlgefallen, welches der Gelehrte an der ſchulgerechten und witzigen Ausarbeitung einer Abhandlung oder Rede habe; daß nur wenige Tonſetzer die Weihe der dichteriſchen Begeiſterung empfangen hätten, und von der hohen Bedeutung ihrer Kunſt durchdrungen ſeyen.

Und ſo behalte ich doch Recht, ſchloß Theodor, mit meiner Behauptung, daß die Konzertmuſik gewöhnlich des hohen Zweckes der Muſik verfehlt. Die Zuhörer kommen hin, ohne ein beſtimmtes Bedürfniß, ohne eine beſtimmte Erwartung; nichts, weder eine vorgeſtellte Handlung, noch ein Textbuch, noch eine beſondere Veranlaſſung richtet ihr Gemüth auf einen Punkt hin; die aufzuführenden Stücke ſind entweder ohne beſtimmten Zweck gedichtet, oder doch ohne einen ſolchen ausgewählt: ſo werden nun die Zuhörer auf das Meer der

Töne verſetzt ohne Steuer und Kompas, und hin und hergetrieben, ohne zu wiſſen wohin, und das Ergebniß der Unterhaltung iſt Leerheit und Gedankenloſigkeit. Dazu kommt die Eitelkeit der Virtuoſen, die ſich gewöhnlich allein hören laſſen, und oft ihr Inſtrument und den Geſchmack der Zuhörer dermaßen quälen und mißhandeln, daß alle Erheiterung und Erbauung verloren geht.

Sechſtes Kapitel.

In dieſer Zeit empfing Theodor einen Brief von ſeinem Freunde Johannes aus Schönbeck, wo er, wie wir wiſſen, als Hülfsprediger angeſtellt war. Es war der erſte ausführliche Brief, den er ſchrieb; und da er auf unſern Freund einen bedeutenden Eindruck machte, ſo theilen wir ihn mit.

„Schickſal und Ueberzeugung haben uns, lieber Theodor, auseinander geriſſen, aber mein Herz iſt noch bei Dir, und Du wirſt mich hoffentlich in Deinem reicheren und glänzenderen Leben eben ſo wenig vergeſſen haben. Ich freilich denke öfter an Dich, als ich es mir von Dir verſprechen darf; denn ich lebe in Deiner Heimath, in der Nachbarſchaft Deiner geliebten Gräber, an der Stelle, die Dir eigentlich zugedacht war, und wo ich nur Dein Stellvertreter bin. Ach! wie gerne wollte ich Dir

wei-

weichen, wenn Du der ſtillen, ſichern, geſegneten Wirkſamkeit, des heitern Friedens, wodurch ich mich ſo ſehr beglückt fühle, theilhaftig werden könnteſt. Noch immer, jedoch mit ergebenem Herzen, beklage ich es, daß Du die von der Mutter vorgeſchriebene Laufbahn verlaſſen, und Dich in das Gewühl der großen Welt geſtürzt haſt. Und je länger ich mein Amt verwalte, je mehr ſehe ich ein, daß die Zweifel, die Dich beunruhigten, das Weſentliche unſers Glaubens und die Lehre, welche der Diener des Worts zu verkündigen hat, nicht betreffen.“

„Du glaubſt, wie ich, an die Wahrheit und ſeligmachende Kraft des Evangeliums, an die unübertreffliche Hohheit deſſen, den wir für unſern Meiſter, Lehrer und Vorgänger erkennen. Und mit dieſem Glauben, wenn er nur tief und lebendig iſt, kann man die Gemüther der Menſchen zu dem führen, was zu ihrem Frieden dient. Im Unterricht des Volkes kann von dem Streitpunkt über das Verhältniß der Vernunft zur Offenbarung nie die Rede ſeyn: wie könnte ich, zum Volke redend, die Vernunft herabſetzen und verdächtig machen, da ich ſie in demſelben Augenblick gebrauche, um die

Wahr-

Wahrheiten des Evangeliums überzeugend vorzutragen, und auf die Verhältniſſe des Lebens anzuwenden? Ich könnte ſie ja nicht einmal herabſetzen, ohne ſie dabei zu gebrauchen. Das Volk weiß von dieſem Unterſchiede nichts, und will nichts davon wiſſen; es verlangt die Wahrheit, gleichviel ob ſie übernatürlich oder natürlich geoffenbaret ſey: nur daran hält es, daß ſie von Gott ſtammt und in der heil. Schrift niedergelegt iſt. Und wer will und kann dieß leugnen? Daran haſt Du ſelbſt nie gezweifelt."

„Was die geſchichtlichen Zweifel betrifft, ſo hat es damit dieſelbe Bewandniß. Ueber das Wunderbare der evangeliſchen Geſchichte können wir auf der Kanzel keine kritiſchen Unterſuchungen anſtellen, ſondern daraus nur entlehnen, was zur Erbauung dient. Es iſt unfruchtbar für die Andacht, zu wiſſen und zu glauben, daß Jeſus dieſe oder jene außerordentliche Erſcheinung hervorgebracht hat, inſofern eine ſolche bloß Staunen und Verwunderung erweckt. In einem höhern Lichtglanze erſcheint Jeſus allerdings dem Volke, und dazu leihen auch die Wunder ihre Strahlen; aber wer von ſeiner Wahrhaftigkeit und göttlichen Reinheit überzeugt und durchdrungen iſt, wird ihn immer

in einem ſolchen, wenn auch reinerem und geiſtigerem Lichte erblicken; und was thut es, wenn die Menſchen dieſes Licht etwas gefärbter ſehen, als ihr, die ihr nur die geiſtige Glorie an ihm anerkennen wollt? Ich finde, daß die Wunder ſelten oder nie als Wunder, d. h. als Gegenſtände des Staunens, in der Bibel geltend gemacht ſind, und daß immer auf eine höhere geiſtige Bedeutung darin hingewieſen wird. So viel iſt gewiß, daß wenn man über die Wunder zum Volke ſpricht, man immer genöthigt iſt, eine geiſtige Beziehung davon aufzufaſſen. Ich habe kürzlich über das Wunder der Speiſung geſprochen; aber ich konnte mich nicht dabei aufhalten, daß Jeſus auf wunderbare Art den geringen Vorrath an Speiſe vermehrt hat (was nicht einmal ausdrücklich geſagt wird), weil darin nichts für das Gemüth erweckliches liegt, ſondern ich ſuchte den Geiſt und die Geſinnung, welche Jeſus in dieſer Handlung kund gibt, ins Licht zu ſetzen, und meine Zuhörer dadurch zu erregen und zu erheben. Und bleiben dieſer Geiſt und dieſe Geſinnung nicht immer dieſelben, man mag über das Verhältniß des Wunders zur Natur denken, wie man will?"

„Warum nun haſt Du Dich, Geliebter, durch ſolche Zweifel von einem Beruf abſchrecken

laſſen,

laſſen, der ſo viel Belohnendes und Befriedigendes hat? Ich weiß nicht, warum ich dieſe Frage an Dich ſtelle, da ich Deinen Entſchluß ſelbſt gebilligt und Dich darin beſtärkt habe. Aber damals genoß ich noch nicht das Glück der Ausübung meines Berufs; und meine ſtets lebendige Liebe zu Dir läßt mich jetzt wünſchen, daß Du deſſelben Glücks theilhaftig ſeyn mögeſt. Verzeihe mir, wenn ich Dich mit Vorſtellungen beunruhige, welche Deinem jetzigen Kreiſe ſo fern liegen; aber in weſſen Buſen möchte ich am liebſten die Ergießung meiner ſtillen innigen Freude ſchütten, als in den Deinigen? Ich bin ſehr glücklich in meiner Wirkſamkeit!"

„Die ganze Woche zittert in mir die geiſtige Erregung nach, in welche mich am Sonntag die Predigt verſetzt hat, und an vielen meiner Zuhörer merke ich die Spuren einer gleichen Erregung. Immer ſicherer begründet ſich die geiſtige Gemeinſchaft, oder, wenn ich den Ausdruck gebrauchen ſoll, die geiſtige Verwandſchaft zwiſchen mir und meinen Zuhörern: was ich im Herzen fühle und vom Herzen ſpreche, findet den Weg in gleichgeſtimmte Herzen, wenn es auch ohne alle Kunſt und Gelehrſamkeit

ausgeſprochen iſt. Meine Zuhörer kennen mich von Jugend auf, und ein Theil derſelben ſind meine Schulgenoſſen, mit denen ich den erſten Unterricht getheilt habe; ſie wiſſen alle, daß ich es gut meine, daß ich vom Herzen ſpreche, und ihr Wohl aufrichtig will: was Wunder, wenn ſie mir glauben, mich verſtehen, mit mir fühlen? O ſicherer und geſegneter kann keine Wirkſamkeit als die meinige ſeyn!“

„Wenn auch aus dem guten Saamen, den ich ausſtreue, nicht immer gleich ſichtbare Früchte emporſprießen, wenn auch Trägheit, Sinnlichkeit und Gewohnheit die guten Keime wieder unterdrücken oder hemmen: ſo tröſte ich mich damit, daß wir alle mit Unvollkommenheiten zu kämpfen haben, und nicht immer die guten Regungen, die in uns aufſteigen, zu wirklichen Entſchlüſſen und Handlungen werden laſſen. Fühle und ſehe ich doch in meiner Gemeinde ein geiſtiges inneres Leben. Und was iſt erhebender und erfreulicher als von dem Wehen eines guten Geiſtes, der um uns her wirkt und ſchafft, und von uns ſelbſt erregt und ernährt iſt, berührt zu werden! Wir fühlen uns größer, als wir ſelbſt ſind, wir fühlen uns erweitert, über uns ſelbſt erhoben, und gleich-

gleichſam verfließen wir mit dem großen Lebens=ſtrome, der von Chriſto ausgehend durch ſeine Gemeinde fließt. Nie habe ich die Wahrheit des Spruches unſers Herrn: Wo zwei oder drei in meinem Namen verſammelt ſind, da bin ich mitten unter ihnen, ſo lebhaft und tief gefühlt, wie jetzt. Ich fühle daß ich mir nicht ſelbſt angehöre, daß ich der Diener Chriſti, ein Glied an ſeinem lebendigen Leibe, ein Gefäß ſeines Geiſtes bin.“

„Mein Glück iſt dadurch vollendet, daß ich mit einem guten frommen Mädchen, mit Anna Werner, die Du kennſt, der Tochter jenes wackern Geiſtlichen in der Nachbarſchaft, den Bund für das Leben geſchloſſen habe. Ich half neulich ihrem Vater, welcher durch eine Unpäßlichkeit verhindert war, mit einer Predigt aus. Ich ſprach vom chriſtlichen Familienleben, wie ſich in demſelben das Leben der chriſtlichen Kirche im Kleinen abſpiegele, wie der Geiſt der Liebe, der Entſagung und Selbſtaufopferung in einem chriſtlichen Hauſe walten, und die Andacht darin ihr Heiligthum finden müſſe. Ich ſprach mit Lebhaftigkeit und Rührung; mir ſchwebte das Bild des häuslichen Lebens im Hauſe Deiner Mutter vor, durch deren

Für=

Fürſorge ich Unterricht, Bildung und Alles gewonnen habe, wodurch ich bin, was ich bin, und dieſe Erinnerung machte mich weich und warm. Nach der Predigt fand ich Anna im Garten. Sie gab die Theilnahme zu erkennen, mit welcher ſie die Predigt angehört hatte, und ließ ſich mit mir darüber in ein Geſpräch ein, in welchem ſie mir ihr ſchönes Herz ganz offenbarte. Zuletzt ſagte ſie mir mit Thränen: Mein Beſtreben iſt immer geweſen, die Pflicht der Tochter gegen meinen kränklichen Vater mit Ergebung und Selbſtverleugnung, wie Sie es in Ihrer Predigt foderten, zu üben; aber ach! nicht immer habe ich es mit der freudigen Geduld gethan, welche das Merkmal der wahren Selbſtverleugnung iſt. O beten Sie für mich, daß mir das Vollkommene immer mehr gelinge! Dieſe Selbſtanklage und dieſer Wunſch, erwiederte ich, gibt Ihrem guten Herzen das beſte Zeugniß: was können wir mehr, als das Gute wollen? Das Vollbringen iſt uns nicht immer gegeben! Aber beten will ich für Sie, denn mein Herz will nur, was dieſes ſchöne Herz will. Unſere Blicke begegneten und durchdrangen ſich, und wie ein Blitz durchzuckte es mein ganzes Weſen. O könnte ich, ſagte ich, ihre Hand ergreifend, wie ich für Sie beten will,

auch

auch einſt für Sie leben und mit Ihnen wirken, in dem Sinne, den Sie ſo tief gefaßt, und in dem Sie bisher ſchon gehandelt haben! Sie erſchrak und erröthete und wußte nicht zu antworten. Man ruft mich, ſagte ſie, und eilte fort. Aber noch am Abend, ehe ich Abſchied nahm, erhielt ich eine Antwort von ihr, die mich nicht ohne Hoffnung ließ, und einige Wochen ſpäter war unſere Verlobung.“

„Meine Liebe zu Anna iſt mir nichts, als ein Zuwachs der chriſtlich frommen Gefühle, von welchen mein Leben erfüllt und bewegt iſt. Wie ich meine Gemeinde liebe und für ſie glühe von Eifer und Begeiſterung, ſo liebe ich meine Anna, in der ich zugleich einen Gegenſtand und eine Gehülfin meiner Liebe finde. Sie ſoll mir lieben und wirken helfen, ſie ſoll mich ſtärken und ermuntern, und neben mir wird ſie als Mutter und Freundin des weiblichen Theils meiner Gemeinde einen eigenthümlichen Wirkungskreis finden. Die Ehe iſt nach chriſtlicher Anſicht ein Abbild der Ehe Chriſti mit ſeiner Gemeinde, und das Verhältniß des Geiſtlichen zu ſeiner Gemeinde iſt einer Ehe zu vergleichen. Mit Gottes Hülfe will ich dieſes Vorbild zu erreichen ſuchen, und

wünſche

wünſche Du, Geliebter, mir dazu den göttli-
chen Segen. Meine Braut grüßt Dich, ſo
wie ich die Deinige und Deine Schweſter herz-
lich grüße. Noch hat mir an dieſe der brave
Neuhof einen Gruß der unveränderlichen Freund-
ſchaft aufgetragen. Auch der alte Pfarrer läßt
grüßen. Lebe wohl!

Dein

Johannes.“

Sie-

Siebentes Kapitel.

Theodor fühlte ſich von einer ſchmerzlichen Sehnſucht ergriffen, als er dieſen Brief las. Die lebhafte Erinnerung an ſeinen immer noch geliebten Jugendfreund, an den mütterlichen Wohnort, an ſeine verlorene Mutter, an ſeine dahin geſchwundene Jugend, an den unerfüllt gebliebenen ſchönen Traum ſeiner künftigen geiſtlichen Wirkſamkeit — alles beſtürmte ihn mit einem Mal; am meiſten mochte ihn jedoch das Gefühl ergreifen, daß er durch den getroffenen Tauſch ſeines Berufs eine Wirkſamkeit aufgegeben hatte, die ihm nicht erſetzt war, und nie erſetzt werden konnte. Geiſtige Wirkſamkeit, geiſtige Gemeinſchaft! rief er: ja wohl macht ſie allein das wahre lebendige Leben aus; aber wo finde ich ſie hier in dieſem öden todten Formen- und Schein-Leben? Entſcheidet hier irgendwo die Kraft des Geiſtes, die Liebe, die

Begeiſterung? Ja, von oben her könnte ſie's; aber die Unteren ſind wie Sklaven an die Galeere geſchmiedet. Ueberall iſt es die Klugheit, welche herrſcht und der Begeiſterung anmaßend in den Weg tritt, um für ſie zu handeln. Der heilige Funke kann nicht frei hervorbrechen in erwärmende Flammen, man umhegt und umbaut ihn mit tauſend Schranken, und hütet ihn, als fürchte man von ihm nur Zerſtörung, nicht Leben und Geſtaltung. O glücklicher Freund, der unmittelbar vom Geiſt zum Geiſt, vom Herzen zum Herzen wirken kann, der ſich nicht mit dem unedlen Bauſtoff irdiſcher Klugheit zu beſudeln braucht, der ein Werkzeug iſt der geiſtigen Schöpfung Gottes, welche frei aus dem Geiſte, wie ein Strom aus ſeiner Quelle, hervorgeht, und friſch und frei ſich in das Leben ergießt!

Ein gegebenes Verſprechen zog unſern Freund zu ſeiner Geliebten, mit der er etwas leſen ſollte. Sein Herz widerſtrebte halb und halb, denn er fühlte deutlich, daß er ihr den Eindruck, den der Brief ſeines Freundes auf ihn gemacht hatte, nicht mittheilen konnte, da ſie für ſolche Dinge keine Empfänglichkeit hatte, und noch dazu in dem Briefe etwas ihrem Glücke Gefährliches entdecken konnte. Indeß

da

da er ſeine Schweſter Friederike bei Thereſen fand, ſo konnte er dem Drange, den Brief vorzuleſen, nicht widerſtehen, und noch dazu glaubte er, daß es die Aufrichtigkeit gegen die Geliebte fodere, ihr nichts, was ihn bewege, vorzuenthalten. Die Vorleſung ſchien Friederiken tief zu erſchüttern; ſie äußerte ſich nur einſylbig und entfernte ſich bald. Als ſie fort war, blieben die beiden Liebenden einige Augenblicke ſtumm, bis Thereſe das Stillſchweigen durch die Frage brach: Nun was wollen wir heute mit einander leſen?

„Haben Sie mir nichts über den Brief meines Freundes zu ſagen?“

„„Es freut mich, daß Ihr Freund ſo glücklich iſt, und es ſo redlich mit ſeinem Berufe meint.““

„So kalt ſagen Sie das, liebe Thereſe?“

„„Ich kenne Ihren Freund nicht, und kann daher nicht ſo warmen Antheil an ihm nehmen, wie Sie.““

„Aber finden Sie nicht wahr, was er über die geſegnete Wirkſamkeit ſagt, deren er ſich erfreut?“

„„Er iſt ſehr damit zufrieden, und Zufriedenheit iſt ein großes Glück, ja der Inbegriff alles Glücks.““

Es gelang Theodoren nicht, ſeine Freundin auf den eigentlichen Punkt hinzulenken, den er im Auge hatte. Endlich brach er los und ſagte: Ich beneide meinen Freund um ſeine Wirkſamkeit, wofür er ſo begeiſtert iſt und ſeyn darf. Er ſteht in der Mitte eines geiſtigen Lebens, wo er das in ihm wohnende Licht frei nach allen Seiten hin ausſtrömen darf, ohne Widerſtand und Beſchränkung zu finden. Es gibt nur Eine ſolche Wirkſamkeit, jede andere Thätigkeit iſt Handwerk und Maſchinenweſen!

Thereſe war durch dieſe Rede betroffen, und wirklich war es unzart von Theodor, dieſe Aeußerung zu thun, da ein ſolcher ſehnſuchtsvoller Rückblick auf den verlaſſenen Beruf eine Untreue gegen ſeine Liebe verrathen konnte, was er auch ſelbſt im Augenblick, wo er ausgeredet hatte, fühlte. Thereſe aber war zu fein, um nicht ihre Empfindlichkeit zu unterdrücken, und ſagte mit anſcheinender Gleichgültigkeit:

Der Beruf eines Predigers ſchmeichelt der Neigung, welche die Männer, beſonders die Gelehrten, haben, zu reden, zu lehren, ihre Wiſſenſchaft gelten zu machen; und man weiß ja, wie gern ſie ſich mit der Vorſtellung ſchmei-

chein,

cheln, daß ſie mit ihren Reden recht viel wir-
ken, daß ſie die Welt klüger und beſſer ma-
chen. Sie reden ſich ſo warm, daß ſie leicht
glauben, ſie theilen aller Welt ihre Wärme
mit, was doch keinesweges immer der Fall iſt.
Ihr Beruf, mein Lieber, iſt ein Handelnder,
und das Handeln iſt kühler und langweiliger,
obſchon es des warmen Eifers nicht weniger
bedarf. Die Handlung entſpricht nie der Idee,
nach welcher ſie unternommen wurde, ganz,
und ein ausgeführtes Unternehmen erfreut nicht
mehr ſo, wie der erſte Entwurf deſſelben.
Glauben Sie aber darum, daß der handelnde
Beruf weniger edel und nützlich ſey?

Theodor wurde über dieſe ſcharfſinnige Ein-
wendung beinahe verlegen. Er nahm ſich zu-
ſammen, und erwiederte:

Wie könnte ich die Wirkſamkeit eines han-
delnden Berufs gering achten? Das Handeln
bewährt und vollendet Alles, und Helden und
Regenten ſind die größten Wohlthäter der
Menſchheit, weil ſie die Ideen in das Leben
einführen. Aber —

Beantworten Sie mir doch die Frage, fiel
Thereſe ein: wie kommt es, daß man unter
den Gelehrten und Predigern ſo ſelten wahr-
haft gebildete, abgerundete Männer trifft, denen

nicht

nicht irgend eine Einſeitigkeit und Ungeſchickt-heit anhinge? Beſonders ſind mir die Predi-ger faſt immer widerlich erſchienen, anmaßend, geſchmacklos, ohne Sinn für das Leben, ohne wahren Adel, ohne eigenen Geiſt, mit mehr oder weniger Heuchelei. Sie ließ hierbei zu-gleich alle ihr bekannten Prediger die Muſte-rung durchgehen, und wußte an allen die ge-rügten Fehler bemerklich zu machen.

Einſeitigkeit, Mangel an Gewandheit, er-wiederte Theodor, ſind Fehler, die mit dieſem ſtillen ruhigen Beruf natürlich verbunden ſind.

„Dieſe Fehler wollte ich auch gern hinge-hen laſſen. Aber die Heuchelei iſt mir in den Tod zuwider. Dieſe Menſchen wollen unſere Lehrer und Vorbilder ſeyn, und wiſſen nicht anzuziehen, keine wahre Achtung einzuflößen.“

„„Allerdings iſt der geiſtliche Beruf zu erhaben, als daß ſehr viele ſollten dazu ge-ſchickt ſeyn; die innere Leere verbirgt ſich daher unter eitlem Schein, und den Mangel an Geiſt und Kraft muß Erlernung und Gewohn-heit erſetzen.““

„Kommt es alſo nicht überall auf daſſelbe hinaus? Die Geiſtloſigkeit, die Gemeinheit iſt überall verbreitet; ſie iſt mir aber dann weni-ger unerträglich, wenn ſie nicht mit Eigen-

dünkel

dünkel und Anmaßung begleitet, ſondern ſchmiegſam und gewandt iſt. Mit Weltleuten iſt doch beſſer zu leben; ſie haben ſich beugen und fügen gelernt, und langweilen nicht durch die Anmaßung, mit ihrem leeren Gehirn die Welt zu beherrſchen und zu beſſern.“

Theodor konnte in dieſem Geſpräch nicht fortfahren; dieß that ſeinem Herzen weh, und doch vermochte er nicht, der Geliebten zu zürnen, welche der Unterhaltung bald eine heitere Wendung zu geben wußte. Sie trieb allerlei artigen Scherz, erzählte, ſang und tanzte. Laſſen Sie mich nur gewähren, lieber Theodor! wenn Sie trübſinnig ſind, ſo will ich Sie ſchon erheitern. Welchen Werth hätte die Liebe, wenn ſie nicht mit der Welt verſöhnen könnte, mit der wir alle, beſonders aber die eigenſinnigen Männer, mitunter grollen. Mit der einnehmendſten Heiterkeit und Anmuth ſang ſie folgende Verſe, die ſie abſichtlich dazu gewählt zu haben ſchien.

Aus Wolken bricht
Der Sonne Licht:
Und Berg' und Thäler glühen
In bunter Farben-Pracht,
Die Blumen ſchöner blühen,
Und Erd' und Himmel lacht.

Von Lieb' erhellt,
Iſt ſchön die Welt:
Wo ihre Zauber walten,
Da ſtrahlt der Freude Glanz,
Was lebt, muß ſich geſtalten,
Fügt ſich zum heitern Kranz.

Theodor verließ ſeine Geliebte, bezaubert von ihrer Anmuth und Lieblichkeit; demungeachtet war die Stimmung, in welche ihn der Brief von Johannes verſetzt hatte, nicht unterdrückt, und er fühlte in ſich einen geheimen Zwieſpalt.

Achtes Kapitel.

Indem unſer Freund noch ganz mit Johannes Briefe beſchäftigt war, fand ſich zu ſeiner Freude der Prediger Walther bei ihm ein, dem er ſeine Gedanken mittheilen konnte. Er las ihm den Brief vor, und als er die Stelle beendigt hatte, wo die Rede vom Rationalismus und Supernaturalismus iſt, hielt er inne, und erwartete, was ſein Freund dazu ſagen würde.

Walther ſagte voll Verwunderung: So ſcheint ihr beide, jeder auf einem andern Wege, denſelben Standpunkt erreicht zu haben, von wo der Gegenſatz des Rationalismus und Supernaturalismus verſchwindet, Du auf dem Wege des Nachdenkens, er auf dem Wege der Erfahrung und des Gefühls.

„Und hat er nicht Recht, wie ich auch? Jener Gegenſatz hat bloß in der Schule und

zwar

zwar auch da nur in einem Zuſtande der Philoſophie Statt, wo das unmittelbare geheimnißvolle Leben der Vernunft noch nicht anerkannt iſt, und wo man dem Verſtande und ſeinen Begriffen zu viel zutraut; im Leben und für den Denker, der die Schranken des Verſtandes anerkennt, hat es keine Bedeutung mehr, Vernunft und Offenbarung einander entgegenzuſetzen. Die höchſte Wahrheit hat da ihren Sitz, wo die Vernunft ihrer ſelbſt unbewußt ſich in das ewige Leben des Geiſtes verliert, wo die Begeiſterung, die Selbſtverleugnung, die Andacht waltet, und alle Reflexion und Klügelei aufhört."

„„Daß Johannes, der in warmer Begeiſterung zu einfachen Landleuten redet, und mehr ihr Gefühl als ihren Verſtand anzuregen hat, auf dieſem Standpunkt ſich behaupten kann, iſt mir wohl begreiflich; aber bei uns iſt es anders. Viele unſerer ſtädtiſchen Zuhörer wiſſen von jenem Gegenſatz, und lauern darauf, wie wir uns in öffentlichen Vorträgen in Anſehung deſſelben verhalten.""

„Findet eine ſolche Aufmerkſamkeit Statt, ſo haben ſie erſt ſolche Prediger erregt, die in dem unglücklichen Gegenſatz ſelbſt befangen waren,

ren, und nicht wußten, worauf es beim öffentlichen Gottesdienſt ankommt, und was zum Heil der Seele dient. Aber was nöthigt dich, in den Streit einzugehen? Sollteſt du ſelbſt manchmal von den allgemeinen chriſtlichen Wahrheiten, als die Würde der Perſon Chriſti, der Offenbarung, der Erlöſung, handeln: ſo kannſt du ja, ohne dem blinden Autoritäts- und Ueberlieferungsglauben zu huldigen, und ohne der Geiſtesfreiheit untreu zu werden, die Gemüther der Zuhörer in diejenige Stimmung verſetzen, welche dem frommen gläubigen Chriſten geziemt. Du mußt nur das Gefühl der Zuhörer in Anſpruch nehmen.“

Walther ſchüttelte nachdenklich den Kopf, und ſchien noch nicht überzeugt zu ſeyn. Theodor fuhr fort:

„Auch derjenige, der ſich des friſchen frohen Gebrauchs der Vernunft freute, wird ſich doch nicht für den weiſeſten aller Menſchen und in Auffindung der Wahrheit nicht für ganz ſelbſtſtändig und unabhängig halten. Er wird irgend einen Menſchen über ſich ſtellen, dem er am meiſten vertraut. Er wird Jünger ſeyn, und einen Meiſter anerkennen. Er wird ferner einſehen, daß er erzogen worden, entweder durch liebende verſtändige Eltern und

ſolche,

ſolche, die Eltern-Stelle bei ihm vertreten haben; oder, ſollte er in dieſer Hinſicht ganz vernachläſſigt worden ſeyn, ſo wird er doch anderweitige Einwirkungen auf ſeine Bildung dankbar anerkennen müſſen; genug, er wird nicht leugnen können, daß er nicht durch eigene Kraft geworden iſt, was er iſt."

„„Ich weiß nicht, wo Du hinaus willſt.""

„Du wirſt es gleich ſehen; ſchon bin ich am Ziele. Ein jeder iſt durch die Gemeinſchaft, in welcher er lebt, durch das Volk, zu welchem er gehört, erzogen. Und dieſe Anerkennung, dieſe Demuth iſt die nothwendige Bedingung der fortgehenden Bildung eines Menſchen, weil ſie ihm die Empfänglichkeit ſichert. Der Verhärtete, Eingebildete, Uebermüthige wird ſich gegen dieſe Demuth wehren, und ſich dadurch den Weg zur Fortbildung verſchließen. Dieß Gefühl der Demuth ſoll nun jeder Chriſt gegen die Kirche und deren Stifter, Chriſtum, in ſich tragen; denn unſere ganze Bildung, der Geiſt, der unſere Wiſſenſchaft, unſer Volksleben bewegt, geht am Ende von ihm aus; er iſt unſer aller Meiſter. Dieſe Demuth, welche nicht knechtiſch und mit der Verzichtleiſtung auf alles eigene Denken verbun-

den

den zu ſeyn braucht, iſt die Grundlage des Glaubens an die Hohheit Chriſti, an die Offenbarung, an die Erlöſung, und ohne ſie hätte das Inſtitut des öffentlichen Gottesdienſtes keinen Sinn; der wer ſich ſelbſt genug iſt, geht nicht in die Kirche, um Erbauung zu ſuchen. Wenn nun der Prediger ſeinen und der Kirche Vortheil verſteht, ſo wird er ſeine Zuhörer eher in dieſe Stimmung der demüthigen Empfänglichkeit, als in die der klügelnden Selbſtgenügſamkeit zu verſetzen ſuchen, und daher nicht ſeine und der Welt Weisheit, ſondern die allesüdertreffende Weisheit deſſen, in welchem die Fülle der Gottheit wohnte, geltend machen. Das iſt der Supernaturalismus, welchen der wahre Rationalismus ſelbſt anempfiehlt, weil er wahrhaft vernünftig iſt, und ſich auf die menſchliche Natur und deren Bedürfniſſe gründet. In dieſem Sinne wirkt unſer Johannes, und anders kann auch der ſtädtiſche Prediger nicht wirken, nur daß dieſer vielleicht das Gefühl der Demuth erſt künſtlich hervorzurufen hat, weil es die neuere Afterbildung unterdrückt hat; auch muß er den Verſtand etwas mehr beſchäftigen, ihn aber nicht vom Gefühl losreißen, ſondern mit demſelben in Einklang bringen.“

Nach

Nach einer Pauſe fuhr Theodor weiter fort:

„Dieſes Gefühl der Demuth, der Empfänglichkeit für etwas Höheres, als wir ſelbſt ſind, iſt die Quelle alles lebendigen frommen Gefühls, aller Begeiſterung und Andacht, worin wir uns immer über uns ſelbſt erhoben fühlen. Jede Predigt ſoll wenigſtens einen Funken dieſes Gefühls in die Gemüther der Hörer werfen, und wie verſtändig und lehrreich ſie beginne, am Ziel der frommen Gefühlsſtimmung muß ſie immer anlangen.“

„„Ich ſehe wohl, daß ich bisher auf einem falſchen Wege gegangen bin; aber noch finde ich nicht die Spur des andern, den Du mir bezeichneſt. Aber fahre doch in dem Briefe fort.““

Theodor las nun weiter, was Johannes über die Wunder ſagt, und es ſchien dadurch hell in Walthers Seele zu werden. Theodor hielt inne, und ſagte:

„Siehſt Du, das iſt ganz daſſelbige, was ich ſo eben über das Verhältniß des Rationalismus und Supernaturalismus ſagte. Läßt man das Klügeln und Vernünfteln, öffnet man die Bruſt dem Gefühl der Bewunderung und Verehrung: ſo wird der, deſſen geiſtige Hohheit wir aner-

anerkennen, uns in jeder Beziehung, in jeder Handlung ſeines Lebens, verklärt erſcheinen, und der Lichtglanz, der ihn umgibt, wird ſich in Allem, was er thut, wiederſpiegeln. Dem Gefühl widerſtrebt die ſinnliche Einkleidung der geiſtigen Würde und Hohheit keinesweges; und ſelbſt das, was an den Aberglauben ſtreift, was wenigſtens nicht vom gemeinen Verſtand ſogleich begriffen wird, ſpricht das Gefühl an.“

„„Aber dieß wird doch nicht der Fall ſeyn, wenn ich einen beſtimmten Zweifel an der Wahrheit des Erzählten im Gemüth trage.““

„Ich kann dieß zugeben, wenn auf dieſen Zweifel ein unverhältnißmäßiges Gewicht gelegt wird. Nie betrifft ein ſolcher Zweifel das Weſentliche, nämlich den Glauben an die Hohheit Chriſti. In dieſem Glauben könnten allenfalls die Apoſtel und erſten Jünger Chriſti den Verſtandesfehler begangen haben, etwas als Wunderbar anzuſehen, was es nicht war; aber ihr Gefühl, das Gefühl der Bewunderung, durch welches ſie ſich hinreißen ließen, bleibt immer wahr und rein.“

„„Und Deine hiſtoriſchen Zweifel an der Wahrhaftigkeit ſolcher Erzählungen, ſollten ſie Dich nicht in der frommen Betrachtung der Wunder ſtören?““

„Ich

„Ich glaube nicht; denn ſie betreffen immer das Außerweſentliche der Sache.“

„„Alles will ich Dir zugeben, nur dieſes nicht.““

Theodor war in dieſem Punkt ſeiner Sache noch nicht ganz gewiß, und lenkte daher das Geſpräch davon ab, indem er ſeinen Freund ermunterte, in ſeinen öffentlichen Vorträgen mehr als bisher auf das Gefühl hinzuwirken, was dieſer auch zu thun verſprach, indem er ſich entfernte und unſern Freund ſeinen Gedanken überließ.

O wie verfehlen doch, rief Theodor aus, als er allein war, diejenigen Gottesgelehrten, welche ihren Scharfſinn auf die natürliche Erklärung der Wunder und die kritiſche Beleuchtung der bibliſchen Geſchichte wenden, und dabei der hohen Bedeutung, welche darin für das fromme Gefühl liegt, vergeſſen, wie verfehlen ſie ihres Zieles! Sie thun, wie die Sprachgelehrten, welche, von den Schönheiten eines Gedichts ungerührt, ſich mit der Zählung und Abmeſſung der Sylben, mit der grammatiſchen Erörterung der einzelnen Wörter und Sylben abmühen. Indeſſen wollen dieſe Leute nichts weiter ſeyn, als Sprachgelehrte, und auf den Namen von Kunſtkennern machen

ſie

ſie keinen Anſpruch. Jene aber wollen Gottesgelehrte ſeyn, und die Jünglinge zum höchſten und heiligſten Beruf einweihen. O die blinden Führer der Blinden! Sie kennen gar nicht das Ziel, wohin ſie führen wollen, der heilige Tempel iſt ihnen verhüllt, deſſen Pforte ſie zu öffnen ſich anmaßen, und ihrem unheiligen Blick ſind nur die Hallen und Zellen ſichtbar, in welchen ſich die Prieſter umkleiden und worin die Opfergeräthe verwahrt werden. Und in ſolche Hände mußte ich fallen! — — Er ſchwieg, in Gedanken verloren.

Neuntes Kapitel.

Angelegenheiten ernſterer und wichtigerer Art nahmen bald die Theilnahme unſeres Freundes und des Landeckſchen Hauſes in Anſpruch, und überſtimmten den innern Streit, in welchem Theodor befangen war. Jenes unſelige Bündniß der Regierung mit dem Feinde des Vaterlandes, das den Unwillen des Volks ſo ſehr erregt, und zu welchem, wie wir wiſſen, der junge Landeck mitgewirkt hatte, zog die Theilnahme an einem Kriege nach ſich, welcher der Geſinnung des Volkes und Heeres gänzlich widerſtrebte. Ein benachbarter Staat ſollte bekämpft werden, der ſich bisher immer freundlich gegen das Vaterland benommen, mit dem man früher ſelbſt gegen den jetzt unnatürlicher Weiſe zum Freunde gewordenen Feind gekämpft hatte; und der zu unternehmende Kampf war ein Kampf auf Tod und Leben. Viele Offiziere

baten

baten in dem Zeitpunkt, wo das Heer in Bewegung geſetzt werden ſollte, um ihren Abſchied, um in dem Heere des früheren Bundesgenoſſen Dienſte zu nehmen, bis ſich der König genöthigt ſah, zu erklären, daß er Keinem mehr den Abſchied geben würde. Viele mißbilligten dieſes Betragen der Offiziere, Andere lobten es, und der Zwieſpalt in den Anſichten, Wünſchen und Hoffnungen, hinſichtlich der öffentlichen Angelegenheiten, war allgemein.

Härtling, der natürlich auf der Seite der ſtrengen Vaterlandsfreunde war, ſchüttete oft gegen Theodor, mit dem er noch immer Umgang hatte, ſeinen Unwillen über die unſelige Politik der Regierung aus. Theodor war mit ihm einverſtanden; er hatte, wie wir wiſſen, jenes Bündniß gleich anfangs verabſcheut, und betrachtete dieſen Krieg als ein unſeliges Ereigniß. So erzeugt, ſagte er, ein Unheil das andere! Hat man einmal den Pfad der Geradheit und Treue verlaſſen, ſo geräth man immer tiefer in die Lüge und Verkehrtheit. Dieſer Krieg iſt eine nothwendige Folge jenes Bündniſſes, und jenes Bündniß war auch nicht zu vermeiden, wenn man nicht zu einem Aeußerſten ſchreiten wollte; denn man hatte

 ſchon

ſchon vorher die gerade Bahn der Redlichkeit verlaſſen.

Sie haben, ſagte Härtling, mehr über die Sittenlehre nachgedacht, als ich: was halten Sie von dem Verhältniß der Sittlichkeit zur Staatsklugheit? Manchmal werde ich in meinem Glauben, daß beide ſtets Hand in Hand gehen müſſen, und daß die Gerechtigkeit zugleich die wahre Klugheit iſt, wankend, weil ſo Viele das Gegentheil behaupten, und es für Schwärmerei ausgeben, wenn man die Politik nach ſittlichen Ideen regeln will.

„Wie kann man an demjenigen zweifeln, was klarer als das Sonnenlicht iſt? Die Sittlichkeit iſt die Geſundheit des menſchlichen Lebens, Unſittlichkeit die Krankheit deſſelben: wie kann man nun behaupten, daß die Krankheit in gewiſſen Fällen der Geſundheit vorzuziehen ſey? Der Staat iſt nicht vom Leben des Volks und der Einzelnen zu trennen; iſt das Staatsleben krank, ſo kränkelt das ganze übrige Leben.“

„„Darüber ſind wir einig, daß die Regierung in der Leitung der innern Angelegenheiten durchaus vom Geiſt der Gerechtigkeit beſeelt ſeyn muß; wie iſt es aber mit dem Ver=

Verhältniß der verſchiedenen Staaten zu einander?""

„Die Staaten ſtehen zu einander im Verhältniß der Wechſelwirkung, gerade wie die einzelnen Menſchen. Wechſelwirkung iſt nur unter der Bedingung der gegenſeitigen Selbſtſtändigkeit denkbar; denn nur was beſteht, kann wirken und auf ſich einwirken laſſen, das Weichende und Unterliegende tritt aus dem Verhältniß der Wechſelwirkung heraus. Die Gerechtigkeit und Treue iſt die Kraft, welche dieſes Verhältniß erhält, und Gerechtigkeit iſt daher die Seele der wahren Politik, die eben ſo ſehr auf die eigene Erhaltung, als auf die Erhaltung der Nachbarſtaaten, bedacht ſeyn muß. Das Verhältniß der Gemeinſchaft und Wechſelwirkung iſt zum Leben ſchlechthin nothwendig, und wie der Einzelne nicht ohne ſeine Nebenmenſchen beſtehen mag, ſo darf auch kein Staat wünſchen, die Nachbarſtaaten zu verdrängen und allein zu ſtehen: gelänge ihm dieß, ſo würde der eigene Untergang die unausbleibliche Folge ſeyn."

„„Sonach halten Sie die Idee einer Univerſalmonarchie für gänzlich ungerecht und verderblich?""

„Dieß

„Dieß lehrt die Erfahrung: das römiſche Reich mußte untergehen, nachdem es alle Staaten der gebildeten Welt verſchlungen hatte; es erſtickte an ſeiner eigenen Fülle und ſtarb an der Trägheit.“

„„Aber die germaniſchen Völker hielten es doch genug in Athem: dieſer Umſtand ſcheint gegen Ihre Theorie zu ſprechen.““

„Wäre das Römerreich nicht zu groß geweſen, hätte es nicht die unterworfenen Völker in knechtiſche Ruhe verſetzt: die Germanen würden ſchwerlich dieſe Fortſchritte gemacht haben.“

„„Halten Sie alle Eroberungsluſt der Fürſten und Völker, womit ſie ihre Nachbarn zu unterwerfen ſuchen, für unſittlich? Die Geſchichte rühmt die Thaten der Sieger am meiſten!““

„Ich nehme zwei Fälle aus, in welchen Eroberer gerecht handeln: einmal, wenn ſie früher erlittenes Unrecht zu rächen haben, wie z. B. die Spanier an den Mauren; oder wenn ein Volk noch nicht eine ſolche Exiſtenz erlangt hat, in welcher es ſich frei ausbreiten und ausleben kann; in dieſem Fall handelt es aus dem Trieb der Selbſterhaltung, wenn es Eroberer wird. In beiden Fällen iſt das Ver-

hält-

hältniß der Wechſelwirkung noch nicht herge- ſtellt oder geſtört, und die Ungerechtigkeit fließt aus der Ordnung der Natur; die empörten Elemente ſtreiten mit einander. Sobald aber ein ſolches Verhältniß Statt findet, iſt die Eroberungsluſt und jede Gewaltthätigkeit gegen andere Völker unſittlich. Nur weil die Erobe- rungsluſt meiſtens nichts weiter als die Ueber- treibung eines urſprünglich edlen Triebes, und mit Kraft und Geiſtesgröße gepaart iſt, wird ſie in der Geſchichte mit Nachſicht, ja mit Vorliebe beurtheilt. Die Ungerechtigkeit darin betrifft und verletzt uns nicht mehr, wir füh- len dafür eine Art von poetiſcher Theilnahme, und finden dabei wenigſtens Unterhaltung. Ein Volk, das ſeine Exiſtenz gefunden, das der Freiheit genießt, Raum zu nehmen, Handel und Schiffarth hat, und in welchem die Ver- faſſung zur Ausbildung und die öffentliche Mei- nung zur Klarheit gekommen iſt, wird ſchwer- lich Eroberer werden. Ein ſolches Volk kann auch der Regel der Gerechtigkeit ſtreng nach- leben, und wird dadurch zugleich alle Foderun- gen der Klugheit erfüllen: es wird von ſeinen Nachbarn geachtet und geliebt ſeyn, und ſich des ungeſtörten Friedens freuen. Aber dahin iſt noch kein Volk gelangt; und Völkern auf

dieſer

dieſer Stufe iſt die reine Politik der Gerechtigkeit verſagt; ſie befinden ſich in einem krankhaften Zuſtand und werden krankhaft handeln. Ihnen darf man freilich nie die Ungerechtigkeit anrathen, vielmehr muß man ihre ungerechten Schritte tadeln; aber natürlich nothwendig iſt ihr Verhalten, wie tadelnswerth es auch ſey.“

„„Es bedarf keiner Frage, um Ihre Anſicht von unſerm gegenwärtigen politiſchen Zuſtand kennen zu lernen: Sie halten denſelben für krankhaft, mithin einer gerechten Politik unfähig. Aber dann müſſen Sie ja das lügenhafte Bündniß, das wir gegen das beſſere Gefühl des Volkes geſchloſſen haben, billigen, wenigſtens als unvermeidlich entſchuldigen.““

„Ich billige es weder, noch entſchuldige ich es. In jedem Zeitpunkt iſt es an der Zeit, die Sünde zu verlaſſen und zur Tugend zurückzukehren; und ſollte man dem ſcheinbar unvermeidlichen Verderben entgegengehn. Aber zu einem ſolchen Entſchluß gehört Muth und Selbſtverläugnung, und ohne dieſe Geſinnung, in ſelbſtiſcher Feigheit, hat man keine andere Wahl, als ſich vor den Folgen der begangenen Ungerechtigkeit und Treuloſigkeit durch neue

Unge-

Ungerechtigkeit zu ſchützen. Das iſt jene hochgeprieſene Staatsklugheit, mit welcher ſich die in der Schule der Ungerechtigkeit erzogenen Staatsleute brüſten und ſtolz auf die einfachen gutmüthigen Menſchen herabſehen, welche den vergeblichen Wunſch ausſprechen, daß anſtatt der Liſt und Gewalt die Gerechtigkeit in den großen Welthändeln herrſchen möge.“

„„Sie wiſſen, ich liebe mein Volk und ſeine Geſchichte, und die Großthaten unſerer Helden möchte ich mir um alle Welt nicht zu nichte machen laſſen. Was ſoll ich aber nach den von Ihnen aufgeſtellten Grundſätzen von der That unſeres Herrmann ſagen, der durch Liſt und Verrath die Römer ins Verderben führte und ſein Volk befreite?““

„Die Liebe zu ſeinem Volke und die Geiſteskraft, mit welcher er handelte, machen ſeine That groß, aber roh und ungerecht war ſie, die Frucht der unmenſchlichen Feindſeligkeit, in welcher damals die Völker ſich gegen einander betrugen.“

„„Soll man dem Feinde Treue und Glauben halten? Soll ich dem Räuber, der mein Leben bedroht, keine Liſt entgegenſetzen, da es mir an der Gewalt fehlt?““

„Glauben Sie nicht, daß ich die Strenge

ſo

ſo weit treibe, jede Nothlüge zu verwerfen; aber Herrmann beging mehr als eine Nothlüge, er gewann und mißbrauchte das Vertrauen der Römer: und das Vertrauen, ſey es auch das des Feindes, dürfen wir nie verrathen.“

Als Härtling nachdenklich ſchwieg, fuhr Theodor fort:

„Die Bibel enthält mir jede Wahrheit, die zum Heil der Menſchen dient, ſo auch die einzig wahren Grundſätze der Staatsweisheit. Lange konnte ich die Feſtigkeit, mit welcher die Propheten alle Künſte der Politik, alles Buhlen um auswärtige Hülfe, verwerfen, und nichts als Vertrauen zu Gott und Treue gegen ſein Geſetz fodern, für nichts als ſtarren Eigenſinn anſehen. Aber ſie hatten wohl Recht. Wenn Israel gerad und feſt ſeinen Weg fortgegangen, treu in Erfüllung des Geſetzes und Bewahrung der Verfaſſung und einig unter ſich geweſen, wenn es nicht bald mit Aſſyrien, bald mit Aegypten in Bund getreten wäre, ohne es mit dem einen oder dem andern redlich zu meinen; ſo hätte es ſeinen Untergang nicht gefunden. Ehrlich währt am längſten, iſt ein altes einfaches, aber ewig wahres Sprüchwort.“

„„O wären die Zeiten nicht ſo fern, wo

dieſe Grundſätze in Ausübung gebracht werden könnten. Erſt müſſen die Einzelnen beſſer werden, ehe das Ganze beſſer werden kann; erſt muß die Gerechtigkeit im Privatleben herrſchen, ehe ſie im Völkerleben ihren Thron aufſchlagen kann.““

„Das Eine nicht ohne das Andere: das Volk erzieht die Einzelnen, und aus den Einzelnen beſteht das Volk. Alles muß zugleich beſſer werden, oder nichts wird beſſer.“

Zehntes Kapitel.

Eines Abends wurde Theodor eilig in das Haus des jungen Landeck gerufen, wo ihn Friederike in der größten Beſtürzung empfing. Was iſt Dir, liebe Schweſter? fragte Theodor voll banger Ahnung. Ach! Landeck, ſagte ſie, er iſt verwundet, tödtlich verwundet! Sie nahm den Bruder, der vor Schrecken ſtarr und ſtumm war, bei der Hand, und führte ihn ins nächſte Zimmer, wo ein Wundarzt ſich damit beſchäftigte, Landecks Wunde zu unterſuchen, der unter der Behandlung ohnmächtig darnieder lag.

Aengſtlich harrten Bruder und Schweſter auf die Erklärung des Arztes über die Beſchaffenheit der Wunde, und wagten nicht, ein Wort zu reden. Der Kranke kam wieder zu ſich, und wollte reden, aber ein Blutſturz verhinderte ihn daran. Die Wunde iſt gefährlich,

ſagte

ſagte bedenklich der Arzt, aber noch habe ich Hoffnung. Die Kugel iſt durch die Bruſt gegangen, und hat die Lunge verletzt; ſie iſt jetzt nicht herauszuziehen, aber vielleicht findet ſie ſpäter einen Ausweg. Es kann ſeyn, daß der Verwundete lange leiden muß, aber Hoffnung müſſen wir faſſen. Friederike ſank vor ihres Gatten Bette nieder, und bedeckte ſeine Hand mit Küſſen. Er ſah ſie und Theodoren, der auch hinzugetreten war, mit wehmüthigem Blick an. Jetzt trat der vertraute Diener Landecks, Arznei bringend, ein, und Landeck gab ihm ein Zeichen mit der Hand. Der Diener bemerkte hierauf, ſein Herr habe ihm gleich nach ſeiner Verwundung aufgegeben, den unglücklichen Hergang geheim zu halten, und einen Sturz vom Pferde als die Urſache ſeiner Krankheit vorzugeben, und bat den Arzt, das Seinige zur Bewahrung des Geheimniſſes zu thun. Der Arzt verſprach es, obſchon, wie es ſchien, ungern und mit einiger Bedenklichkeit.

Theodor war aufs höchſte geſpannt, zu erfahren, wie das Unglück geſchehen ſey. Daß ein Zweikampf vorgefallen, konnte er wohl vermuthen; wie kam aber der friedliche Landeck

zu einem ſolchen blutigen Streite? Er benutzte die kurzen Augenblicke, wo ihm der Diener Rede ſtehen konnte, und fragte ihn nach der unglücklichen Geſchichte. Ich weiß nicht viel davon zu ſagen, antwortete jener: mein Herr gab heute morgen vor, einen Spazierritt nach dem Walde jenſeit des Fluſſes zu machen. Als wir hinaus vor die Stadt kamen, erklärte er mir, daß er im Begriff ſey, ſich mit dem Oberſten von Z** auf Piſtolen zu ſchlagen; ich ſolle mich klug und entſchloſſen zeigen, und die möglichen übeln Folgen mit abwenden helfen. Ach! gnädiger Herr, rief ich erſchrocken: wie kommen Sie denn zu ſolchen blutigen Händeln? Das iſt ja nicht Ihre Sache! Ich mußte ihn als Edelmann fodern, antwortete er, da er mich ſchwer beleidigt hatte. Dieſer wilde Menſch und ſeine Geſellen hätten mir doch keine Ruhe gelaſſen, und mich aufs Aeußerſte getrieben. — Wir langten an dem verabredeten Orte an, und die Vorkehrungen zum Kampfe wurden getroffen. Der Gegner hatte den erſten Schuß, und zielte ſo gut, daß er meinen armen Herrn in die Bruſt traf. Wir hoben ihn in den Wagen, den der Diener des Offiziers herbei ſchaffte, und ſo habe ich ihn halb todt hieher gebracht. Ach! ſetzte

der

der treue Diener jammernd hinzu, wir werden den guten Herrn wohl verlieren!

Friederike benahm ſich während der Krankheit ihres Gatten mit ruhiger Faſſung und liebevoller Treue. Sie wich wenig von ſeinem Lager, und pflegte ihn faſt ganz allein. Er war erkenntlich gegen ihre Liebe, und da er bisher meiſtens kalt und nachläſſig gegen ſie geweſen, ſo ſchien jetzt in ihm ganz wieder die alte Zärtlichkeit und Innigkeit gegen ſie erwacht zu ſeyn. Die wenigen Worte, die ihm nach den erſten Tagen zu reden erlaubt waren, bezeugten ſeine Dankbarkeit für ihre liebevolle Sorgfalt, und ſeinen Schmerz darüber, daß er ſie unglücklich gemacht habe. Ich habe, ſagte er, Dich nicht ſo geliebt, wie Du es verdienteſt, ich habe Dich ſchmerzlich getäuſcht, und nun mache ich Dich früh zur Wittwe! Friederike ſuchte ihn zu beruhigen, und den Gedanken des Todes zu entfernen; aber er verſicherte, daß er das Gefühl ſeiner nahen Auflöſung in ſich trage.

Indeß wurde ſein Zuſtand leidlicher und er ſchien auf dem Wege der Beſſerung zu ſeyn; daher ihm auch der Arzt das Sprechen nicht mehr ſo ſtreng unterſagte. Als Theodor

ſich

ſich eines Tages allein bei ihm befand, begann Landeck ihm die unglückliche Geſchichte mitzutheilen, durch die er in dieſen Zuſtand gerathen war.

Du weißt, ſagte er, welchen Antheil ich an dem Bündniß mit **** habe: Du haſt mir deßwegen bittere Vorwürfe gemacht, und ich büße nun meine Schuld mit dem Tode. Theodor ſuchte ihn zu beruhigen, indem er ſagte, daß ſeine Schuld, welche ſie auch ſeyn möge, doch eine ſolche Strafe nicht verdiene. Ach! lieber Bruder, erwiederte Landeck; alle Täuſchung iſt nun verſchwunden, und ich fühle ganz die Schmach meines Betragens. Der Tod iſt noch eine zu geringe Strafe dafür.

Aber, erwiederte Theodor, wie bringſt Du doch Deinen Zweikampf mit jenem politiſchen Fehltritt in Verbindung?

„Dieſe Verbindung iſt nur zu natürlich. Du kennſt die Parthei unſerer Offiziere, die ſo ſehr gegen den jetzt ausbrechenden Krieg eingenommen ſind. Einer der wüthendſten iſt der Oberſt von Z**. Er wollte auch, wie ſo viele Andere, ſeinen Abſchied nehmen, erhielt ihn aber nicht, und wurde ſogar dazu beſtimmt, mit ſeinem Regimente zu marſchiren. Nun

war

war er aufs höchſte gereizt, und da man mich für einen der Anſtifter des Kriegs hält, ſo nahm er einſt Gelegenheit, mich auf das gröblichſte zu beleidigen, indem er mich geradezu der Beſtechung beſchuldigte. Ich mußte ihn fodern, und ſo iſt dieß Unglück geſchehn. Sage nun ſelbſt, ob mich nicht die göttliche Rache ereilt, und durch daſſelbe, womit ich geſündigt habe, geſtraft hat?

Wie viel Mühe ſich auch Theodor gab, ſeinen unglücklichen Freund zu beruhigen, ſo wenig konnte er ſich ſelbſt des Gefühls erwehren, welches jenen peinigte. Es iſt wahr, ſagte er zu ſich ſelbſt: Landeck konnte daſſelbe Unglück erfahren, ohne dieſe oder irgend eine andere Schuld zu tragen; denn wie viele ſind nicht unſchuldig im Zweikampf umgekommen? Er konnte auch wegen dieſes Fehltritts unangefochten bleiben, zu Rang und Ehren ſteigen, und ruhig ſein Leben beſchließen; denn wenn alle diplomatiſchen Sünden ſo gebüßt würden, wie viele Staatsmänner kämen dann ungeſtraft davon? Offenbar ſteht Landecks Schuld mit ſeinem Unglück in einem zwar natürlichen, aber doch nicht nothwendigen Zuſammenhange; und dennoch findet ſein Gewiſſen darin eine Strafe, und darum iſt es auch eine ſolche. Was iſt

Strafe anders als ein Leiden, mit dem Gefühl der Schuld verknüpft? Der Wollüſtling findet ſich durch die ekelhafte Krankheit, die er ſich durch ſein Laſter zugezogen, beſtraft; ſein unſchuldiges Weib hingegen, das er damit angeſteckt hat, kann darin nur ein Unglück ſehen; und doch leiden beide äußerlich ganz daſſelbe, und der Unterſchied liegt allein in ihrem Gemüthszuſtande.

Theodor gedachte hiebei der von den alten Theologen gemachten Eintheilung der göttlichen Strafen in natürliche und willkührliche oder poſitive, die er ehedem als unrichtig verworfen hatte. Willkührlich, dachte er, ſind die Strafen niemals von Seiten Gottes, denn Gott kennt keine Willkühr: uns aber erſcheinen ſolche als willkührlich, die wir im Gefühl der Schuld als Strafen erkennen, ohne die Regel zu begreifen, nach welcher ſie erfolgen. Wir ahnen die Strafgerechtigkeit Gottes darin, wiſſen aber nicht, warum ſie ſich ſo und nicht anders kund gibt. So liegt alſo doch in den alten Lehrmeinungen eine tiefere Wahrheit, als die abſprechende Schulweisheit unſerer Tage darin finden mag! Das Leben und deſſen Erfahrung ſchließt die Räthſel auf, welche der Tief-

ſinn der Alten in oft rauher trockner Schale verborgen hat. Das Unglück meines Freundes hat den Schein einer natürlichen Strafe; aber hätte ihn auch ein anderes Unglück getroffen, das mit ſeiner Schuld in gar keinem Zuſammenhang ſtände, wäre er, wie er vorgibt, vom Pferde geſtürzt: gewiß würde ſein Gewiſſen ebenfalls erwacht ſeyn, und er hätte ſich ſchuldig und darum auch geſtraft gefühlt.

Warum doch, fragte ſich Theodor, pflegt das Glück unſer Gewiſſen einzuſchläfern, das Unglück aber es aufzuwecken? Das Uebel und das Böſe, das Leiden und die Schuld ſind auf eine geheimnißvolle Weiſe verbunden. Durch die Sünde iſt der Tod in die Welt gekommen, ſagt die Schrift; und darum werden wir uns im Angeſicht des Todes und alles Leidens unſerer Sünde bewußt.

Unſer Freund fühlte hierin richtig, drückte ſich aber nicht klar aus. Das Gewiſſen ſteht mit der Gemüthsruhe und der Selbſtzufriedenheit in genauem Verhältniß: wer ein gutes Gewiſſen hat, lebt mit ſich und der Welt im Frieden. Das äußere Glück nun gibt uns wenigſtens die Zufriedenheit mit unſerm äußern Zuſtand, und ſchmeichelt unſern Begierden; und

dieſe äußere ſinnliche Zufriedenheit kann eine Zeit lang die Stelle der wahren innern Zufriedenheit vertreten, und das ſittliche Bewußtſeyn einſchläfern; verſchwindet aber dieſer Traum, rüttelt uns das Unglück aus dem Schlafe, ſo erwacht das Gewiſſen, und wir fühlen die innere Leere und Unſeligkeit. Tritt aber vollends der Tod, vor welchem alle Sinnenluſt verſchwindet, uns entgegen; fühlen wir das äußere leibliche Gerüſt unſers Lebens wanken: dann nimmt uns das geiſtige Bewußtſeyn ganz in Anſpruch, und wir meſſen uns ganz allein nach unſerm geiſtigen innern Werth. Zittern wir, im Gefühl unſrer geiſtigen Nichtigkeit, vor dem Leiden und dem Tode, dann iſt das Leiden Strafe und der Tod der Sünde Sold; hebt uns aber das Gefühl der geiſtigen Selbſtſtändigkeit, ſo iſt das Leiden und der Tod nichts als ein Zoll, den wir der Natur zu entrichten haben. — Viele werden ſich durch die obige Anſicht Theodors mehr angeſprochen fühlen, als durch dieſe klare Auseinanderſetzung; und doch iſt beides eins und daſſelbe. So ſtreiten ſich Manche über religiöſe Anſichten, die im Grunde durch nichts als den Grad der Klarheit verſchieden ſind.

Doch wir kehren zu unſerm Freunde und

dem

dem Gegenſtand ſeiner Sorge und ſeines Kum- mers zurück. Landeck lag mehrere Wochen ſiech darnieder, bis endlich ein heftiger Blutſturz ſeinem Leben ein Ende machte. Er ſtarb in den Armen ſeiner liebevollen Gattin, welche durch ſeinen Tod in die tiefſte Trauer verſetzt wurde, und ſich nur aufrecht erhielt, indem ſie ſich auf ihren treuen Bruder ſtützte. Theo- dor nahm ſich der trauernden Schweſter mit aller Innigkeit eines brüderlichen Herzens an, und ſuchte ihre Thränen zu ſtillen, indem er mit ihr weinte. Er betrauerte ſeinen Freund aufrichtig, da er ihn auch noch in ſeinen Ver- irrungen geliebt hatte. Die beiden Geſchwiſter wohnten jetzt zuſammen; und war ihr Leben auch nicht das heiterſte, ſo wurde es doch durch die innigſte zarteſte Vertraulichkeit und Theil- nahme verſchönt; und hatten ſie als Kinder unter den Augen der geliebten Mutter in glück- licher Unbewußtheit ſchönere Tage mit einander verlebt, ſo genoſſen ſie jetzt das Glück einer klar bewußten Gleichſtimmung der Seelen, in welcher ihnen die trüberen Tage nicht ohne Troſt blieben, und ſelbſt die Trauer und Weh- muth zum Genuß wurde.

Schöneres kennt gewiß das Menſchenleben nicht, als das Verhältniß wohlerzogener edler

Geſchwi-

Geſchwiſter, die ſich einander von Herzen lie=ben. Natur und Gewohnheit haben ſie un=willkührlich an einander gekettet: in reiferen Jahren aber wird das Werk der Natur und der Gewohnheit zur Sache des freien Willens, und der Bund gleichſam aufs neue geſchloſſen. Durch keinen Sinnenrauſch genährt, brennt die reine Flamme der Geſchwiſter=Liebe ſtill und ruhig, ohne ſich zu verzehren, und oft, wenn alle andere Flammen ausgelöſcht ſind, erhellt und erwärmt ſie noch die ſpätern Le=benstage.

Elf=

Eilftes Kapitel.

Die kriegeriſche Zeit, welche nun eintrat, brachte manche Beſchwerde und Unruhe mit ſich, und erfüllte die Gemüther mit bangen Erwartungen. Die Meiſten fürchteten gleich ſehr das Glück, wie das Unglück, des verhaßten Bundesgenoſſen; denn in jedem Fall ſah man großen Gefahren entgegen. Die vaterländiſche Parthei, als die leidenſchaftlichere, hoffte und weiſſagte den größten Triumph der feindlichen, ihr freundlichen Waffen; Theodor aber war zu ruhig, um nicht dieſe Hoffnungen überſpannt zu finden. Die gereizte Stimmung, in welcher ſich die Meiſten befanden, machte das geſellige Leben unbequem, indem es ſelten in Geſellſchaft ohne Streit abging. Beſonders machte unſer Freund dieſe unangenehme Erfahrung im Landeckiſchen Hauſe, wo die Anſichten der Regierung herrſchten und mit Leiden-

Leidenſchaftlichkeit vertheidigt wurden. Der alte Landeck würde auf jeden Fall ſeinen Verhältniſſen und Geſinnungen nach auf dieſe Seite getreten ſeyn; da aber ſein Sohn als ein Opfer der Hofpolitik gefallen war, ſo nahm er ſich derſelben um ſo wärmer an.

Wir benutzen dieſen Zeitpunkt, in welchem unſer Freund großen und wichtigen Ereigniſſen entgegen ging, um von den Fortſchritten ſeiner Studien Rechenſchaft zu geben. Wir erinnern uns, daß ihm ſein Lehrer, der Profeſſor A., wichtige Aufſchlüſſe über das Weſen der Religion in ſeinen Vorleſungen über die Aeſthetik zu geben verſprochen hatte. Dieſe beſuchte nun Theodor mit großem Fleiß, und gewann dadurch eine Menge neuer Ideen, welche für ſeine Lebensanſicht entſcheidend wurden. Davon wollen wir das Weſentlichſte angeben.

Der Profeſſor faßte die Aeſthetik in einem höheren Sinne, als Andere bisher gethan hatten. Er betrachtete ſie in der engſten Verbindung mit der Sittlichkeit und Religion, und das Gute war nach ſeiner Anſicht mit dem Schönen innig verwandt. Seine Gedankenreihe war folgende.

Das Gute iſt theils Aufgabe für den tugendhaften

haften Willen, theils Gegenſtand des frommen Glaubens. Jener will es hervorbringen, und in das menſchliche Leben einführen, indem er mit Sünde und Irrthum kämpft, dieſer ſchaut mit dem geiſtigen Auge dieſen Kampf vollendet, das Gute in ewiger Herrlichkeit herrſchend; dort ſoll Alles gut werden, hier iſt alles gut, denn Gott hat Alles gut gemacht. Das Gute aber, das wir durch unſer Handeln herſtellen wollen, und das, was wir im Glauben als ſchon ſeyend und vollendet anerkennen, entbehrt beides der Wirklichkeit, es liegt in unſerm Willen und in unſerm Glauben, iſt aber noch nicht zur Erſcheinung gekommen. Tritt nun das Gute in die Erſcheinung und wird Gegenſtand der Anſchauung, ſo iſt es das Schöne.

Theodor konnte ſich in dieſe Gedankenreihe nicht gleich finden, ob ſie gleich mit mehr Ausführlichkeit und Deutlichkeit vorgetragen wurde, als wir ſie hier gegeben haben. Er ging daher zum Lehrer, und ſuchte im Geſpräch mit ihm nähere Aufſchlüſſe zu erhalten, indem er ihm mancherlei Einwendungen machte. Er wandte ihm zuerſt folgendes ein:

Sie nennen das Gute, was erſcheint,

ſchön: dann wäre ja jede Handlung, die wir für gut erkennen, eben darum ſchön, weil wir ſie ſehen; und doch ſagen wir nicht von jeder Handlung, die wir billigen, ſie ſey ſchön; dieſes Beiwort ſparen wir für außerordentliche Handlungen auf.

Nennen wir eine Handlung nicht ſchön, antwortete der Lehrer, dann iſt ſie wohl auch nicht im höchſten Sinne gut, und das ſittliche Gefühl iſt nicht ganz dadurch befriedigt. Von ſolcher Art ſind diejenigen Handlungen, welche in der Erfüllung deſſen, was wir im ſtrengen Sinne Pflicht nennen, was zur Erhaltung der ſittlichen Ordnung unerlaßlich iſt, beſtehen. Schön nennen wir dagegen ſolche Handlungen, welche aus freier Liebe und Begeiſterung entſpringen, aus welchen der gute ſittliche Geiſt in ſeiner Fülle und Klarheit hervorleuchtet und unſer ſittliches Gefühl in ſeiner Tiefe ergreift und befriedigt; was ich eben das Erſcheinen oder Anſchaulichwerden des Guten nenne.

Dagegen, fuhr Theodor fort, nennt man ein Geſicht, eine Geſtalt oft ſchön, ohne daß man den, der ſie an ſich trägt, für ſittlich gut hält.

Wenden Sie doch lieber ein, verſetzte der

Leh-

Lehrer, daß man ein Haus, eine Gegend ſchön nennt, ohne dabei beſtimmt an das Sittlich-gute zu denken. Aber habe ich denn geſagt, daß das Schöne immer im Erſcheinen des Sittlichguten beſtehe? Ich ſprach vom Guten überhaupt.

„Sie finden alſo auch in der Schönheit der Natur eine Erſcheinung des Guten?“

„„Allerdings, ich unterſcheide zwiſchen dem Natürlich- oder Phyſiſch-Schönen und dem Sittlich-Schönen. Der Zuſammenhang des letztern mit dem Sittlichguten wird Ihnen nun ſoweit klar ſeyn, als es jetzt nöthig iſt; das erſtere aber ſteht damit nur in entferntem Zuſammenhang.““ Er verwies ihn deßhalb auf eine der folgenden Vorleſungen, worin er ſich darüber näher erklären wolle.

Theodor aber hatte noch einen andern Einwand zu machen. Sie ſetzen, ſagte er zum Profeſſor, das Schöne in die Erſcheinung: aber paßt dieſe Beſtimmung auf ein Gedicht, das wir im Leſen ſchön finden?

Ich will nicht, antwortete der Lehrer, geltend machen, daß ein Gedicht eigentlich laut geleſen werden muß, und dann durch den Wohlklang der Verſe ergötzt, mithin, wie die Muſik in die Erſcheinung fällt. — —

„Sie

„Sie nennen alſo wohl jedes ſinnlich Wahrnehmbare Erſcheinung, ohne Unterſchied der Sinne, durch welche es wahrgenommen wird?"

„„Ganz recht! — Ich will ferner nicht geltend machen, daß ein Gedicht Gegenſtände der Erſcheinung vor die Phantaſie zur Anſchauung bringt, wie Geſchichten und Handlungen: nehmen Sie ein Gedicht, das nichts als Gedanken und Gefühle enthält, und auch von einem ſolchen behaupte ich, daß es, wenn es ſchön iſt, in die Erſcheinung fällt.""

„Aber Gedanken und Gefühle ſind ja nur etwas Inneres, dem, wie dem Willen und dem Glauben, das Wirkliche, in die Erſcheinung fallende abgeht."

„„Dieſes Gepräge erhält es dadurch, daß es die innere Sinnlichkeit in Anſpruch nimmt, eine innerlich anſchauliche Geſtalt erhält. Wenn Gedanken und Gefühle zum Nachdenken veranlaſſen, wenn ſie zur That antreiben: ſo ſind ſie inſofern nicht ſchön; gefallen ſie aber ſchlechthin, befriedigen ſie durch ſich ſelbſt, durch ihre Lebhaftigkeit und Anmuth und durch ihre Verknüpfung zu einem Ganzen: ſo ſind ſie ſchön.""

In einer der folgenden Vorleſungen ſetzte der Profeſſor das Weſen der ſchönen Erſchei-

nung deutlicher aus einander. Dasjenige erſcheint, ſagte er, was ſich in Mannichfaltigkeit vor den Sinnen ausbreitet. Der Charakter des Menſchen, ſein inneres Weſen erſcheint in ſeinen verſchiedenen Handlungen; die verborgen ſchaffende Lebenskraft der Natur erſcheint in ihren Schöpfungen; Gott ſelbſt, kann man ſagen, erſcheint in der Welt, welche ſeine Größe und Herrlichkeit abſpiegelt. Zur Erſcheinung gehört alſo das Mannichfaltige. Schön aber wird die Erſcheinung dadurch, daß das Mannichfaltige zugleich in Einheit und Einklang erſcheint, und zwar in einer Einheit, welche nicht nach den beſtimmten Begriffen und Zwecken des menſchlichen Verſtandes begreiflich iſt, ſondern unmittelbar das Gefühl anſpricht. Ich nenne dieß die freie Zuſammenſtimmung, im Gegenſatz der gleichſam gebundenen regelmäßigen Einheit und Zweckmäßigkeit der verſtändigen Anſicht. Er brauchte folgende Beiſpiele. Ein Gefäß hat irgend eine Geſtalt, in welcher ſich ein Mannichfaltiges zu einer Einheit fügt, indem es aus verſchiedenen Theilen, aus krummen und geraden Linien zuſammengeſetzt iſt. Die Einheit, nach welcher dieſer mannichfaltige Stoff geordnet iſt, kann nun entweder allein der Gebrauch des Gefäßes, daß

es z. B. eine Flüſſigkeit enthalten und zugleich bequem ausgießen ſoll, — die verſtändige Einheit — oder zugleich die für das Auge wohlgefällige Form — die freie äſthetiſche Einheit — ſeyn. Daß der Bauch deſſelben gerade dieſe rundliche Biegung, daß die Handhabe dieſen freien Schwung hat, iſt für den Gebrauch vielleicht gleichgültig; demungeachtet gefällt gerade dieß als ſchön, und befriedigt das Gefühl unmittelbar, ohne alle Rückſicht auf den Gebrauch. Einen Menſchen und ſeine Art, zu ſeyn und zu handeln, beurtheilen wir gerade eben ſo auf zwiefache Art. Einmal darnach, ob er uns nützlich und freundlich iſt, ob wir etwas mit ihm durchſetzen können, ob wir von ihm zu hoffen oder zu fürchten haben, ob er uns zuverläſſig, treu und wohlgeſinnt zu ſeyn ſcheint — die verſtändige Anſicht; — zweitens darnach, welchen Werth er an ſich, ohne Rückſicht auf uns ſelbſt und unſer Verhältniß, zu ihm hat, ob er der Idee der Menſchheit, die wir in uns tragen, entſpricht — die freie äſthetiſche Anſicht. Es kann wohl ſeyn, daß ein Menſch uns in erſterer Hinſicht gleichgültig läßt, und in der zweiten unſer Wohlgefallen gewinnt; jedoch darf er uns in der erſtern Hinſicht nicht gerade verletzen, und daher

hat

hat die freie äſthetiſche Anſicht am erſten in der Geſchichte und Dichtung Statt, wo die eigennützige Beurtheilung ſchweigt.

Wir erinnern uns, daß Theodor ſchon früher auf dieſen Unterſchied der befangenen und freien Beurtheilungsart gekommen war; und deßwegen konnte er ſich leicht in dieſe Auseinanderſetzung finden. Aber ſehr war er darauf geſpannt, wie der Lehrer das Verhältniß des Guten zum Schönen näher beſtimmen würde, deſſen Unterſchied er bloß in die Art der Erkenntniß ſetzte. Er lehrte darüber Folgendes.

Alles dasjenige, was uns an der Erſcheinung menſchlicher Handlungen und Geſinnungen gefällt, wodurch uns die Darſtellung des Menſchlichen in Gedichten und Gemählden unterhält und erfreut, iſt das Sittlichgute, die geiſtige Vollkommenheit, die Entfaltung des geiſtigen Lebens in ſeinem Reichthum, ſeiner Kraft und Größe. Man könnte ſagen: Alles, was lebt und inſofern es lebt, iſt gut, und was als lebendig erſcheint, iſt ſchön. Das Häßliche iſt dadurch häßlich, daß es todt iſt und den Schein des Todes an ſich trägt. Die Sittlichkeit iſt das geiſtige Leben in ſeiner eigenen

nen Kraft und Würde oder im Einklang mit ſich ſelbſt; die Unſittlichkeit iſt die Zerſtörung des Lebens. Leben iſt überhaupt das, was es iſt, nur durch innere Einheit, durch eine ſich ſelbſt erhaltende und ſich immer wieder hervorbringende Kraft; der Organismus iſt ein Spiel von Kräften, das durch eine innere verborgene Einheit zuſammen gehalten wird, und ſeine Form iſt die eines jeden Lebens.

Dieſe Ideen hatte Theodor ſchon früher gefunden, und er konnte die Einwürfe, welche ſeine Freunde dagegen machten, leicht löſen. Sie wandten ein, daß die Dichter und Bildner oft das Häßliche, das Laſterhafte und Böſe darſtellen und demſelben ſogar einen gewiſſen Reiz verleihen, und begriffen nicht, wie das Sittlichgute mit dem Schönen eins und daſſelbe ſeyn könne?

Darauf antwortete Theodor: Der ächte Dichter und Mahler werde nie das reine Böſe und Häßliche darſtellen, widrigenfalls es nicht gefallen könne; dadurch, daß er ihm einen Antheil von Kraft und Charakter gebe, ſey es immer auf eine gewiſſe Weiſe gut und ſchön. Uebrigens diene der Gegenſatz des Guten und Böſen, des Schönen und Häßlichen dazu, dem

Ganzen

Ganzen Mannichfaltigkeit zu geben, ohne welche keine Schönheit möglich ſey.

Der Lehrer fuhr fort: Das Leben verbreitet ſich von der Menſchheit hinab zur Thier- und Pflanzenwelt und ſelbſt bis zum Steinreich in mannichfaltigen Abſtufungen; überall iſt der Geiſt des Lebens ausgegoſſen, überall Bewegung, Anneigung und Abſtoßung, Entſtehen und Vergehen. Was aber ſtarr und todt da liegt, wie die Maſſen der Gebirge, die feſten Gebilde des Steinreichs, verkündet durch ſeine kühnen und eigenthümlichen Formen wenigſtens ein ehemaliges Leben, iſt das Werk einer kühn ſchaffenden Naturkraft, die in dieſem Gebiet jetzt ausruht, aber nicht erſtorben iſt, ſondern anderwärts wirket. Alles Schöne daher, was wir außer der Menſchenwelt ſehen, was Dichter und Mahler außer derſelben darſtellen, iſt nichts anders als Leben. Der Anblick der kühnen Bildungen eines Gebirgs erfüllt uns mit einem ähnlichen Gefühl, wie die Betrachtung der Thaten eines großen kühnen Menſchen; in beiden erſcheint die hohe Kraft des Lebens. Die Lieblichkeit einer anmuthigen Landſchaft mit Fluren und Wäldern, was iſt ſie anders als der Ausdruck des heitern Friedens des Geiſtes? Selbſt jene Kunſt,

die ſich des todten Stoffes zu ihren Schöpfungen bedient, und ihre Ideen in Maſſen und Verhältniſſen ohne alle Nachahmung lebendiger Geſtalten darſtellt, die Baukunſt, ſie verkörpert nur die geiſtigen Bilder, welche der Künſtler in ſich trägt: wie die Geſichtsbildung und die Geſtalt eines Menſchen ſeinen Geiſt und Charakter kund gibt, ſo drückt der Baukünſtler die Größe und Kühnheit ſeines Geiſtes, die Andacht, den Seelenfrieden, die Geiſtesanmuth, die er in ſich trägt, in ſeinen Gebilden ab. So iſt nach dieſer Anſicht das Sittlich-Schöne mit dem Natürlich-Schönen verwandt, und im Grunde einerlei, weil beides die Erſcheinung des Lebendigen oder des Guten iſt.

Das Eigenthümliche dieſer äſthetiſchen Lehre beſtand darin, wie die ſchönen Künſte mit dem Leben der Menſchen in Verbindung geſetzt wurden. Der Lehrer betrachtete ſie nicht als die Dienerinnen der Unterhaltung, wenigſtens ſah er dieſe ihre Beſtimmung nur als untergeordnet an: ſie waren ihm die Erzieherinnen der Menſchen zur Sittlichkeit, die Prieſterinnen des Heiligen. Aus dem ſittlich religiöſen Leben eines Volks ſollte deſſen Kunſt hervorgehen,

und daraus ihren Stoff entnehmen; vom Geiſt, der das Volk erfüllt, ſollte ſie bewegt und durchdrungen werden, und hinwiederum auf die Erregung und Bildung dieſes Geiſtes wirken. Da ihm das höchſte Schöne nur die verklärende und vollendende Darſtellung des Sittlichguten war, und da alle Sittlichkeit in der Eigenthümlichkeit eines Volks ſeine Wurzel hat: ſo iſt von ſelbſt klar, daß ihm alle wahre Kunſt und Dichtung volksthümlich ſeyn mußte. Er beklagte es, daß die geſchichtliche Bildung der chriſtlichen Völker, ihre Dichter und Künſtler zur Nachahmung geführt, und ihre Urſprünglichkeit und Eigenthümlichkeit geſchwächt habe. Wir buhlen, ſagte er, in unſerm Geſchmack mit allen Völkern, und, von gelehrter Eitelkeit und Modeſucht verführt, huldigen wir mehr der Sonderbarkeit und Neuheit, als der reinen Schönheit: das ſchlimmſte aber iſt, daß durch dieſe Ziererei der wohlthätige Einfluß der Kunſt und Dichtung auf die Geſinnung verloren geht. Damit ein ſolcher Einfluß zu Stande komme, müſſen wir im Spiel den Ernſt des Lebens wiederſcheinen ſehen, unſere Verhältniſſe und Angelegenheiten müſſen darin berührt ſeyn; die allgemeine menſchliche Theilnahme reicht nicht hin, um

uns mit rechtem Feuer zu entzünden; der Kosmopolitismus läßt auch hier kalt und gleichgültig. Glückliche Griechen, rief er begeiſtert aus, deren Epos die Blüthe der lebendigen Volksſage, deren Drama eine gottesdienſtliche Feier, deren Lyrik die Lobpreiſerin der Sieger in öffentlichen Kampfſpielen war, und denen die vaterländiſche Götter- und Heldengeſchichte einen unerſchöpflichen Reichthum an dichteriſchem Stoff lieh! Da lebte die Dichtung wie in der lebendigen Rede, ſo in der Sitte und Geſchichte des Volks; ſie war die Blume, die auf dem einheimiſchen fruchtbaren Boden gedieh, während ſie bei uns im Treibhaus und Zimmergarten künſtlich erzogen wird.

Am meiſten war Theodors Aufmerkſamkeit darauf gerichtet, was der Lehrer über die äſthetiſche Symbolik der Religion ſagen würde. Seine Grundgedanken waren folgende. Die Religion lebt im Gefühl; nur unvollkommen, in endlichem Maaß, geht dieſes Gefühl in die ſittliche Handlung ein, noch weniger wird es vom Gedanken und Begriff gefaßt und ausgeſprochen: es bleibt daher nur die dichteriſche und künſtleriſche Darſtellung, als die allein angemeſſene, übrig. Nicht als wenn

das Ewige und Ueberſchwengliche, welches der Gegenſtand der Religion iſt, durch die Dichtung und Kunſt verwirklicht werden könne: ihre Darſtellungen ſind immer bloß Bilder und Andeutungen, aber als ſolche hinreichend, das Gefühl anzuregen und zu befriedigen. Eigentlich iſt jedes höhere Gedicht und Kunſtwerk ein religiöſes Symbol, indem es den Geiſt, der die Welt trägt und erhält, und die ewige Weltordnung verſinnbildet; es iſt eine Welt im Kleinen, ein Bild ihrer Schönheit und Harmonie. Aber die eigentliche religiöſe Symbolik bildet noch eine andere Gattung, welche in zwei Arten zerfällt.

Die erſte Art iſt die Mythologie oder die Bezeichnung des überirdiſchen Lebens und ſeiner Verhältniſſe durch freigeſchaffene Bilder, durch eine phantaſtiſche Natur und Geſchichte, dergleichen die Göttergeſchichte der Griechen war. Die geſchichtliche Sage und die Religionsphiloſophie pflegt der Mythologie Stoff und Anlaß zu geben; aber je mehr ſie ſich ausbildet, deſto mehr wird ſie das Recht freier Dichtung ausüben. Die griechiſche Mythologie ging aus der alten morgenländiſchen Theogonie und aus der griechiſchen Stammsſage hervor, zuletzt aber riß ſie ſich von beiden los, und bewegte ſich unabhängig auf dem Gebiet der Einbildung.

Die

Die zweite Art iſt die religiöſe Symbolik im engern Sinn, wohin heilige Gebräuche und Sinnbilder, die Hülfsmittel und Gegenſtände der Andacht gehören. Anſtatt daß dort dasjenige, was das fromme Herz erfüllt, von der freien Einbildung in beliebiger Form dargeſtellt, und dieſe Form mit mehr oder weniger Bewußtſeyn als bloße Hülle angeſchaut wird: durchdringt ſich hier Form und Gehalt mehr, jene nimmt Theil an der frommen Verehrung, welche dieſem zugewandt wird, das Herz, die Liebe, die Ehrfurcht iſt davon in Anſpruch genommen. Dieſes aber kommt daher, daß dieſe Symbolik ein Werk der Geſchichte und Sitte iſt, und zwiſchen Kunſt und Sittlichkeit mitten inne ſchwebt, ja oft dieſer mehr als jener angehört. Ein Opfer z. B. iſt zwar ein Zeichen des religiöſen Gefühls, aber nicht ein dichteriſches oder künſtleriſches; heilige Geſänge dagegen ſind von der letztern Art.

Der Lehrer klagte nun darüber, daß das Chriſtenthum, zumal in der proteſtantiſchen Ausbildung, die religiöſe Symbolik zu wenig begünſtige. Allerdings müſſe die Lehre der Wahrheit über beide Arten von Symbolik eine Art von Aufſicht führen, damit ſie nicht in Aberglauben übergehen, was dann am leichteſten geſchehe,

wenn

wenn das äſthetiſche Element nicht genug vorherrſche; allein bei uns habe die Wahrheit ein unrechtmäßiges Uebergewicht gewonnen. Es müſſe eine Zeit kommen, wo ſich die Religion von dieſen Feſſeln loswinde, und zu einer freiern äſthetiſchen Geſtalt ausbilde: erſt dann werde ſie lebendig ins Leben treten.

Zwölftes Kapitel.

Theodor machte ſich dieſe Ideen ſehr bald zu eigen; und wie es jungen feurigen Gemüthern zu gehen pflegt, daß ſie ſich gern auf ein Aeußerſtes treiben laſſen, ſo warf er ſich mit Ungeſtüm und Einſeitigkeit auf dieſe äſthetiſche Anſicht der Religion. Er hatte ſchon angefangen, ſeinen Abfall von der Theologie zu bereuen; jetzt aber ſah er ſich ganz deswegen gerechtfertigt. Konnte es, ſagte er zu ſich ſelbſt, anders kommen? Man bot mir anſtatt des ſeelenvollen Lebens den Tod; das Geheimniß der ewigen Schönheit ſuchte man mir durch mühſelige Wortgelehrſamkeit und leere Begriffsformeln aufzuſchließen. Den angehenden Gottesgelehrten führt man durch die Schriftauslegung und die Kirchengeſchichte in ſeine Wiſſenſchaft ein: dort mühet man ihn mit Worterklärungen und langweiliger geiſtloſer Prü-

Prüfung des geſchichtlichen Inhalts ab; hier erzählt man ihm die mannichfaltigen Verirrungen, zu welchen Aberglaube und dogmatiſche Streitſucht führten. Hat man ihn ſo hinreichend abgemattet und entgeiſtet, ſo trägt man ihm in der Glaubens- und Sittenlehre ein Gemengſel von poſitiven Satzungen und irgend einer philoſophiſchen Schule abgeborgten Lehrmeinungen vor, und damit meint man ihn in Stand zu ſetzen, das hohe Amt eines Prieſters der Religion zu verwalten. Daher denn auch die Leere und Kälte des proteſtantiſchen Gottesdienſtes. Das einzige Aeſthetiſche darin iſt der Geſang, deſſen Weiſen einfach und rührend, deſſen Worte aber meiſtens undichteriſch und aus einer veralteten Dogmatik entlehnt ſind, und der auf jeden Fall zu gedehnt und einförmig iſt. Die Predigt iſt meiſtens nichts als die kümmerliche Frucht des dürftigen Studiums der Theologie, wie es auf den Univerſitäten getrieben zu werden pflegt, beſtehend aus einigen moraliſchen Gedanken, ohne Geiſt auf die alltägliche Erfahrung angewandt, mit einigen Bibelſtellen verbrämt, oder, wenn man ſich hoch verſteigt, aus Betrachtungen über den Gang der Vorſehung, den man mit eigenſüchtiger Kurzſüchtigkeit zu deuten ſich anmaßt.

maßt. Welch ein unſeliger Fehlgriff, rief er aus, da wo die dichteriſche und künſtleriſche Begeiſterung walten ſollte, treibt eine geiſt- und gemüthloſe Klügelei ihr Weſen, und ſtatt das Leben zu entzünden, erkältet und zerſtört ſie es!

Unſer Freund begann nun nach dieſen Ideen das Chriſtenthum ſelbſt zu prüfen, und glaubte zu finden, daß es demſelben an der äſthetiſchen Richtung fehle, und daß es ſich zu ſehr auf die Seite des Begriffs hinneige. Es iſt, dachte er, vom Judenthum ausgegangen, und dieß war ja in ſeinem innerſten Weſen allem Bilderdienſt feind. Die heitern lebensfrohen Griechen dachten ſich das Göttliche in veredelter Menſchengeſtalt, in den wohlthätig wirkenden Kräften der Natur; die ſtrengen finſtern Juden aber machten den Begriff und das Geſetz zum Gott. Mit ihrer Idee eines unſichtbaren, hoch über der Welt thronenden Herrſchers und Geſetzgebers wähnten ſie ſich hoch erhaben über die Anbeter der Bilder; und doch gab ihnen dieſer Glaube nichts als die Furcht vor dem ſtrengen Richter, deſſen Geſetz ſie nie treu beobachten konnten, weil es ihnen dazu an Muth und Begeiſterung gebrach. Dieſe Richtung auf die metaphyſiſche Wahrheit und die

Sitt-

Sittlichkeit vollendete Chriſtus, indem er der dürftigen Symbolik des jüdiſchen Gottesdienſtes ein Ende machte, und den Dienſt Gottes im Geiſt und in der Wahrheit in die Welt einführen wollte. Nun war und blieb die Hauptrichtung der chriſtlichen Kirche das Streben nach der Wahrheit, und daher alle jene unſeligen Streitigkeiten, welche ſie von Anfang an beunruhigt haben, bis denn jenes wunderliche Lehrgebäude zu Stande gekommen, welches in ſeinen Grundzügen ſelbſt der proteſtantiſchen Kirche eigen geblieben iſt. Durch die Reformation wurde das Streben nach der Wahrheit noch beſtimmter gefaßt, als es vorher geſchehen war. Im Katholicismus hatte ſich, freilich nur durch Abartung vom urſprünglichen Chriſtenthum, eine Symbolik gebildet, welche, wenn auch abergläubig, doch immer das Gefühl anſprach: dieſe zerſtörte Luther, und indem er die Schrift als die Regel der Wahrheit aufſtellte, wies er dem Wahrheitsſtreben eine feſte enge Bahn an, und brachte uns ſogar in die Gefahr, der Herrſchaft des Buchſtabens zu unterliegen.

Einer ſo ungünſtigen Kritik unterwarf Theodor alle Hauptlehren des Chriſtenthums, und glaubte zu finden, daß in allen das Wiſſenſchaftliche auf eine unrechtmäßige Weiſe vor-

 herr-

herrſche, und noch dazu mit ſinnlich erfahrungsmäßigen Beſtandtheilen verſetzt ſey. Die Lehre von Gott und ſeinen Eigenſchaften ſchien ihm ganz aus philoſophiſchen Beſtandtheilen zuſammengeſetzt zu ſeyn, aus Begriffen, welche in lebendige Gefühle und Anſchauungen zu verwandeln ſchwer ſey. Was hilft, ſagte er, die noch ſo genau beſtimmte Vorſtellung von der Allmacht und Allgegenwart Gottes, wenn man ihn nicht mit ſeiner allwirkenden allumfaſſenden Macht um und neben und in ſich fühlt? Und kann dieß Gefühl anders als in dichteriſchen Bildern gegeben und gefaßt werden? Die Unſterblichkeit der Seele, jener hohe Gedanke, durch den ſich der Menſchengeiſt über Zeit und Raum und die Gewalt der Materie erhaben fühlt, der ihm den Muth verleiht, mit der Sinnenwelt den Todeskampf zu wagen, iſt ſie nicht im Chriſtenthum eng und ſtarr in einem Begriff, ja in einer Art von phyſikaliſcher Theorie gefaßt? Die durch den Tod abgelöſten Leiber ſollen einſt wieder hergeſtellt werden, gerade wie ein chemiſch aufgelöſter Körper durch einen andern chemiſchen Prozeß wieder hergeſtellt wird. Kann die Idee in ſolcher Faſſung jenes hohe Gefühl anregen, muß ſie es nicht vielmehr unterdrükken,

ken, indem ſie den Geiſt in die Materie herab-
zieht?

So fand Theodor, daß ſelbſt in die Lehre von Chriſto ein falſches Wiſſen eingedrungen ſey. Die Behauptung, daß er ohne Zuthun eines Mannes unmittelbar durch den heiligen Geiſt gezeugt ſey, ſchien ihm nichts als das Produkt einer falſchen Wißbegierde oder eines wiſſenſchaftlichen Nachdenkens zu ſeyn, wodurch ſeine geiſtige Hohheit erklärt werden ſolle, und worin zugleich das Wiſſen ſeine natürliche Grenze überſtiegen habe, da eine ſolche Zeugung durchaus nicht Gegenſtand des Wiſſens ſey. Dieſe falſche wiſſenſchaftliche Richtung in der Lehre von Chriſto habe ſich dann in der Kirche fortgeſetzt, und daher ſey jene ſonderbare Theorie von zwei Naturen in Chriſto entſtanden, welche ebenfalls halb phyſikaliſcher Natur ſey, und für das Gefühl nichts Anſprechendes habe.

Auch die Symbole des Chriſtenthumes, Taufe und Abendmahl entgingen dieſer ungünſtigen Kritik nicht. In ihnen, meinte Theodor, ſollte das Aeſthetiſche rein hervortreten, und doch ſey darin keine Spur davon anzutreffen. Was könne das Zeichen des Beſprengens mit Waſſer anders als den verſtändigen Gedanken einer geiſtigen Reinigung abbilden? Und das Abendmahl

ſey,

ſey, von abergläubigen Vorſtellungen abgeſehen, nichts als ein Erinnerungsmahl, ein Zeichen des Andenkens an jene Nacht der Trennung Jeſu von ſeinen Jüngern und ſeinen bald darauf folgenden Tod, erwecklich allerdings durch dieſe Beziehung, aber nicht rein und frei in äſthetiſcher Geſtalt ſich ausſprechend, und nur durch die daran ſich knüpfenden Vorſtellungen verſtändiger ſittlicher Art bedeutſam.

So war unſer Freund auf einen neuen Irrweg gerathen, gerade als er ſeine früheren Verirrungen eingeſehen und die Bahn zur Wahrheit wieder eingeſchlagen hatte.

Drei=

Dreizehntes Kapitel.

Johannes, welchem Theodor ſeine neuen Zweifel mitgetheilt hatte, trug vorzüglich mit dazu bei, daß er ſeines Irrthums inne wurde. Er hatte nicht den philoſophiſchen Geiſt und die Gewandtheit im Denken, wodurch ſich Theodor ſchnell in neue Ideen werfen konnte; aber bei ſeiner Unbeweglichkeit hatte er einen ſo ſichern und tüchtigen Sinn für die Wahrheit und ſo viel natürlichen Scharfblick, daß er leicht die Blößen in den Gedanken Anderer zu entdecken wußte. In dieſer Streitſache gab ihm überdieß die Erfahrung ein Uebergewicht, und er hielt es für Pflicht, daſſelbe zu benutzen, um ſeinen Freund von dem neuen Irrweg abzubringen. Er ſchrieb ihm ungefähr folgendes.

Was Du mir von der äſthetiſchen Darſtellung der Religion mitgetheilt haſt, welche Du

Du im Chriſtenthum vermiſſeſt, widerſpricht ſehr der Erfahrung, die ich in meiner Amtsführung gemacht habe. Ich will die Kunſt und den Schmuck, den ſie der Religion leihen können, nicht verachten; aber das Weſen der Religion und die nothwendige Form ihrer Mittheilung kann darin nicht liegen. Die ſchlichten ungebildeten Landleute, unter denen ich lebe und wirke, haben für die Künſte keinen Sinn. Stelle für ſie die ſchönſten Gemählde auf, laß ſie die ſchönſte Muſik hören; nichts wird ſie ſo ſehr rühren, und ſo innig ergreifen, wie das einfache Wort der Lehre und Ermahnung. Du verachteſt unſere guten Landleute gewiß nicht, und hältſt ſie nicht für unfähig, am Heil des Chriſtenthums Theil zu nehmen; denn für ſie iſt ja Chriſtus ſo gut geſtorben, wie für die andern: ſollten ſie aber nur durch eine äſthetiſche Form daran Theil nehmen, ſo würden ſie leer ausgehen müſſen. Ja, dieſe einzige Thatſache, daß Chriſtus für die Erlöſung der Menſchen geſtorben iſt, wirft Dein ganzes äſthetiſches Gebäude über den Haufen; davor verſchwindet aller ſchöne trügeriſche Schein, den Kunſt und Dichtung auf die ernſte große Angelegenheit des nach ſeinem Heile ringenden Menſchen werfen können. Die Religion iſt Sache des Herzens, des Lebens, der That; ſie ſoll den Menſchen beſſern, ſein

Gemüth

Gemüth läutern, ſeinen Wandel zum Rechten lenken. Die Kunſt und Dichtung mögen ſchöne Bilder eines edlen Lebens aufſtellen, und große, ja ſelbſt heilige Gefühle wecken; aber daß ein wirklicher Entſchluß zum Beſſerwerden im Menſchen entſtehe, daß er ſich zur That ermanne und fortfahre im Guten, dieſes wirkt nur das Wort des Lebens, das von Ihm ausgeht, in welchem das Urbild alles Wahren und Guten erſchienen iſt.

Theodor war durch dieſe einfachen Bemerkungen nicht gerade eines Andern überzeugt, aber doch in ſeinen Anſichten nicht wenig irre gemacht, und er fühlte dunkel, daß er auf einen Abweg gerathen ſey. Ein Geſpräch, das er darüber mit Härtling und Walther führte, trug noch mehr dazu bei, ihn zur Wahrheit zurückzuführen.

Walther, der noch immer den verſtändigen ſittlichen Standpunkt in der Theologie behauptete, gab nicht nur den Einwendungen des Johannes ſeinen Beifall, ſondern legte auf das Sittliche des Chriſtenthums in der Lehre und dem Beiſpiel Chriſti noch viel mehr Gewicht. Nimmſt Du uns Predigern, ſagte er, das Wort der Ermahnung, das Recht

 und

und die Pflicht, den Menſchen ins Gewiſſen zu reden, ſo nimmſt Du uns Alles.

Ich will, verſetzte Theodor, das Sittliche nicht von der Religion trennen, und die ſittliche Erziehung nicht aus der Kirche verweiſen; aber das Höchſte und Eigenſte der Religion, das Gefühl der Begeiſterung und Andacht, kann nur ſymboliſch in Bildern angeregt und genährt werden.

Und haſt Du, antwortete Walther, den Glauben vergeſſen, den Du ſeit längerer Zeit als die Quelle und Lebenskraft des religiöſen Lebens anſehen gelernt haſt?

Und die Gemeinſchaft, fiel Härtling ein. Ohne ſie werden alle künſtleriſche und ſymboliſche Anregungen nichts wirken. Hätten die Griechen nicht das ſchöne begeiſterungsvolle thatenreiche öffentliche Leben gehabt: ſo würde eine ſolche Dichtung und Mythologie nicht haben bei ihnen entſtehen können. Und doch fehlte ihnen die wahre ſittlich religiöſe Gemeinſchaft, und die Religion beſtand nur in äußerlichen Gebräuchen, welche die Geſinnung und Sitten wenig angingen: und darum fehlt ihrer Mythologie die Idee des Heiligen, und ihrer Dichtung geht das ernſte tiefe Gefühl der höchſten Andacht ab, das uns erſt durch das

Chri-

Chriſtenthum gekommen iſt. Das Leben ſelbſt muß dichteriſch ſeyn, damit eine Dichtung entſtehen könne, und eine religiöſe Symbolik ohne ein religiöſes Leben iſt ein Schein ohne Weſen.

Der Glaube und die Gemeinſchaft des Chriſtenthums, erwiederte Theodor, iſt ſelbſt nach meiner Anſicht äſthetiſch, d. h. auf das Gefühl gegründet; aber auf dieſe ſchöne lebendige Grundlage iſt nicht ſo fortgebaut worden, wie es zu wünſchen wäre; der Verſtand, das wiſſenſchaftliche Nachdenken hat der dichteriſchen Schöpfungskraft Einhalt gethan, und ſo iſt keine wahre Symbolik der Religion zu Stande gekommen.

Aber das Leben und den Tod Chriſti ſelbſt, antwortete Härtling, halte ich für die ſchönſte Symbolik, welche alles übertrifft, was in der Religionsgeſchichte von dieſer Art vorkommt. Sie iſt die ſchönſte und zugleich die wahrſte, weil ſie nicht bloß Symbolik, ſondern Geſchichte iſt.

Theodor ſah ihn betroffen an, und ſagte: Sie haben mit dieſen Worten einen ſehr wichtigen Gedanken ausgeſprochen, womit Sie, wie ich glaube, meinen ganzen Zweifel gelöſt haben.

Walther verſetzte: Er hat ſich vielleicht nur Deiner Anſicht anbequemt, indem er dasjenige, was geſchichtliche und ſittliche Wahrheit iſt, zum Symbol macht. Ich glaube dieſe Idee ſchon irgendwo geleſen zu haben, daß man die chriſtliche Geſchichte und Lehre ſymboliſch nehmen müſſe. Irre ich mich nicht, ſo ſtammt ſie aus der Schellingiſchen Schule.

Ganz recht, ſagte Theodor: Schelling ſelbſt will das Chriſtenthum ſymboliſch gefaßt wiſſen, worein ich mich früher nicht finden konnte, indem es mir der Wahrhaftigkeit deſſelben zuwider zu laufen ſchien. Schelling ſelbſt iſt unſtreitig dieſer Anſicht nicht ganz mächtig geweſen, weil er ſich darüber ſo unklar ausſpricht. Jetzt aber wird mir alles klar, und ich weiß die geſchichtliche und ſittliche Wahrheit mit der ſymboliſchen Deutung in vollkommenen Einklang zu bringen, ſo daß die eine durch die andere nicht geſtört, ſondern vielmehr beſtätigt und vollendet wird. — Und nun trug Theodor ſeinen Freunden folgende Anſicht vor.

Der Glaube oder das fromme Gefühl iſt der Mittelpunkt des ganzen Lebens, von welchem für die Erkenntniß die Wahrheit, für das Handeln das Gute und für die äſthetiſche Anſicht die Schönheit hervorgeht. Alles dreies

iſt an ſich eins, wenigſtens in demſelben Leben vereint, und nur verſchieden in Beziehung auf die menſchliche Auffaſſung. Das Chriſtenthum vereinigt in ſich alle drei Richtungen des geiſtigen Lebens, und erzieht dafür die Menſchen. In ſeiner Wahrheitslehre gibt es die höchſten Grundſätze der Weisheit, indem es ſich jedoch nicht auf die weltliche Wiſſenſchaft einläßt, welche es dem menſchlichen Beſtreben zu entwickeln überläßt; durch die Lehre und das Beiſpiel ſeines Stifters, durch die von ihm geſtiftete Verbrüderung und die Sittenzucht der Kirche erzieht es die Menſchen zur Sittlichkeit. Nun aber kann weder durch die Erkenntniß noch durch das Handeln die überſchwengliche Fülle des frommen Gefühls vollkommen begriffen und dargeſtellt werden, und Chriſtus, von dieſer Seite allein gefaßt, würde nicht der Inbegriff aller religiöſen Ideen, nicht der Anfänger und Vollender des Glaubens, nicht der Abglanz der göttlichen Herrlichkeit ſeyn. Er wäre nichts als ein menſchlicher Lehrer und ein menſchliches Vorbild, indem er in die Sphäre der menſchlichen Faſſungskraft fiele. Das iſt der Fehler derjenigen Anſicht der Religion, welche man Rationalismus zu nennen pflegt, daß nach derſelben Chriſtus

ſtus nur als Lehrer und Geſetzgeber, mithin als bloßer Menſch genommen wird. In ſei-ner wahren Hohheit und Vollendung erſcheint Chriſtus erſt dann, wenn er nicht bloß als Gegenſtand der Erkenntniß und des nachſtre-benden Handelns, ſondern rein als Gegenſtand des Gefühls oder als äſthetiſches Symbol an-geſehen wird. Dieß wird er dadurch, daß in der beſchränkten zeitlichen Erſcheinung ſeines Lebens das Unbeſchränkte und Ewige angeſchaut wird, daß darin etwas übrig bleibt, was weder mit dem Verſtande begriffen, noch mit dem Handeln erreicht, ſondern allein mit dem Ge-fühl erfaßt werden kann.

Du machſt ſonach, unterbrach ihn Walther, die Lehre von der Gottheit Chriſti geltend.

Das wollte ich eigentlich noch nicht, erwie-derte Theodor. Dieſe Lehre iſt eben eine Lehre, und in ihr hat ſich die rein äſthetiſche Anſicht wieder dem Verſtande unterworfen. Meine Meinung iſt, daß ſich uns Chriſtus als das Bild der höchſten geiſtigen Erhabenheit und Schönheit, und ſomit als höchſtes religiöſes Symbol darſtellt. Jedes Gedicht und Kunſt-werk iſt Symbol dadurch, daß es in irdiſcher Geſtalt das Ueberſinnliche abſpiegelt. Nun aber iſt hier die geſchichtliche Wirklichkeit ſelbſt im

höchſten

höchſten Grade dichteriſch, und was auf der einen Seite wahr, auf der andern gut iſt, erhebt ſich zugleich zur höchſten Schönheit; und ſtellt demnach das vollendete Bild des Lebens dar.

Das iſt es eben, was ich ſagen wollte, verſetzte Härtling.

Mein Irrthum war, fuhr Theodor fort, daß ich das Symboliſche im Chriſtenthum darum vermißte, weil es in und mit dem Geſchichtlichen gegeben, und mit dem Dogmatiſchen und Sittlichen innig verbunden iſt. Ich glaubte eine von dieſem abgeſonderte, rein' äſthetiſche Symbolik fodern zu müſſen, und damit gab ich den ausgezeichneten Vorzug des Chriſtenthums auf. Hätte es eine ſolche Symbolik, ſo wäre es nicht die Vollendung der Religion nach allen Seiten hin. Im Judenthum entbehrte das Metaphyſiſche und Sittliche einer wahrhaft äſthetiſchen Symbolik; im griechiſchen Heidenthum war die äſthetiſche Symbolik nur loſe mit der Wahrheits- und Sittenlehre verbunden, und mehr Sache der Luſt als der Ueberzeugung und der That: im Chriſtenthum iſt alles in Einem gegeben, das Wahre und Gute hat mit dem Schönen den unauflöslichſten Bund

geſchloſ-

geſchloſſen, und hat ſeine leibhafte Erſcheinung gefunden in dem menſchgewordenen ewigen Wort, in der Verklärung der Menſchheit in Chriſto.

Ich ſehe aber noch nicht ein, verſetzte Walther, wodurch ſich Deine Anſicht von der gewöhnlichen unterſcheidet, außer daß Du den Ausdruck Symbol brauchſt für das, was uns Andern Gegenſtand des Glaubens iſt, und auch als Sache des Dogma behandelt wird.

Aber darin liegt eben des Unterſcheidenden viel, antwortete Theodor. Man hat die ſymbolische Bedeutung der Geſchichte Jeſu dadurch verhüllt und verwirrt, daß man die Gefühlsanſicht, ohne ſich ihrer bewußt zu werden, ſogleich mit dem Verſtande in Beſitz genommen hat. Daß Jeſus Gottes Sohn ſey, iſt noch eine ganz bildliche Bezeichnung, womit man ſagen wollte, daß in ihm als einem menſchlichen Bilde das Göttliche erſchienen ſey; und noch deutlicher ſagen dieß die Ausdrücke: Ebenbild und Abglanz Gottes. Näher gehört ſchon der verſtändigen Erkenntniß die Anſicht an, daß ihn Gott vom Himmel herabgeſandt habe, daß er vom heiligen Geiſt gezeugt ſey; wiewohl man dieſes halb und halb zur Mythologie rechnen kann, indem dadurch das Verhältniß

des

des Ueberſinnlichen zum Sinnlichen bezeichnet wird. Aber ganz verſtändig und ungehörig iſt die ſpätere Theorie über das Verhältniß der göttlichen und menſchlichen Natur in Chriſto. Wenn ich nun dieß, was bisher von der Dogmatik in Beſitz genommen war, für die Symbolik in Anſpruch nehme: ſo gewinne ich das damit, daß dem Verſtande das Unbegreifliche entrückt, und ſomit aller Anlaß zum Zweifel entfernt, und vorzüglich, daß das Gefühl freier und lebendiger angeregt wird, indem es nun nicht mehr durch die Einmiſchung des Verſtandes geſtört iſt. Die Theologen ſollen nämlich das, was die Perſon Chriſti angeht, freier, als bisher, mit dichteriſchem Sinne behandeln, und das Erhabene und Geheimnißvolle in ihm mit dem Verſtande weder zu beſtimmen und zu erklären, wie die Aelteren gethan, noch auch, wie die Neueren gethan, es einzuſchränken oder wegzuläugnen ſuchen.

Verwirfſt Du, fragte Walther, alle Lehre über das Höhere in Chriſto?

Ich betrachte eine ſolche, antwortete Theodor, als ein nothwendiges Uebel, als ein Mittel der gemeinſamen Verſtändigung der Chriſten. Die gläubige Ueberzeugung des Gefühls, daß Chriſtus der Abglanz des Höchſten iſt,

kann

kann vollgültig und ohne Verwirrung nur in gemeinſchaftlicher Andacht, wo ſich das Gefühl in begeiſterter Rede oder ſymboliſcher Handlung ausſpricht, dargeſtellt werden; aber wenn Zwieſpalt und Verwirrung eingetreten, und gemeinſchaftliche Kennzeichen nothwendig geworden ſind, dann ſind gewiſſe Worte und Sätze das obſchon unſichere Mittel des Bekenntniſſes; und man muß ſie ſo einfach als möglich wählen, und wenn man ſie erklärt, wieder auf das Gefühl zurückzuführen ſuchen.

Für die Behandlung der bibliſchen Geſchichte, verſetzte Härtling, ſcheint mir dieſe Anſicht beſonders viel Vortheile darzubieten; dadurch wird man der unſeligen Wundererklärungen und pragmatiſchen Anſichten los, die mir immer ein Greuel geweſen ſind.

Wie willſt Du aber, fiel Walther ein, die geſchichtliche Anſicht mit der ſymboliſchen vereinigen? Denn es ſcheint Deine Meinung zu ſeyn, daß beide mit einander vereinigt werden ſollen.

„Im Allgemeinen gilt der Satz, daß die ſymboliſche Anſicht da anfängt, wo die geſchichtliche aufhört, und daß jene Gipfel und Blüthe von dieſer iſt. Die geſchichtliche Anſicht hat

es

es mit dem Stoff zu thun, die ſymboliſche mit dem Geiſt; iſt der Stoff geſichtet und zuſammengeſtellt, dann wird er Gegenſtand der ſymboliſchen Betrachtung. Die Leidensgeſchichte z. B. wird geſchichtlich behandelt, wenn die Thatſachen ausgemittelt und in pragmatiſche Verbindung gebracht werden; ſymboliſch aber, wenn darin die ewige oder ideale Geſchichte des Kampfes, in welchem das Gute mit dem Böſen, der Geiſt mit dem Fleiſche liegt, und die Vollendung und Verklärung der Menſchheit angeſchaut wird. Es gibt auch Punkte, wo die Geſchichte an ihrer Schranke ſteht und das Ueberſinnliche gleichſam berührt, ich meine den Anfang und das Ende des Lebens Jeſu: und hier behauptet die ſymboliſche Anſicht allein ihre Stelle.“

Gibt es nicht auch Punkte, fragte Walther, wo beide Anſichten in Widerſtreit ſtehen?

„Es gibt nur ſolche, wo die geſchichtliche Anſicht nicht vollſtändig durchgeführt, und dafür die ſymboliſche eingetreten iſt, ich meine die Wunder, welche die Evangeliſten mit Hinweglaſſung aller oder mehrerer geſchichtlicher Umſtände als Symbole dargeſtellt haben: und hier hilſt uns eben die ſymboliſche Anſicht,

wie

wie unſer Freund richtig bemerkte, über das vergebliche Beſtreben, die vollſtändige geſchicht- liche Anſicht zu faſſen, hinweg. Wir nehmen die Wunder als Symbole, ohne uns weiter mit Zweifeln und Vermuthungen zu quälen, und bleiben mit der bibliſchen Anſicht in Ein- klang.“

Biſt Du nun auch, fragte Walther, mit der ſymboliſchen Natur der chriſtlichen Sakra- mente zufrieden, und hältſt Du überhaupt den chriſtlichen Gottesdienſt einer ächten äſthetiſchen Symbolik fähig?

„Beide Sakramente ſind ſittlich äſtheti- ſcher, nicht künſtleriſcher Art: ſie bezeichnen die innere Weihe des Herzens, und geben dem frommen Gefühl Lebensnahrung. Beide, zu- mal das Abendmahl, ſind weniger Zeichen des frommen Gefühls, als die höchſten Blüthen, die erhabenſten Momente des religiöſen Lebens ſelbſt. Wird das Abendmahl in wahrer leben- diger Gemeinſchaft genoſſen, iſt es, was es in der urchriſtlichen Zeit war, der Gipfelpunkt des frommen innigen Zuſammenlebens der in Andacht und Liebe verbundenen Gläubigen: ſo iſt die genoſſene Speiſe nicht bloß das Sinn- bild der Gemeinſchaft mit Chriſto und den

Seinigen; ſondern dieſe ſelbſt, ſo wie der Lebensathem, den wir einziehen, das Leben ſelbſt iſt in ſeiner augenblicklichen Erſcheinung. Kein äſthetiſches Symbol könnte für das religiöſe Leben dieſe Bedeutung haben, weil es nur darſtellend, nicht auf dieſe Weiſe ſelbſt gebend, mittheilend, und empfangen und erfahren ſeyn könnte. Und wir erkennen eben in dieſer hohen Einfachheit der Hauptſymbole des Chriſtenthums die erhabene Weisheit ſeines Stifters."

„Außer dieſen beiden Mittelpunkten des heiligen Lebens kann die Kunſt allerdings den Gottesdienſt ſchmücken, ſowohl im Geſang und im Tempelbau, als auch in feſtlichen Gepränge und Darſtellungen. Warum ſollte da, wo das fromme Gefühl in der höchſten Erregung iſt, keine Stelle für die künſtleriſche Zierde ſeyn? Wo mit dem Geiſte die Herrlichkeit der höchſten Schönheit in Chriſto angeſchaut wird, da wird man nicht unempfänglich ſeyn für jeden Strahl der Schönheit, wenn er nur aus der wahren Quelle fließt."

Das Geſpräch war beendigt, obſchon Walther noch nicht ganz überzeugt ſchien. Unſer Freund war durch die gewonnene Verſtändigung ſehr beruhigt, ein hohes freudiges Gefühl

ſchwellte

ſchwellte ſeine Bruſt, er ſuchte die Einſamkeit, um dieſen Gedanken weiter nachzuhängen; und um ſeinem Herzen Luft zu machen, konnte er nicht umhin, folgende Verſe niederzuſchreiben, die wir, wie unbedeutend ſie ſeyn mögen, herſetzen wollen, um die Stimmung unſeres Freundes kenntlich zu machen.

Erſcheine mir im Himmelsglanze,
Der Welt Erlöſer, Gottes Sohn!
Steig nieder mit dem Strahlenkranze
Zur Erde von des Vaters Thron!

Die Weisheit hat dein Mund verkündet,
Doch faßt mein ſchwacher Geiſt ſie nicht;
Wenn ich dich ſehe, wird entzündet
In mir ein neues beſſ'res Licht.

In deines Auges milder Klarheit
Taucht ſich vertrauensvoll mein Blick:
Dort geht mir auf der Strahl der Wahrheit,
Und alles Dunkel weicht zurück.

Du haſt ein Vorbild uns gelaſſen,
Und uns gezeigt der Tugend Bahn;
Doch kraftlos muß ich feig erblaſſen,
Der ſchwache Will' iſt eitler Wahn.

Willſt aber du voran mir gehen
Mit deiner ſchimmernden Geſtalt:
So ſtreb' ich kühn auf, zu den Höhen,
Wo ew'gen Sieges Jubel ſchallt.

Und

Und ob die Schrank' auch immer weichet,
Dehnt unermeßlich ſich der Lauf;
Ich hab' in dir das Ziel erreichet,
Siegfroh zum Sieger blick' ich auf.

O daß dein Bild mir immer bliebe!
Dann iſt des Herzens Drang geſtillt;
In ihm iſt Glaube, Hoffnung, Liebe,
Und was mich ſelig macht, erfüllt.

Viert

Vierzehntes Kapitel.

Die gute Jahreszeit war vorüber gegangen, aber noch ſah man kein Ende des Feldzuges. Unaufhaltſam drangen die Verbündeten vor, obſchon ihnen die Feinde jeden Fuß breit ſtreitig machten; doch war die Kampfluſt des Siegers noch ungeſtillt, und er trieb ſein ſieggewohntes Heer noch immer vorwärts. Theodor hatte jeder Hoffnung entſagt, den übermüthigen Unterdrücker des Vaterlandes unterliegen zu ſehen, und ergab ſich in das ſcheinbar Unvermeidliche, die Dienſtbarkeit des deutſchen Volkes. Der Glückliche iſt immer etwas ſelbſtiſch und tröſtet ſich gern über das gemeinſame Unglück mit dem eigenen Glück: und ſo wollen wir auch unſern Freund nicht ganz von dem Verdachte freiſprechen, daß er ſich der Theilnahme an der allgemeinen Sache, die ja ohnehin nur leidend ſeyn konnte, im Vorgefühl

der

der Vollendung seines Glücks etwas entzogen habe.

Nämlich die Vollziehung seiner Verbindung mit Theresen stand nahe bevor, da er seit kurzem zu derjenigen Dienstbeförderung gelangt war, von welcher der Vater die Vollziehung der Heirath abhängig gemacht hatte. Es war nur noch ein Aufschub von etlichen Monaten durch den eingetretenen Tod einer nahen Verwandten und andere häusliche Verhältnisse nöthig geworden, dann schien nichts mehr der Erfüllung der schönsten Wünsche im Wege zu stehen. Obgleich das Verhältniß der beiden Liebenden bisher durch manchen Schatten war getrübt worden: so war jetzt, in der schönsten Blüthe ihrer Hoffnungen, ihr Himmel unbewölkt, und das reinste Morgenlicht ging ihnen auf, den heitersten Tag weissagend. Nur wenn der Blick Theodors auf das Angesicht seiner Schwester Friederike fiel, trübte sich seine Heiterkeit etwas. Das gute Weib hatte ihren freilich schon früher als durch den Tod erlittenen Verlust noch nicht verschmerzt, und wie sehr sie sich zwang, an Theodors Hoffnungen einen freudigen Antheil zu nehmen, so gelang es ihr doch nicht ganz, und dem Bruder mochte dieses vielleicht nicht ganz verborgen bleiben. Friederike ahnete

nichts Gutes von dieſer Verbindung Theodors mit Thereſen, und fürchtete eine Wiederholung ihres eigenen Schickſals. Auch ſchon der Hinblick auf die verfehlte Beſtimmung ſeiner Schweſter, welche nie ganz, und noch weniger jetzt in die Verhältniſſe der Landeckiſchen Familie gepaßt hatte, mochte Theodors Freude etwas trüben.

Wir klagen oft darüber, daß uns keine reine Freude vergönnt iſt, und doch iſt es eine Wohlthat; denn wie könnten wir ſonſt den Uebergang zum Schmerz ertragen? Das Schickſal miſcht die Zuſtände des Lebens wie ein guter Tonkünſtler die Töne, und leitet ſanft von einem zu dem andern über; und ſo gab die Natur ſelbſt dem Uebermaaß der Freude eine Beimiſchung des Schmerzes, und beiden den gemeinſchaftlichen Ausdruck, die Thräne.

Wie ſchnell entſchwand der Hoffnungstraum unſerer beiden Liebenden! Dunkle Gerüchte verbreiteten ſich, daß das verbündete Heer durch Kälte, Hunger und das Schwert des Feindes große Verluſte erlitten habe, und auf dem Rückzuge begriffen ſey; und bald gab der jämmerliche Anblick der flüchtigen Krieger die vollkommenſte Beſtätigung. Schon triumphirte die

deutſche

deutſche Parthei, und verbarg mit wenig Sorgfalt die Hoffnung, daß die Regierung von dem verhaßten Bundesgenoſſen abfallen, und das Schwert gegen ihn kehren werde. Selbſt Theodor, bisher immer kühl und mißtrauiſch, ſtimmte in dieſe Hoffnungen ein, und ſah den Tag der Erlöſung vom fremden Joche nahen. Die Begebenheiten entwickelten ſich reißend ſchnell; in kurzer Zeit war es für die Klarſehenden entſchieden, daß ſich die Politik des Hofes gänzlich umgekehrt habe, und ſchon wurden Anſtalten zu einer allgemeinen Bewaffnung des Volkes getroffen.

Härtling überbrachte unſerm Freunde zuerſt dieſe Nachricht, und erklärte ihm zugleich ſeinen Entſchluß, daß er ſelbſt mit ins Feld ziehen wolle. Alle meine Freunde, ſetzte er hinzu, und alle junge Männer von Geiſt und Geſinnung, die ich kenne, theilen meinen Entſchluß. Jetzt oder nie erſcheint die Rettung des Vaterlandes, und an derſelben müſſen wir alle Theil nehmen. Daß wir die Feinde aus dem Lande jagen, iſt zwar der nächſte, aber nicht der wichtigſte Zweck: den Geiſt der Gemeinſchaft, der Theilnahme an dem Oeffentlichen, der Vaterlandsliebe, müſſen wir jetzt ins Volk einzuführen ſuchen; der unſelige Unterſchied der

 Stände,

Stände, das Uebergewicht des Berufslebens, das ſelbſtiſche Stillſitzen zwiſchen den eigenen vier Pfählen muß ausgerottet werden dadurch, daß alle jetzt das Schwert ziehen und als Bürger für ihren Heerd kämpfen. Sie, mein Freund, bleiben gewiß nicht zurück; aber freilich, Sie ſind Bräutigam, und die Roſenketten der Liebe werden Sie wohl zu Hauſe halten.

O wie preiſe ich mich glücklich, verſetzte Theodor raſch, daß mir das Opfer, das ich dem Vaterlande zu bringen habe, ſchwerer als Andern fällt! Ich gehe mit, und meine Braut wird mich ſelbſt forttreiben.

Nun ich halte mich an Ihr Wort, erwiederte Härtling, und lobe Ihren männlichen Entſchluß. Ihr Beiſpiel wird Manche ermuntern; denn die Staatsdiener werden ſich am ſchwerſten dazu entſchließen, weil ſie die vermeintliche Amtspflicht, im Grunde aber der Hang zum Stilleſitzen, zurückhält. Machen Sie den Anfang, und zeigen, daß die Hand, welche die Feder führt, auch zum Schwerte greifen kann.

Theodor eilte, Thereſen ſeinen Entſchluß mitzutheilen. In der aufgeregten Stimmung des Gemüths, in welcher er ſich befand, zweifelte

felte er nicht, daß die Geliebte ſich zu dem Opfer einer vielleicht langwierigen Trennung um des gemeinſamen Wohles willen bereit finden laſſen würde. Aber als er zu ihr kam, war ihm Herz und Mund wie verſchloſſen, und er mußte auf die Art und Weiſe denken, wie er ihr die Mittheilung machen wollte. Liebe Thereſe, ſagte er, unſere Prüfungszeit iſt noch nicht vorüber; der Ernſt des Lebens tritt mächtig in die heitern Tage unſerer Liebe — —

Gott, was haben Sie mir zu melden? verſetzte Thereſe. Sie blicken ſo trübe, und Ihre Stimme ſtockt.

„Es iſt nichts, als daß ich mit zu Felde ziehen, und mich, wer weiß, auf wie lange, von Ihnen trennen muß.“

„„Muß? wer zwingt Sie dazu?““

„Die Noth des Vaterlandes ruft, das Herz treibt mich; ich muß, ich muß das Opfer bringen. Ein unendlicher Schmerz befällt mich, wenn ich an die Trennung denke; aber welches Opfer wurde je ohne Schmerz gebracht?“

Thereſe bedeckte ihre Augen mit beiden Händen und weinte. Theodor ſtand ſchmerzlich verlegen vor ihr. Er ſchlang ſeinen Arm um ſie, und ſprach ihr zärtlich tröſtend zu. Die Weichheit übermannte ihn, und ſeine Augen füllten

ſich

ſich ebenfalls mit Thränen. Sieh, Geliebte, ſagte er, ich miſche meine Thränen mit den deinigen, und doch bleibe ich feſt. O ermanne Dich, und brauche die Gewalt, die Du über mein Herz haſt, nicht dazu, mich zu erſchüttern, ſondern zu erheben und zu ſtärken. Die Liebe, die wahre göttliche, iſt nur Eine; die Liebe des Vaterlandes, die Liebe des Weibes, der Kinder, der Eltern ſind nur verſchiedene Strahlen derſelben Sonne. Ich liebe Dich, wie ich mein Vaterland liebe, nur inniger und mit jenem geheimnißvollen Zug, der zwei Herzen mit einander zu Einem verknüpft. O laß, was Eins iſt, nicht in Widerſtreit treten, laß mich aus deiner Liebe Nahrung für meine Begeiſterung zum Kampfe ſchöpfen!

Thereſe blieb lange ſtumm. Endlich, nachdem ſie ihre Thränen getrocknet hatte, ſagte ſie ruhig, aber mit einer zurückgedrängten bittern Empfindung: Lieber Theodor, wenn das Ihr Ernſt iſt, was Sie mir mitgetheilt haben, ſo hoffen Sie nicht, daß Sie meine Zuſtimmung erhalten werden. Sie ſind mir durch das Wort der Treue verpflichtet, und ich kann die höhere Pflicht nicht erkennen, die Sie davon entbinden könnte. Ihre Vaterlandsliebe

halte

halte ich für Schwärmerei, und ſoll ich einer ſolchen mein Glück opfern? Ich ſoll Sie fortgehen laſſen, um Sie vielleicht nie wieder zu ſehen, oder als Verwundeten und Kranken wieder zu empfangen? Mir ſchaudert vor dem Gedanken! Ihr Männer wißt nicht, wie die Frauen lieben, deren Herz ganz und ungetheilt an dem Geliebten hängt. Ich will Ihnen keine Vorwürfe machen; aber wenn Sie mich liebten, wie ich Sie liebe: ſo wäre Ihnen ein ſolcher Entſchluß nicht in die Seele gekommen.

Theodor fühlte ſich durch dieſe Aeußerung tief verwundet, und ſah eine gähnende Kluft zwiſchen ſich und der Geliebten aufgeriſſen. Erkennen Sie, ſagte er mit ſchmerzlichem Gefühle, keine höhere Liebe über unſerer Liebe an, ſo iſt dieſe nicht die wahre. Alles iſt nur um eines Höheren willen da, und die Einzelnen dürfen ſich nur lieben, inwiefern ſie mit ihrer Liebe einer höheren Liebe dienen.

Ja, aber dieſe höhere Liebe, verſetzte ſie, muß nicht eine eingebildete ſeyn.

„So iſt Ihnen das Vaterland, die Mutter und Pflegerin alles deſſen, was wir lieben, nichts? Kann ich Sie lieben und für Sie leben, wenn ich mein Vaterland in Knechtſchaft und

Elend ſehe? Wird unſer Glück ſelbſt nicht dadurch geſtört werden, wenn ich es nicht als freier Mann, als Mann von Ehre genießen kann?“

„„Aber ſo weit iſt es noch nicht gekommen; überlaſſen Sie die Sorge der Regierung, und dienen Sie ihr in dem Kreiſe, der Ihnen angewieſen iſt.““

„Soll ich warten, bis die Noth ſo hoch geſtiegen iſt, daß mir keine freie Wahl mehr übrig bleibt? Jetzt hat mein Entſchluß noch Werth, da er freiwillig iſt. O liebe Thereſe, machen Sie mir den Kampf nicht zu ſchwer, lähmen Sie mir nicht den Flug des Geiſtes, erheben Sie ſich mit mir! Schön iſt die ruhige Erfüllung ſchöner Hoffnungen; ſchöner die freiwillige Entſagung; das ſchönſte, was die Erde kennt — die nach Kampf und Entbehrung mit ſüßem Lohn gekrönte Selbſtverleugnung. Zagen wir nicht vor dieſer Prüfung unſerer Liebe! ihr reines Gold wird darin beſtehen, und geläutert daraus hervorgehen.“

Wie ſchön biſt Du in dieſem Feuer des Muthes! aber um ſo weniger kann ich Dich laſſen, ſagte Thereſe, indem ſie ihm um den Hals fiel. Ich kann, ich will Dich nicht laſſen!

Welch

Welch eine ſüße Laſt legſt Du mir auf die Seele — erwiederte Theodor ſie küſſend — aber doch eine Laſt, die ſie beſchwert und niederdrückt!

Verſprich mir, daß Du Deinen Entſchluß noch eine Zeit lang überlegen willſt, ſagte Therese mit einem unwiderſtehlichen zärtlich ſchmeichelnden Tone, und Theodor verſprach es ihr, obſchon mit Widerſtreben. Das gewandte Mädchen wußte bald die Aufmerkſamkeit ihres Freundes auf andere Dinge zu lenken, und in das ſchimmernde Gewebe einer zärtlich heiteren Unterhaltung zu verſtricken. Sie entließ ihn endlich mit dem wiederholt abgenommenen Verſprechen: keinen übereilten Schritt zu thun, und auf jeden Fall erſt mit ihrem Vater Rückſprache zu nehmen.

Fünf-

Funfzehntes Kapitel.

Theodor war durch Thereſens Widerſtreben gerade nicht in ſeinem Entſchluſſe wankend gemacht, aber doch veranlaßt worden, ihn nochmals in Ueberlegung zu nehmen. Er konnte von keiner Seite etwas entdecken, was nach ſeiner Ueberzeugung daran verwerflich wäre, und es ſchmerzte ihn nur, daß ſeine Geliebte nicht in das reine Gefühl ſeines Herzens mit einſtimmen wollte. O welche Seligkeit, rief er aus, die Geliebte der Seele in den Opfertod vorangehen zu ſehen, und die Worte der heldenmüthigen Arria von ihr zu hören: Es ſchmerzt nicht! Dann iſt der Liebesbund der Seelen vollendet, wenn ſie im Kampf und Leiden treu zuſammen halten, und eine der andern voraus eilt. Im Kampf und Leiden, in der Erhebung über Luſt und Schmerz erſcheint die wahre Kraft des Geiſtes, und ſo auch die

wahre

wahre geiſtige Liebe. Eine Liebe, die des Glückes bedarf, iſt eine Tochter der ſinnlichen Selbſtſucht, und verdient den edeln Namen der Liebe nicht.

Nächſt Thereſen theilte Theodor ſeinen Entſchluß Friederiken mit. Sie konnte ſich eines wehmüthigen Gefühls nicht enthalten, benahm ſich aber ihres Bruders würdig. Ich werde Dich ſchmerzlich vermiſſen, geliebter Bruder, ſagte ſie; denn ſtehe ich hier nicht ganz allein? Aber fern ſey es von mir, Dich zurückhalten zu wollen. Ich werde mich behelfen, ſo gut es gehn will. Deinen Vorſatz würde unſere verewigte Mutter gewiß billigen, er iſt ihrer großen frommen Seele würdig; und daß Du hierin mit ihr in Einklang bleibſt, wird mich beruhigen und ſtärken.

Theodor war von dieſer ſchönen Hingebung ſehr gerührt, und ſchloß die geliebte Schweſter zärtlich an ſein Herz. Dank Dir, rief er, für dieſes ſchöne Liebeszeichen, dieſe Theilnahme an dem größten Gefühl, das je meine Bruſt bewegt hat. Ach! ich bedurfte eines ſolchen ſtärkenden Mitgefühls! Und nun entdeckte er ihr die Aufnahme, die er mit ſeinem Entſchluß bei Thereſen gefunden hatte.

Friederike entſchuldigte die Freundin ſo gut ſie konnte, und machte Hoffnung, daß ſie ſich noch fügen würde. Aber ſie täuſchte ſich ſelbſt damit, und unterdrückte in ihrem Herzen ein Gefühl, das keinesweges zu Gunſten der Freundin ſprach.

Mit nicht geringem innern Widerſtreben machte Theodor dem alten Landeck die Mittheilung, daß er am Feldzug Theil nehmen wollte. Der Alte machte große Augen, als er es hörte, und konnte ſeinen Unwillen nur mit Mühe unterdrücken. Alſo ſind Sie auch, junger Freund, von dieſer Raſerei angeſteckt? Raſerei iſt es von der Regierung oder vielmehr von der Parthei, die jetzt den König umgibt, durch ſolche Mittel die Rettung zu ſuchen; Raſerei von denen, die ſich auf eine ungewohnte Bahn wagen, auf der ſie nichts nutzen können, und ihr Glück aufs Spiel ſetzen. Ich würde Ihnen dieſen Schritt widerrathen, wenn Sie mich auch nichts angingen; denn Sie kommen in Ihrer amtlichen Laufbahn zurück, und werden es einſt bereuen, ſich daraus herausgeriſſen zu haben. Aber was ſoll ich als Ihr künftiger Schwiegervater dazu ſagen? Nimmermehr gebe ich meine Einwilligung dazu. Das Glück meiner Tochter werde ich keiner ſchwärmeriſchen Grille opfern.

„Aber

„„Aber ein Aufſchub auf kurze Zeit iſt noch nicht Verluſt; wir ſind beide noch jung, und der Krieg kann nicht lange dauern.“

„„Sie können Ihre Geſundheit einbüßen, und was ganz ſicher iſt, Sie werden im Dienſt zurückgeſetzt werden.““

„Sollte man den treuen Eifer für das Wohl des Vaterlandes ſo mit Undank belohnen?“

„„Den treuen Eifer? Glauben Sie mir, man wird nach Beendigung des Krieges alle diejenigen, die ſich von dieſer Schwärmerei haben fortreißen laſſen, als unruhige Köpfe anſehen und ſich vor ihnen in Acht nehmen.““

Theodor bat und beſchwor den Alten vergebens, ihm ſeine Zuſtimmung zu geben; er blieb auf ſeinem Sinne, und drohete ſogar, die Verbindung Theodors mit ſeiner Tochter aufzulöſen, im Fall er ſeinen Vorſatz ins Werk ſetzte.

Dadurch fühlte ſich Theodor gereizt und faſt erbittert. Aber noch mehr verletzte ihn das Betragen Thereſens gegen ihn während der folgenden Tage. Es wurden damals von mehreren jungen Leuten, und auch von ſolchen, die nicht gerade entſchloſſen waren, ins Feld zu ziehen, Waffenübungen vorgenommen, und auch Theodor war dazu getreten. Darüber erlaubte

ſich

ſich Thereſe einige Mal einen Scherz, indem ſie ſich die falſche Rechnung machte, die Kriegsluſt ihres Geliebten dadurch abzukühlen.

Die Zeit drängte, und unſer Freund mußte einen endlichen Entſchluß faſſen. In einer ernſten Stunde ſammelte er alle Kräfte ſeiner Seele, und ging mit ſich zu Rathe. Die Drohung von Thereſens Vater fürchtete er nicht ſehr, indem er ſie bloß als ein Schreckmittel gebraucht zu haben ſchien; die Schwäche ſeiner Braut that ihm leid, weil er ihr ein ſo ſchmerzhaftes Opfer auflegen ſollte: aber hielt er dagegen die hohe Pflicht, die ihn rief, das große Gefühl, das ihn beſeelte, ſo erſchien ihm alles als ein leichtes Hinderniß. Mit dem unwiderruflich gefaßten Entſchluß hoffte er, das Widerſtreben der Braut und ihres Vaters zu beſiegen; und ſo that er den entſcheidenden Schritt, indem er ſich an die vorgeſetzte Behörde mit der Bitte um Urlaub zur Theilnahme an dem Feldzug wandte. Nachdem er dieß gethan, ging er zum alten Landeck, und eröffnete ihm mit männlicher Feſtigkeit, daß der Schritt geſchehen ſey.

Der Alte fuhr auf, und ſagte: ich werde es zu verhindern wiſſen, daß man Ihnen den Urlaub ertheilt.

Dann

Dann bitte ich um meine Entlaſſung, ſagte Theodor feſt. Mein Entſchluß iſt unwiderruflich.

„So gehen Sie hin, aber nicht als mein Sohn! Ich kenne Sie nicht mehr.“

„„Sie wollen ein heiliges Band zerreißen, weil ich mich nicht hindern laſſen will, dem beſten Gefühle meines Herzens zu folgen? Ich kann's nicht glauben! ſo können Sie nicht mit dem Herzen Ihrer Tochter ſpielen.““

Der Alte kehrte ſich von ihm ab, und winkte mit der Hand, daß er ihn verlaſſen ſolle. Theodor ging, und begab ſich zu Thereſen.

Thereſe, ſagte er ernſt und feſt, jetzt zeigen Sie, ob Sie mich lieben! das Loos iſt geworfen, ich ziehe zu Felde, und eben habe ich es Ihrem Vater erklärt. Er will mich verſtoßen, mich von Ihrem Herzen reißen, und dadurch meinen Sinn beugen. Das gelingt ihm aber nicht, ſo wahr ich ein Mann bin. O treten Sie auf meine Seite, als liebendes Weib auf die Seite des geliebten Mannes, und laſſen Sie mich nicht demüthigen!

Um Gotteswillen! ſo weit iſt es gekommen? rief Thereſe. Und was verlangen Sie? ich ſoll

gegen

gegen meine eigene Sache ſprechen, Ihren Ei=genſinn bei meinem Vater vertreten?

Theodor beſchwor ſie, ſich der Liebe anzu=nehmen, die ſie beide bisher beglückt habe und ferner noch mehr beglücken ſolle. Sie verſprach es ihm in Thränen und mit widerſtrebendem Willen. Beide waren zu bewegt, um länger ohne ängſtliche Gefühle bei einander zu bleiben. Theodor riß ſich von der weinenden Geliebten los, und ging hinweg. Er ſah ſie nie wieder.

Am folgenden Tag erhielt er einige Zeilen vom alten Landeck, welche die beſtimmte Er=klärung enthielten, daß die Verbindung mit ſeiner Tochter aufgelöſt ſey. Thereſe hatte die Worte darunter geſchrieben: „Leben Sie wohl, ſeyn Sie glücklich;“ und Thränen ſchienen darauf gefallen zu ſeyn. Als Theodor im erſten Sturm der Gefühle nach Landecks Hauſe eilte, hörte er, daß Vater und Tochter verreiſt ſeyen. Er konnte den Ort, wohin ſie gegangen, nicht erfahren, indeß verſprach der Bediente, einen Brief an das Fräulein zu befördern. Theodor eilte nach Hauſe, und ſchrieb folgende Zeilen an Thereſen.

Kann ich es faſſen, kann ich es als mög=lich denken, daß Sie, geliebte, ach! noch im=

mer

mer heißgeliebte Thereſe, mir genommen ſeyn ſollen, und daß Sie ſelbſt darein gewilligt haben? Sie haben es gethan, ich kann es nicht thun! Ich will Ihren und Ihres Vaters Entſchluß nicht von neuem zu bekämpfen ſuchen, ſondern nur erklären: daß ich Ihnen zwar Ihr Wort der Treue zurückgebe, aber das meinige nicht zurücknehme, erwartend, daß die Zeit dieſes unſelige Mißverſtändniß löſen, und mich einſt wieder in Ihre Arme führen wird. Der Himmel will das Opfer, das ich dem Vaterlande zu bringen im Begriff bin, ſo ſchwer als möglich machen, und ich nehme die Laſt gern auf mich. Wie Vielen wurde ſchon der Leidenskelch durch Verkennung und Undank verbittert; aber das Bitterſte iſt, von der Geliebten des Herzens verkannt zu werden. Nochmals, ich bleibe der Ihrige und erfülle an meiner Seite die Pflicht der Treue durch unveränderte Liebe. Leben Sie wohl, und seyn Sie glücklich! rufe auch ich Ihnen zu, aber in dem Sinne, daß ich mein Glück noch nicht von dem Ihrigen trennen kann.

Der harte Schritt, den Thereſens Vater that, erklärt ſich hinreichend aus ſeiner Rangſucht, dem hohen Werth, den er auf die Stel-

lung in der Geſellſchaft und in den Dienſtverhältniſſen legte, und aus ſeiner politiſchen Anſicht. Zu der Verbindung ſeiner Tochter mit Theodor hatte er nur ungern ſeine Einwilligung gegeben, und die Vollziehung derſelben ungebührlich verlängert. Er wollte ſeine Tochter nur als die Gattin eines durch Stand und Rang ausgezeichneten Mannes ſehen, und Theodor hatte ſchon bisher ſeinen Erwartungen nicht entſprochen; ſein jetziger Schritt aber ſchien ihm vollends die Hoffnung, ihn einſt in einer hohen Stelle glänzen zu ſehen, zu vereiteln. Dazu kam, daß der ehrgeizige Alte eine andere Ausſicht für ſeine Tochter im Hintergrunde hatte; nämlich die Verbindung mit Narciſſen, der als Sohn einer der erſten adlichen Familien einſt eine bedeutende Rolle in der Reſidenz zu ſpielen hoffen konnte. Die Neigung dieſes jungen Menſchen zu Thereſen war ſeiner Beobachtung nicht entgangen, und er glaubte ſicher darauf rechnen zu können.

Thereſen koſtete die Trennung viele Thränen; aber wie es ihr an Liebe fehlte, um in Theodors Anſicht und Entſchluß einzugehen, und ſeiner Vaterlandsliebe das Opfer zu bringen, ſo liebte ſie ihn auch nicht genug, um dem harten Sinne ihres Vaters einen feſten

 Willen

Willen entgegen zu ſetzen. Sie ſchwankte hin und her, und ließ ſich daher von ihrem Vater fortreißen. Sie war ein Mädchen ohne Feſtigkeit des Charakters und ohne wahres tiefes Gefühl, und an Theodor hatte ſie nur die männliche Anmuth, nicht ſeinen hohen innern Werth geliebt. Wie viel auch unſer Freund litt, ſo müſſen wir ihn doch glücklich ſchätzen, daß er von dieſer ungleichartigen Verbindung los kam. Das Verſprechen, das er Thereſen hinterließ, ihr treu zu bleiben, war edel, und er war der Mann, es mit der That zu halten. Allein es ließ ſich vorausſehen, daß, nach der Heilung des erſten heftigen Schmerzes der Trennung, das Gefühl in Theodors Seele deutlich hervortreten würde: daß Thereſe ihn nicht verſtanden hatte, und daß ſein Geiſt von ihr eher niedergezogen als emporgehoben worden war.

Sechszehntes Kapitel.

Nachdem der erbetene Urlaub ertheilt war, überlegte Theodor mit Härtling, auf welche Weiſe er am beſten an dem Kampfe Theil nehmen ſollte; und ſie wurden darüber einverſtanden, daß er ſeine Stellung als Beſitzer eines großen Gutes benutzen, in ſeiner Provinz an der Errichtung der Landwehr Theil nehmen, und in dieſelbe als Offizier eintreten ſollte. Theodoren ging das Herz auf, als er daran dachte, daß er mit ſeinen Jugendgenoſſen die Gefahren des Feldzuges theilen ſollte, und er ergriff dieſen Plan mit freudigem Muthe.

Ganz natürlich bot ſich der Gedanke dar, daß Friederike mit ihm ***, wo ſie nichts mehr zurückhielt, verlaſſen, und nach Schönbeck gehen ſollte; wo ſie in ſeines Johannes Hauſe, in Geſellſchaft von deſſen Gattin, den angenehmſten Aufenthalt fand, den ſie in der Trennung

nung von dem geliebten Bruder nur irgend finden konnte. Friederiken war dieſer Vorſchlag höchſt willkommen, und die beiden Geſchwiſter betrieben ihre Abreiſe mit großer Ungeduld. Nach wenigen Tagen hatten ſie ſchon die Stadt im Rücken, welche das Grab ihres Jugendglücks geworden war. Mit Thränen im Auge ſahen ſie von der nächſten Anhöhe dahin zurück; und doch fühlten ſie in der Wehmuth ihre Bruſt wie erleichtert, und in dem blauen Gebirg, das ſich bald ihren Blicken zeigte, und dem ſie entgegen eilten, ſchien ihnen eine beſſere Zukunft zu dämmern.

So iſt der Menſch! ſagte Theodor; kaum hat ihn der erſte tobende Schmerz verlaſſen, ſo tritt ihm wieder freundlich die Hoffnung entgegen. Iſt mir doch, als trete ich aus einem düſtern beengenden Thale auf eine heitere Höhe, vor welcher ſich lachende Gefilde ausbreiten. Hofft ja der Menſch noch, wenn er am Rande des Grabes ſteht!

Und bleibt ihm da nicht, ſagte Friederike mit einer Thräne im Auge, die ſchönſte und größte aller Hoffnungen?

„Es iſt die Hoffnung, welche alle übrigen in ſich ſchließt. Wie wir hoffen, daß uns der gewaltigſte Wechſel, dem unſer Weſen erliegt

und

und der ſogar den Schein der Vernichtung annimmt, nicht uns ſelbſt und der Welt Gottes rauben werde: ſo rafft ſich auch unſer Geiſt nach jeder Niederlage, die er erfahren, nach jedem erlittenen Verluſt wieder auf, gewinnt wieder Vertrauen zum Leben, und erwartet Erſatz für das Verlorne. Immer iſt es das Gefühl des unerſchöpflichen Reichthums unſeres Lebens, der unvertilgbaren Kraft des Geiſtes und ſeiner unbeſieglichen Selbſtſtändigkeit, woher die Hoffnung wie der Unſterblichkeit, ſo der Wiederherſtellung verlornen Glückes, entſpringt.“

„„Doch hat die erſtere Hoffnung eine ſichere Gewähr, während die andere oft von der trüglichen Zukunft getäuſcht wird.““

„Die Gewähr liegt immer im Glauben, und dieſer behält auch dann Recht, wenn das Geſchick die gefaßten Hoffnungen nicht erfüllt. Der Hoffende ſteht erhaben über ſeinem Unglück, er ſiegt durch das Vertrauen auf den Sieg.“

„„Aus Dir ſpricht der Muth der Thatenluſt, der Begeiſterung für den hohen Beruf, dem Du entgegen gehſt. Ihr Männer ſeyd glücklich, ihr überwindet den Schmerz, indem ihr euch kühn und kräftig in das thätige Leben werft.““

„Und

„Und ihr Frauen ſiegt noch ſchöner, indem ihr euch ruhig dem Schmerze hingebt, und doch den feſten Glauben, den Troſt und die Hoffnung bewahrt. Ihr bedürft nicht der Anſtrengung, der Gegenwehr, mit der wir Männer uns helfen; ihr ſiegt durch die reine innere Kraft des Geiſtes. Nichts iſt ſchöner als der Opfertod der freudigen Geduld und Hingebung: er überſtrahlt ſelbſt die gewaltige Größe des Heldenkampfs.“

„„Und doch beneide ich Dich um die Ausſicht, die Dir offen ſteht: Du weißt, wofür Du leben ſollſt, während ich meine Beſtimmung verloren habe.““

„Und gilt Dir das nicht als eine ſchöne Beſtimmung, die Freundin und Tröſterin Deines Bruders zu ſeyn? O hätte ich Dich in dieſen letzten Tagen nicht gehabt: wie viel ſchwerer wären ſie mir zu tragen geweſen! Die wahre Beſtimmung eines edlen menſchlichen Lebens iſt, zu ſeyn, was es iſt; es leuchtet und erwärmt, wie die Sonne, und es finden ſich immer lichtbedürftige Weſen, die ſich um daſſelbe verſammeln.“

Friederike ſchwieg ſeufzend. Der Bruder verhieß ihr eine frohe Zukunft; aber ſie wollte

nicht

nicht daran glauben. Ich habe zu viel verloren, ſagte ſie. Landeck war mir ſchon geraubt, ehe ihn der Tod wegraffte; denn er liebte mich nicht mehr, oder damit ich ihm nicht Unrecht thue, er handelte und lebte ſeiner Liebe nicht würdig.

Wohl iſt das der ſchlimmere Verluſt, antwortete Theodor: der Tod kann uns den würdigen Freund, die würdige Freundin nicht ganz rauben, denn er läßt uns das ſchöne, durch die Trennung verklärte Bild; aber Abfall und Untreue laſſen uns einen Schmerz zurück, für den es keinen Troſt gibt. Doch was ſage ich? Wofür gäbe es keinen Troſt? Es ſchmerzt, daß unſer Herz getäuſcht worden in der Erwartung wahrer Gegenliebe; aber die Liebe wurde darum nicht getäuſcht: umfing ſie auch ein Schattenbild ſtatt des wahren Gegenſtandes, es gibt doch einen ſolchen, der ihrer würdig iſt, und ſollte er uns nie in dieſem Leben begegnen. Er ſehnt ſich vielleicht, wie wir ſelbſt, nach dem Herzen, das ihn verſteht, und wer weiß, ob nicht die für einander geſchaffenen Seelen durch geheime Bande zu einander gezogen ſind? Wäre der grobe irdiſche Körper nicht, ſie würden einander entgegen fliegen, und nie wieder von einander weichen.

Unter

Unter ſolchen und ähnlichen Geſprächen, unter Rückblicken auf die traurige Vergangenheit und Ausſichten auf eine beſſere Zukunft, vollendeten die beiden Geſchwiſter ihre Reiſe. Sie brachten die letzte Nacht im Wagen zu, weil ſie ungeduldig waren, in dem geliebten Schönbeck anzukommen.

Es war früher Morgen, als ſie dort anlangten, wo ſie noch niemand erwartete. Mit welchen Gefühlen fuhren ſie den Lindengang hinauf, und ſtiegen vor dem Hauſe ab, wo ihnen, außer einigen alten wohlbekannten Dienern, niemand befreundetes entgegen kam. Theodor verglich mit dieſer Ankunft in der Heimath jene vor wenigen Jahren, als er mit Landeck von der Univerſität zum Beſuch kam: und welch ein Unterſchied! Die geliebte Mutter fand er nicht mehr, auch die Schweſter war der Heimath entriſſen geweſen; und welchen ihm ungeheuer ſcheinenden Irrweg hatte er ſeitdem durch das Leben verfolgt! wie viele theils ſchmerzliche Erfahrungen hatte er gemacht, wie viel weniger heiter, aber doch wie viel klarer und beſtimmter ſah er das Leben an!

Noch ehe ihre Ankunft auf der Pfarrwohnung gemeldet ſeyn konnte, gingen Theodor

und

und Friederike durch den Garten, um die Freunde zu überraſchen. Johannes und Theodor ſchloſſen ſich einander mit innigſter Rührung in die Arme, und auch Friederike fand an Johannes Gattin eine liebe alte Freundin wieder.

Wie lobe ich Deinen Entſchluß, ſagte Johannes zu Theodor, daß Du mit für das Vaterland kämpfen, und gerade die Jugend Deines Dorfes anführen willſt!

„Das freut mich, lieber Johannes! um ſo mehr, da ich faſt von Dir Bedenklichkeiten fürchtete.“

Ja, denken Sie nur, fiel Anna ein, er geht ſogar damit um, als Feldprediger mitzuziehen.

Herrlich, mein Freund, rief Theodor. Und wird meine wackere Freundin dagegen Einwendungen machen?

Ach nein! erwiederte ſie, wenn es ſeyn muß —

Das Gute muß immer geſchehen, wenn es auch freiwillig geſchieht! verſetzte Theodor.

Dann bleiben wir beide Verlaſſene hier beiſammen, ſagte Friederike tröſtend zu der jun-

gen

gen Frau; wir wollen uns einander ermuntern und aufrichten.

Iſt denn aber, fragte Theodor ſeinen Freund, der alte Pfarrer mit Deinem Vorhaben einverſtanden?

Die wieder im Volke erwachende Vaterlandsliebe, antwortete Johannes, hat ihn ſo begeiſtert, daß er ſich die Kraft zutraut, das Amt während meiner Abweſenheit allein zu verwalten.

Eben kam der Alte. Er empfing Theodoren mit lebhafter Freude. Biſt Du uns, ſagte er, wiedergegeben, lieber Flüchtling? Freilich bringt Dich nur das wilde Geſchäft des Krieges auf kurze Zeit in unſre Mitte, und wird Dich bald wieder fortführen. Habe ich Dich doch wiedergeſehen, und auf einer ſchönen Bahn! Dein Entſchluß ſey geſegnet mein Sohn! Daran erkenne ich Dein gutes frommes Herz. Welchen Weg Du auch bisher gegangen ſeyn magſt, Du biſt unſer geblieben, und wirſt unſer bleiben.

O könnte ich immer, antwortete Theodor, mit dieſem reinen Herzen in Einklang bleiben! Manche Mißklänge ſind ſchon gehoben; vielleicht werden ſie noch alle gehoben, und Ihr

Zög-

Zögling lernt wieder ſo fühlen und denken, wie in ſeiner glücklichen Jugendzeit.

Das Geſpräch wandte ſich nun auf die vorzunehmenden Kriegsrüſtungen, und Theodor hörte mit Vergnügen, daß man ſchon viel dafür gethan hatte, und daß überall die beſte Bereitwilligkeit zu finden war.

Den Rückweg nahmen die beiden Geſchwiſter über den Kirchhof, und die Freunde, ihre Abſicht merkend, ſtörten ſie nicht durch ihre Begleitung. Sie beſuchten das Grab der Mutter, auf welches Theodor zum erſten Mal die Thränen des kindlichen Schmerzes vergoß. Das Bild der Verklärten war ihm gegenwärtig, er fühlte das Wehen ihres liebevollen Geiſtes. Für Liebende giebt es keine Zweifel an der Unſterblichkeit. Das, was in ihrem Herzen lebt, kann nicht Raub des Todes werden. Nie zweifelt das Gefühl des Herzens; nur der Sinn, dem die ſichtbare Erſcheinung geraubt iſt, und der klügelnde Verſtand, der nicht begreift, was der Sinn nicht ſiehet, werden an dem furchtbaren Wechſel, den wir Tod nennen, irre. Es gibt keine Unſterblichkeit, als das Fortleben mit und in den Geliebten. Wer nicht die Liebe mit in die Ewigkeit hinüber nimmt, wer nicht liebend

liebend bei den Seinen zurückbleibt, der lebt ein leeres kaltes Schattenleben. Darum knüpft auch der Chriſtenglaube die Hoffnung der Unſterblichkeit und der Auferſtehung an die Gemeinſchaft mit Chriſto. Er hat durch die Liebe das ewige Leben für die Seinen erworben, und wer in Liebe mit ihm verbunden iſt, nimmt Theil an ſeiner Herrlichkeit.

Siebzehntes Kapitel.

Es vergingen mehrere Wochen, ehe die Ausrüſtung und Einübung der Landwehr vollendet war. Während dieſer Zeit hatte Theodor nur wenig Mußeſtunden, und diejenigen, die er noch fand, widmete er meiſtens dem heitern geſelligen Umgang mit ſeinen Freunden.

Auch einige theologiſche Geſpräche hatte er mit Johannes und dem alten Pfarrer, denen er ſeine jetzigen Ueberzeugungen über die wichtigen Gegenſtände der Glaubenslehre mittheilte, ohne daß er ſie ganz darüber verſtändigen konnte. Was er ihnen von ſeiner Anſicht von der Offenbarung und der Gottheit Chriſti ſagte, kam ihnen zu klügelnd und ungläubig vor. An der Idee der Offenbarung, wie er ſie faßte, ſchien ihnen das Wunderbare, Geheimnißvolle, Ehrfurchtgebietende zu fehlen; und ſeine Anſicht von Chriſto als den Inbegriff aller Schönheit und

und Vollkommenheit reichte ihnen nicht an die Erhabenheit des einfachen Gedankens, daß er der Sohn Gottes oder der menſchgewordene Gott ſey. Vergebens bemühte er ſich, ſie zu überzeugen, daß er daſſelbe glaube und fühle, was dieſe Ausdrücke ſagen. Was iſt Gott? ſagte er: das Höchſte und Vollkommenſte, vor welchem wir uns in tiefſter Demuth beugen, und zu dem wir mit dem feſteſten Vertrauen emporblicken. Und was kann der menſchgewordene Gott anders ſeyn, als die Erſcheinung des Menſchlichen in derjenigen Vollendung und Herrlichkeit, welche an das Unbedingte und Ueberſchwengliche hinanreicht; vor welchem wir uns demüthig beugen, wie vor keiner andern menſchlichen Größe; zu welcher wir ein ſolches Vertrauen faſſen, wie uns kein anderer Menſch wie ſehr wir ihn verehren und lieben mögen, einflößen kann?

Theodor dachte für ſich reiflich über die Verſchiedenheit der Ueberzeugung, welche zwiſchen ihm und ſeinen Freunden Statt hatte, nach; und alles ſchien ihm nur auf den höhern oder niedern Grad der Klarheit im Nachdenken zurückzukommen. Sie können nicht, dachte er, was ſie fühlen, ſo mit dem Lichte des

beobach-

beobachtenden Verſtandes erhellen, wie ich es vermag; bei ihnen iſt das Gefühl vorherrſchend, und darum ſcheint es ihnen ſtärker und tiefer zu ſeyn; ſie ſind dabei mehr in Demuth hingegeben, ihr Glaube iſt kindlicher. Aber geſteh' ichs nur, ſie ſind in ihrem Glauben auch feſter und ſeliger! Hat ſich nicht bei mir der Verſtand lange Zeit übermüthig ſein ſelbſt überhoben, und wie viele Mühe hat es mich gekoſtet, bis ich ihn in ſeine Schranken zurückgewieſen habe? Und wer ſteht mir dafür, daß er ſich nicht abermals empört, und mir die Früchte meiner Anſtrengungen wieder entreißt, oder doch ihren Genuß verbittert? Wie wahr iſt das Wort: Selig ſind die, welche nicht ſehen und doch glauben! Iſt nicht der Glaube dann erſt recht beruhigend, wenn wir allem Beſtreben, das Geglaubte zu begreifen, entſagt haben? Wie ſehr irren diejenigen, welche ſich um die religiöſe Wohlfahrt der Menſchheit verdient zu machen glauben, wenn ſie recht viel verſtändige Aufklärung unter dem Volke verbreiten! Allerdings muß immer dem Aberglauben entgegen gearbeitet werden, und die Fackel des Verſtandes immer heller leuchten, weil die Bildung der Menſchheit nie ſtille ſtehen kann; aber es gibt Heiligthümer, welche ewig

im

im ehrwürdigen Dunkel bleiben müſſen, wenn ſie nicht entweihet werden ſollen.

Ueber einen andern Punkt konnte ſich Theodor leichter mit Johannes verſtändigen: es war die Frage, ob es im Geiſte des Chriſtenthums liege, das Vaterland zu lieben und für daſſelbe das Schwert zu ziehen. Das Ergebniß ihrer Unterredungen war ungefähr folgendes.

Das Chriſtenthum, als die ewige reine Religion der Menſchheit aller Völker und Zeiten, iſt über jeden Volksunterſchied und alle Staatseinrichtungen erhaben; Chriſti Reich iſt nicht von dieſer Welt. Aber weil Volksthümlichkeit und Staatsweſen die nothwendigen Beſchränkungen und Erziehungsmittel der Menſchheit ſind, weil ſich darin der Geiſt der Liebe und Gerechtigkeit gleichſam verkörpert: ſo ſind ſie dem Chriſten keinesweges gleichgültig, er eifert für ihre Erhaltung mit thätiger Liebe, und derjenige iſt ſein Feind, der ſie zu zerſtören trachtet. Wie er auf Erden lebt, obgleich ſein Wandel im Himmel iſt; ſo hält er feſt und warm an der beſondern Gemeinſchaft ſeines Volks, obgleich er auch in höherer Gemeinſchaft mit allen Menſchen und Chriſten ſteht. Den Einwurf, daß die erſten Chriſten

 kein

kein Vaterland anerkannt und ſich vom Staatsweſen zurückgezogen haben, hoben ſich beide ſo: den Chriſten mußten damals die Staatsgemeinſchaft mit der kirchlichen Gemeinſchaft unvereinbar ſeyn, weil jene unchriſtlich, und die Regierung des jüdiſchen und römiſchen Staats gegen das Chriſtenthum feindlich geſinnt war, während jetzt das Verhältniß des Staates zur Kirche nur wie das des Aeußern gegen das Innere, des Beſonderen gegen das Allgemeine, nicht aber feindlich und unverträglich iſt.

Nicht ſo leicht wurde ihnen die Löſung der Schwierigkeit, welche in dem bekannten Ausſpruch Chriſti liegt: „Ich ſage euch, daß man nicht dem Ungerechten widerſtehen ſoll, ſondern ſo dir jemand einen Streich gibt auf deinen rechten Backen, dem biete den andern auch dar. Und ſo jemand mit dir rechten will und deinen Rock nehmen, dem laſſe auch den Mantel.“ Hiermit ſcheint alle Theilnahme an Rache- und Vertheidigungskriegen verboten zu ſeyn, und eine ſolche leidende Hingebung ſtimmt ſehr gut zu der Gleichgültigkeit gegen Vaterland und Volksthum, welche die erſten Chriſten hatten.

Johan-

Johannes war der Meinung, daß dieſes nur für die erſten Chriſten geſagt ſey, welchen nichts übrig blieb, als die über ſie verhängten Verfolgungen geduldig zu ertragen. Durch Widerſtand wären ſie ganz aus ihrem Kreiſe herausgetreten; die Wahrheit ſollte durch ihre eigene innere Kraft ſiegen. Chriſtus ſagte zu Petrus: ſtecke dein Schwert in deine Scheide! und zu Pilatus: Wäre mein Reich von dieſer Welt, ſo würden meine Diener darob kämpfen, daß ich den Juden nicht überliefert würde; nun aber iſt mein Reich kein ſolches. So durften auch die erſten Chriſten nicht der Gewalt widerſtehen, die ſich gegen ſie ſetzte. Anders aber iſt es mit uns, die in einem chriſtlichen Staate lebend nicht mit Feinden unſers Glaubens, ſondern nur mit perſönlichen Widerſachern, mit gewöhnlichem Haß und Eigennutz, zu thun haben.

Theodor beſtand darauf, daß die Rede Chriſti ganz allgemein für alle Chriſten in allen Verhältniſſen geſagt ſey; denn ſie ſtehe zu deutlich im Zuſammenhang mit andern ſittlichen Vorſchriften allgemeiner Art, auch ſey die ganze Bergpredigt, in welcher ſie vorkomme, von allgemein gültigem Inhalt. Johannes ſah ſich

genöthigt, dieſes zuzugeben. Endlich vereinigten ſich beide dahin, daß Jeſus in jener Stelle das höchſte Ideal chriſtlicher Friedfertigkeit aufgeſtellt habe, dem zwar jeder Chriſt nachſtreben müſſe, das er aber nicht raſch zur Unzeit verwirklichen dürfe. Der Chriſt ſoll und will gern mit der ganzen Natur in Frieden leben; demungeachtet muß er die Raubthiere bekriegen, weil ſie für die Stimme der Vernunft und Liebe taub ſind. So ſucht er auch mit allen Menſchen Frieden, und um des Friedens willen erträgt er gern manche Beleidigungen in der Hoffnung, daß die Beleidiger durch ſeine Großmuth beſchämt ihre Fehler bereuen, und ſelbſt zur Verſöhnung die Hand bieten werden. So lange es aber unbändige Raubthiere unter den Menſchen gibt, iſt eine ſolche Großmuth vergeblich verſchwendet, es hieße dieß Perlen vor die Säue werfen; und darum wird der Chriſt jenes Geſetz Chriſti nur da befolgen, wo es Statt finden kann, unter Menſchen, welche von der Großmuth gerührt zu werden fähig ſind. Dieſes Geſetz iſt vollkommen anwendbar in der Familie, unter Freunden, wo die augenblickliche Leidenſchaft Unheil anſtiften kann, aber gewiß bald wieder der Liebe weicht. Aber die ganze chriſtliche Kirche ſoll ja eine Familie ſeyn;

und darum iſt der Ausſpruch Chriſti nichts weniger als bloß zeitgemäß und ganz unanwendbar auf unſere Verhältniſſe. Nur dürfen wir ihn nicht blind und ohne Unterſchied anwenden. Wollten wir, wie die Schwärmer und Myſtiker, uns alles Kriegs enthalten, ſo würde die Rohheit der Eroberungs- und Rachſucht herrſchen, und die Beſſeren würden die Sclaven der Schlechteren; dieſe Nachgiebigkeit würde nur aus Liebloſigkeit, aus Mangel an Eifer für Gerechtigkeit und Ordnung hervorgehen. So lange noch Rohheit und Gewaltthätigkeit das Menſchenleben zu zerſtören drohen, ſo lange laßt uns die Schutzwehr gebrauchen, welche uns allein davor ſichert, laßt uns tapfer das Schwert führen für den Frieden; wo aber die geiſtlichen Waffen der Liebe, Großmuth und Verleugnung helfen, da werfen wir das Schwert, das wir doch nur nothgedrungen führen, weg, und ſtellen den geſtörten Frieden durch ſanfte Friedfertigkeit wieder her.

Und doch, fügte Johannes in die Gedanken ſeines Freundes eingehend und ſie weiter führend, hinzu, könnte die Politik auch unſrer Tage, ſobald ſie nur wollte, und ſobald nur Ein Volk den Muth hätte, zuerſt voranzugehen,

hen, in dieſem Geiſte handeln. Eine Nachgiebigkeit, welche nicht aus Feigheit, ſondern aus Liebe entſpränge, müßte auch den leidenſchaftlichſten Gegner beſiegen, und falls ſie es nicht thäte, ſo würde das Volk, auf deſſen Seite das Recht ſo ſehr entſchieden wäre, mit leichter Mühe ſiegen.

Du haſt vollkommen Recht, antwortete Theodor; aber leider haben wir früher nicht in dieſem Geiſte gehandelt, vielmehr die Leidenſchaft und Rachſucht unſerer Feinde hervorgerufen. Nun ſie uns wieder Unrecht thun, und beide Theile in blinder Leidenſchaft gegen einander befangen ſind, kann nur das Schwert entſcheiden. Es ſoll ein Gottesurtheil geſchehen, weil die menſchliche Gerechtigkeit ihr Amt nicht verwalten kann; jeder Krieg iſt ein Gottesurtheil, denn wären die Menſchen klar über das Recht, ſo könnten ſie nicht ſtreiten. So böſe ſind ſie nicht, daß ſie da, wo über Recht und Unrecht vollkommen entſchieden, wo das Urtheil nicht von der Leidenſchaft verwirrt iſt, mit einander einen blutigen Streit beginnen ſollten.

Die Zeit war da, wo die Schaar der Land-

wehr,

wehr, welche Theodor errichtet und geübt hatte, ausziehen ſollte. Den Tag vor dem Auszug empfingen alle Landwehrmänner aus Theodors Dorfe mit ihren Verwandten und Ändern, die ſich anſchloſſen, das heil. Abendmahl, und auch Theodor nahm an dieſer heiligen Handlung Theil.

Johannes hielt vorher eine paſſende Rede über den Text: Niemand hat größere Liebe, denn die, daß er ſein Leben läſſet für ſeine Freunde (Joh. 15, 13.); indem er auf das Beiſpiel Chriſti hinwies und auf den Sinn, in welchem er das Abendmahl eingeſetzt. Ihr geht jetzt hin, ſagte er unter andern, um für das Vaterland, für den eignen Heerd, für Weib und Kinder, für Eure Freunde und Volksgenoſſen zu ſtreiten, und, wenn es Gottes Wille iſt, das Leben zu laſſen. Dazu ſollt Ihr Euch weihen und ſtärken im Genuß des Liebesmahls; Ihr ſollt es in demſelben Geiſte genießen, in welchem es Chriſtus einſetzte, als er hinging in den Tod für das Heil der Welt. Möge mit der Speiſe und dem Trank, welche Euch der Diener des Altars an Chriſti Stelle reicht, die Ihr mit Euren Brüdern zugleich empfangt, die Kraft der Liebe Euer ganzes We-

ſen durchdringen; möge Euch die Gegenwart deſſen, von welchem alle Lebenskraft der Gemeinde ausgeht, deſſen Geiſt in jedem frommen Gefühl, in jedem heiligen Gedanken ſich wirkſam erweiſ't, mächtig ergreifen, daß Ihr, wie er, gern das Kreuz auf Euch nehmt und freudig für Eure Brüder in den Tod geht!

Wie dieß Mal das Abendmahl gefeiert wurde, war es in der That ein Liebesmahl, dergleichen die erſten Chriſten feierten, und unſer Freund war ſo ſehr davon ergriffen, daß, als er die heil. Speiſe empfing, ihm eine magiſche Kraft ſein ganzes Weſen zu durchſtrömen ſchien. Er fühlte lebhaft, was die frommen Kirchenlehrer behauptet, und wofür Luther ſo tapfer geſtritten, daß Brod und Wein nicht bloße Zeichen ſind, ſondern den Leib und das Blut Chriſti wirklich enthalten. Nach geendigtem Gottesdienſt fiel er ſeinem Johannes um den Hals, und dankte ihm gerührt für die geiſtige Nahrung, die er ihm in dem verkündigten Wort und dem dargereichten Sacrament mitgetheilt hatte.

Die Stunde des Abſchieds ſchlug. Theodor riß ſich von der weinenden Friederike los, und

auch

auch von Johannes mußte er ſich trennen, welchem ſeine Beſtimmung als Feldprediger eines größeren Heerhauſens nicht erlaubte, mit ſeinem Freunde vereint zu ziehen. Doch hofften ſie ſich öfters zu treffen, da Theodors Schaar zu jenem Herrhauſen gehörte.

Acht=

Achtzehntes Kapitel.

Unſer Freund hatte ſchon während der Uebungszeit die Erfahrung gemacht, daß die Geduld die unentbehrliche Begleiterin der Begeiſterung ſey. Im friſchen Rauſche der Vaterlandsliebe der Gefahr keck entgegen zu gehen, und mit raſcher Hand das Loos des Lebens oder des Todes zu ziehen, dieß ſchien ihm weit leichter, als ermüdende geiſtloſe und langweilige Arbeiten, welche erſt langſam den Weg zum Ziele bahnen, dem die Begeiſterung augenblicklich entgegenfliegen möchte, auszuhalten, und dabei das Feuer nicht erkalten zu laſſen. Er hatte ſich mit dem Gedanken getröſtet, daß es in keinem Gebiet des menſchlichen Lebens anders ſey. Muß nicht der Dichter, den die Idee eines großen Werks entflammt, mühſame Vorarbeiten unternehmen, Geſchichte und Sitten der Zeit, in welcher ſein Held auftritt, erfor-

ſchen,

ſchen, und zuletzt noch bei der Ausarbeitung jedes Wort und jeden Versfuß auf die Wagſchale legen? Darin bewährt ſich die wahre Gediegenheit und Nachhaltigkeit der Begeiſterung, daß ſie alle dieſe Prüfungen beſteht, ohne ihre friſche Kraft zu verlieren.

Aber die ſchlimmſte Geduldsprobe ſtand unſerm Freunde erſt im Felde ſelbſt bevor. Er und alle andern Krieger, welche nicht der Lebensberuf, ſondern die Vaterlandsliebe ins Feld geführt, hatten gehofft, man werde die kampfdürſtenden Schaaren ſchnell dem durch Niederlagen entmuthigten Feinde entgegenführen; und die Länder, welche noch unter deſſen Botmäßigkeit ſeufzten, hofften nichts ſehnlicher als die Ankunft ihrer Befreier, um ſich an ihre Schaaren anzuſchließen, und ihre Unterdrücker mit verjagen zu helfen. Aber eine Woche verging nach der andern, während man unthätig im Felde ſtand. Endlich wurde das Heer dichter zuſammengezogen, und da man zugleich Kunde hatte von dem Anrücken neuer feindlicher Streitkräfte, ſo ſah man einer nahen Schlacht entgegen.

Um dieſe Zeit hatte Theodor öfters die Freude, ſeinen Freund Johannes zu ſehen, der,

da er dem Hauptquartier näher war, und mit den höhern Befehlshabern öſters in Berührung kam, nicht nur Nachrichten einzuſammeln, ſondern auch die in den höhern Kreiſen des Heeres herrſchende Stimmung zu beobachten Gelegenheit hatte. Was er ſeinem Freunde über letztere mittheilte, war nicht dazu geeignet, frohe Hoffnungen zu erwecken. Die meiſten, ſagte er, leben noch in der alten Anſicht, und wollen den Krieg auf die alte Art führen. Den Geiſt, der im Volke aufgewacht iſt, begreifen ſie nicht, und kennen und ſchätzen deſſen Kräfte nicht. Sie verachten die Landwehr, weil ſie noch nicht vollkommen geübt iſt; ein Heer von Miethlingen wäre ihnen viel lieber. Aus dieſem Mangel an Vertrauen fließt auch die Trägheit und Unentſchloſſenheit, mit welcher man die Bewegungen des Heeres leitet. Auf den allgemeinen Aufſtand des Volks wagen ſie nicht zu rechnen, weil ſie dieſem nicht ſo viel Muth zutrauen; und was ſie nicht hoffen, das fürchten ſie ſogar, ſie beſorgen Empörung und Umwälzung.

„Ach! ſagte Theodor, das iſt noch die ſchlimmſte Probe, die unſere Begeiſterung zu beſtehen hat; zurückgehalten und durch Zögerung abge-

ſpannt

ſpannt zu werden, iſt ſchon ſchlimm; aber Mißtrauen iſt tödtendes Gift!

Wann hat, antwortete Johannes, die Begeiſterung nicht Mißtrauen erfahren? Sie iſt ein Fremdling auf dieſer trägen Erde, und was dieſer angehört, ſieht ſie theils mit ſtaunenden, theils mit argwöhniſchen Blicken an. Ihre innere Kraft iſt das Vertrauen, das ſich dann erſt recht bewährt, wenn es dem Mißtrauen gegenüber nicht wankt. Sey ruhig, mein Freund! Jene Alltagsmenſchen wiſſen ſich nicht in die neue Zeit zu finden; wenn ſie erſt die Thaten der Begeiſterung ſehen, dann werden ſie an ſie glauben.

Werden ſie glauben, verſetzte Theodor mit traurigem Ernſt, wenn ſie erſt geſehen haben? Selig ſind die, welche nicht ſehen und doch glauben, heißt es auch hier!

Der Tag der Entſcheidung rückte heran, und den Abend vorher wurde Gottesdienſt gehalten. Johannes ſprach über die Worte: Sey getreu bis zum Tode, ſo will ich dir die Krone des Lebens geben (Offenb. 2, 10.); und führte den Gedanken aus, daß erſt in der Todesgefahr ſich die wahre Treue bewähre. Leicht könne man einen Vorſatz faſſen, ein Verſprechen geben, und auch wohl demſelben treu bleiben,

ben, ſo lange nicht bedeutende Schwierigkeiten einträten; wenn aber Kampf drohe, wenn man ſagar das Leben dran zu ſetzen habe, dann beweiſe man erſt, daß man unabhängig von den Umſtänden und den Antrieben des Fleiſches und Blutes etwas gewollt habe, und das Gewollte feſt halten könne, wie es des Chriſten, der im Geiſte leben und handeln ſolle, allein würdig ſey. Kinder, ſagte er, beweiſt, daß ihr nicht aus knechtiſchem Gehorſam, nicht aus Eigennutz und Rachſucht, nicht vom Drang der Umſtände oder von der Sucht der Nachahmung fortgezogen, hieher gekommen ſeyd: ſondern daß ihr als freie Männer und Chriſten, denen die edelſten Güter der Freiheit und Gerechtigkeit über alles theuer ſind, welche wiſſen, was ſie wollen, und ihrem Willen treu zu bleiben vermögen, in den Kampf für die Ehre und die Wohlfahrt des Vaterlandes gehen wollt. Fürchtet euch nicht vor dem Tode, ſondern vor der Schande, als feige Knechte der Todesfurcht von eurem Poſten zu weichen, und das Vertrauen, das die Brüder auf euch geſetzt haben, zu täuſchen; ja noch mehr als vor der Schande, welche dann die Welt auf euch legen wird, fürchtet euch vor dem Gefühl der Selbſtvernichtung, welches die Treu- und

Ehrloſigkeit mit ſich führt. Wer ſeinem Verſprechen untreu wird, wird ſich ſelbſt untreu und verliert ſich ſelbſt. Hat er das, was er gewollt, nicht ausgeführt, ſo hat er entweder ſich nicht ſelbſt entſchloſſen, und ſein Entſchluß wurde ihm wie einem Knechte aufgedrungen; oder, war es ſein freier Entſchluß, ſo hat er nicht ſelbſt gehandelt, als er demſelben untreu wurde, der fleiſchliche Trieb, die Furcht, hat gehandelt, die Umſtände haben ihn mit fortgeriſſen; genug, er ſteht mit ſich ſelbſt im Zwieſpalt, und iſt an ſich ſelbſt irre geworden, ein niederſchlagendes, ertödtendes Gefühl! Hierauf ſprach der Prediger von der Krone des Lebens, welche den Treuen erwarte. Findet ihr den Tod, ſo geht ihr, indem ihr euch ſelbſt und eurem geiſtigen Weſen treu bleibt, in das Leben über, wo kein Wechſel mehr droht; wo ihr nicht mehr mit Fleiſch und Blut zu kämpfen habt, ſondern euch ewig der reinen freien ſeligen Natur des Geiſtes freut; wo ihr denen angehört, welche im Geiſte gelebt und geſiegt haben, Chriſto und ſeinen Frommen; und wo ihr ſelbſt noch mit denen verbunden bleibt, welche hier auf Erden euch wahrhaft theuer und eigen ſind, die, wie ihr, im Geiſte leben und handeln. Iſt euch aber

das

das Todesloos nicht beſchieden, ſo gewinnt ihr mehr als euer irdiſches Leben; euer geiſtiges Leben, die Kraft eurer Seele hat ſich gemehrt durch das Gefühl der erfüllten Pflicht, der bewahrten Selbſtſtändigkeit; ihr lebt in dieſem ſeligen Gefühl ein erhöhtes Leben, und genießt ſchon hier den Vorſchmack der ewigen Seligkeit.

Die Krieger waren vom beſten Geiſte beſeelt, beſonders auch die von Theodors Schaar. Theodor durchging, nach geendigtem Gottesdienſt, die Reihen, gab jedem Einzelnen die Hand (er kannte Alle und viele waren ſeine Jugendgenoſſen), und verſprach ihnen, mit ihnen treu auszuhalten. Der überall wiederempfangene Druck der Hand beurkundete die wahrhafte Einſtimmigkeit der Herzen, und Theodor war ſo ſehr von dieſer freudigen Erfahrung ergriffen, daß er zuletzt noch mit hoher Begeiſterung eine kleine Rede an ſeine Schaar hielt und mit den Worten ſchloß: Wir wollen treu ſeyn bis zum Tode, wir werden ſiegen oder ſterben!

Die nun einbrechende Nacht wurde unter freiem Himmel zugebracht. Die Wachtfeuer verbreiteten ſich über das Feld, und auch die

jenſeitigen Anhöhen, welche der Feind beſetzt hielt, waren von unzähligen Feuern beleuchtet. Ruhig wölbte ſich über dieſem Schauſpiel der heitere Himmel mit ſeinen Sternen.

Ach! ſagte Theodor: wem das Herz ſo ruhig, heiter, von ſo reinem Licht durchſtrahlt ſeyn könnte! Dieſe lodernden Feuer ſind ein Bild des menſchlichen Muthes, in welchem ein Fünkchen reiner Begeiſterung, von irdiſcher Leidenſchaft getrübt, zur unreinen verzehrenden Flamme auflodert. Er ſaß, in ſeinen Mantel gehüllt, in Nachdenken verloren, einige Schritte vom Wachtfeuer entfernt, um welches ſich die Krieger gelagert hatten. Die Erinnerung ſeines ganzen Lebens ging an ihm vorüber, und der Gedanke der Ewigkeit durchſchauerte ihn; aber es war nicht der Schauer des Schreckens, ſondern der freudigen ſtarken Erhebung. Nur der Gedanke an die verlaſſene Friederike zog ihn nach der Welt zurück, und erfüllte ihn mit Wehmuth. Er betete zum erſten Mal wieder nach langer Zeit. Oft hatte er ernſte heilige Augenblicke der Betrachtung ge-

 habt,

habt, wo ihm die Wahrheit, der höchſte Werth des Lebens, das wahre Weſen der Dinge, das höchſte Ziel alles menſchlichen Strebens, im reinen Lichte einer höheren Welt erſchienen war, Augenblicke, durch die er ſich erhoben und geläutert fühlte. Jetzt aber floß alles dieß zuſammen in den lebendigen erhabenen Gedanken an den himmliſchen Vater, zu dem das Troſt- und Stärkung-bedürftige Kind mit demüthiger Zuverſicht aufblickte. Es war eine Art von unbewußter Entzückung, in welcher ſich unſer Freund befand, oder vielmehr ein Zuſtand eines höheren Bewußtſeyns; und als ſich das Herz in unausgeſprochenen Seufzern ſeines Drangs entledigt hatte, und er wieder zu ſich ſelbſt kam, erfüllte ihn das freudigſte Gefühl, das er je in ſeinem Leben empfunden hatte. Er ſank auf ſeine Kniee, und rief: O Dank dir, himmliſcher Vater, daß du dich haſt wieder finden laſſen von dem dir entwandten ungetreuen Kinde! O laß mich nie wieder von dir weichen, erhalte mich in deiner Furcht und Liebe bis ans Ende.

Hatte Theodor vorher dem Kampfe mit ungeduldigem Muth entgegengeſehen, ſo war er nun vollkommen ruhig und heiter. Der Morgen brach an, die Kanonenſchüſſe der Vorhut verkündigten die Eröffnung des Kampfes. Die Hauptmacht des Heers, und mit ihr Theodors Schaar, erhielt Befehl vorzurücken. Es geſchah, und letztere kam auf einige Minuten ins feindliche Feuer, das ſie ruhig ſtehend aushalten mußte. Es fuhren einige Kanonenkugeln über unſern Freund hin, und eine ſchlug ſogar in ſeine Reihen ein, und riß etliche Männer nieder. Da überlief ihn einen kurzen Augenblick ein Schauer von Furcht, er ermannte ſich aber im Andenken an die heilige Stunde der Nacht, und ordnete ſchnell die etwas in Verwirrung gerathenen Glieder ſeiner Schaar; und in dieſem Augenblick kam der Befehl, daß er auf die vorliegende Anhöhe losrücken, und den Feind von da vertreiben ſollte.

Theodor führte dieſen Befehl mit Klarheit und Sicherheit aus, und es gelang ihm, den

Poſten einzunehmen, ohne dabei viel zu verlieren. Es gelang ihm ein zweites Vorrücken eben ſo glücklich, und in ihm und den Seinigen lebte die Zuverſicht des Sieges. Aber bald wurde der Befehl zum Rückzuge gegeben, der unſerm Freunde gleich unbegreiflich und niederſchlagend war. In der Folge hörte er, daß der Feind neue überlegene Streitkräfte in die rechte Flanke des verbündeten Heeres geführt, und es zu umgehen gedroht hatte; weßwegen man ſich genöthigt geſehen, ſich bei Zeiten zurückzuziehen, um ſich nicht den Rückweg abſchneiden zu laſſen.

Die Muthloſigkeit, welche der Befehl zum Rückzug verbreitete, riß viele, auch der Muthigſten und Begeiſtertſten mit ſich fort, und ſelbſt unſer Freund konnte ſich nur mit Mühe dagegen halten. Eine neue Prüfung; dachte er. Siegend zu ſterben, wie ſchön! Den Tod in der allgemeinen Niederlage zu finden, wie tröſtlich! Aber den Verluſt des Sieges überleben zu müſſen, iſt hart! Doch der iſt kein

Held,

Held, der nicht die Schläge des Schickſals erfahren; das iſt nicht die wahre Begeiſterung, die ſogleich nach dem erſten mißlungenen Anlauf ermattet. Geduld! ſelbſt dann Geduld, wenn uns das Schwert aus der Hand gewunden, wenn die Knechtſchaft auf ewig entſchieden iſt. Des Herrn Wille geſchehe.

Neun-

Neunzehntes Kapitel.

Das Heer hatte ſeinen Rückzug in guter Ordnung vollendet, und etliche Märſche weiter rückwärts eine neue vortheilhafte Stellung bezogen. Da neue Streitkräfte dazu geſtoßen und andere im Anzuge waren: ſo kehrte der Muth und die Hoffnung wieder zurück, und Allen ſchien der Sieg dies Mal nicht zweifelhaft zu ſeyn.

Theodor, deſſen Entſchloſſenheit und klarer Blick ſich ſeinem Oberbefehlshaber in der vorigen Schlacht bewährt hatte, wurde jetzt in die Vorhut geſtellt, und ihm der Befehl über die leichteren Truppen zugetheilt, welche ſeiner Schaar beigefügt wurden.

Es

Es kam darauf an, das Heer von dieſer Seite vor dem Umgehen zu ſichern, und den Feind in allen ſeinen Bewegungen genau zu beobachten. Theodor erkundete die Gegend ſorgfältig, und nahm ſein Quartier in einem Dorfe, welches mit zu den wichtigſten Punkten gehörte, welche gehalten werden mußten. Er wurde von dem daſelbſt wohnenden Edelmann mit zuvorkommender Gaſtfreiheit aufgenommen.

Ich hoffte nicht, ſagte er, als er bei ihm eintrat, den Beſitzer dieſes Gutes, das in den Bereich des Schlachtfeldes eingeſchloſſen iſt, anweſend zu finden.

Das Vertrauen zu den ſiegreichen Waffen der Verbündeten, antwortete der Edelmann, und die Rückſicht, daß es im Fall des Unglücks meinem Gute in meiner Abweſenheit noch ſchlimmer ergehen würde, hat mich zurückgehalten.

Theodor lobte dieſen Entſchluß, und ließ ſich ſein Quartier anweiſen. Doch fand er da keine Ruhe; er ging wieder hinaus vor das

Dorf,

Dorf, und beſtieg eine Anhöhe, von welcher man einen Theil der umliegenden Gegend überſehen konnte.

Als er zurückkam, war es ſchon finſter geworden, und da ſich zufälliger Weiſe niemand an der Thüre des Hauſes fand, ſo verfehlte er den Weg zu ſeinem Zimmer, und gerieth in eine andere Abtheilung des weitläufigen Gebäudes. Er war in Gedanken, und bemerkte ſeinen Irrthum nicht; in der Meinung, er befinde ſich vor ſeinem Zimmer, öffnete er eine Thüre, fand ſich aber nicht wenig überraſcht durch das, was er da ſah. Das Zimmer war dunkel, aber in einem daran ſtoßenden Cabinet, welches ein halb aufgezogener Vorhang davon trennte, brannte eine Lampe, deren heller Schein auf ein mit Blumen bekränztes Muttergottesbild fiel, vor welchem eine weibliche Geſtalt betend kniete. Theodor war von dem Anblick feſtgehalten, und wagte keinen Schritt weder vorwärts noch rückwärts. Seine Augen ruheten auf der betenden Geſtalt, deren blonde

Locken

Locken auf das weiße Gewand herabfielen, das in reichen Falten den ſchlanken Leib umgab. Ihr Geſicht konnte er nicht ſehen, aber der ſchöne Kopf hob ſich andächtig nach dem Bilde empor, und die zarten weißen Hände waren zum Gebet gefaltet.

Theodor mochte wohl mehrere Minuten, im Anſchaun verloren, da geſtanden haben, als ein von ihm unwillkührlich verurſachtes Geräuſch die ſchöne Beterin in ihrer Andacht ſtörte. Sie wandte ihre großen blauen Augen nach ihm, und in dieſem Augenblicke war unſerm Freunde, als ob der Schein der Lampe und der Glanz des farbenreichen Bildes von einem himmliſchen Lichtſtrahl ausgelöſcht würden, der ihn blendete und verwirrte. Sie ſtand auf, nahm eine Kerze, und ging ihm entgegen. Er war verlegen und entſchuldigte ſich, daß er ſie geſtört habe; ſie beruhigte ihn aber, und ſagte mit unbeſchreiblicher Milde und Anmuth: Der Inhalt meines Gebetes ging Sie näher an, als Sie glauben; ich betete für den Sieg der

deut-

deutſchen Sache. Möge das Bewußtſeyn, daß viele Tauſend, wie ich, inbrünſtige Gebete für den Sieg Ihrer Waffen gen Himmel ſenden, Ihren Muth und Ihre Kraft im Kampfe ſtärken.

Theodor war in einer wunderbaren Stimmung; er glaubte einen Engel des Himmels von ätheriſchem Licht umfloſſen, vor ſich zu ſehen. In dieſem Augenblick hörte er draußen ſeinen Namen rufen, es war ſein Diener, der ihn ängſtlich ſuchte, weil eben eine wichtige Meldung eingelaufen war. Mit einer ſtummen Verbeugung entfernte er ſich von der Unbekannten, und folgte dem Diener halb träumend. Er hörte von dem Boten, daß eine verdächtige Bewegung des Feindes ſeine Gegenwart im Lager erfodere, und ſetzte ſich eilig zu Pferde.

Als er im Lager ankam, überzeugte er ſich bald, daß der Feind das Dunkel der Nacht benutzen wollte, um dieſen Poſten zu umgehen. Er ließ auf der Stelle die nöthige Ge-

genbewegung ausführen, und als der Morgen anbrach, griff er raſch den vorgeſchobenen Haufen der Feinde an. Mit dem Pflichteifer und der Begeiſterung für die gemeinſame Sache, verband ſich jetzt in ſeiner Seele der Gedanke an die ſchöne Beterin. Wenn er nicht ſiegte, ſo war in wenigen Augenblicken das Dorf in der Gewalt des Feindes; daß er zugleich auch für die Sicherheit deren kämpfte, die für ihn ſo fromm gebetet hatte, dieſer Gedanke erhöhte ſeinen Muth; er drang raſch vor und ſchlug den Feind zurück; indem er ihn aber zu hitzig verfolgte, und ſich zu weit vorwagte, traf ihn eine Kugel in den obern Arm, und er ſank bewußtlos vom Pferde.

Man bereitete ein Tragbette von zuſammengeflochtenen Baumäſten, und brachte ihn nach dem Schloſſe zurück. Er lag noch immer bewußtlos. Als man ihn von dem Tragbette herabhob, erwachte er aus ſeiner Betäubung, und ſein Auge begegnete den thränenfeuchten Blicken der frommen Unbekannten, welche auf

der Treppe ſtehend ſich ſorglich nach ihm herüberbog. Ein unbeſchreiblich ſeliges Gefühl ergoß ſich aus ihren Augen in ſein Herz. In dieſem Augenblick aber verurſachte ihm eine etwas unſanfte Bewegung einen ſtechenden Schmerz, der ihm wieder das Bewußtſeyn raubte.

Als er wieder erwachte, fand er ſich in einem Wagen auf der Reiſe, an der Seite ſeines treuen Dieners. Auf ſeine Frage, warum man ihn nicht im Schloſſe gelaſſen habe, erhielt er zur Antwort: dort habe er keine ruhige Pflege finden können, weßwegen der Wundarzt darauf gedrungen, daß man ihn in den Rücken des Heeres bringen ſolle.

Ende des erſten Theiles.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wette, Wilhelm Martin Leberecht <<de>>,

Theodor oder des Zweiflers Weihe Bildungsgeschichte eines evangischen Geistlichen

Bd.: 1

Berlin (1822)

P.o.germ. 1588 x-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10123065-7